

A close-up photograph of a hand against a black background. The hand is covered in vibrant, multi-colored body paint in shades of yellow, green, blue, purple, and pink. The fingers are also painted with these colors, and the nails are painted with matching rainbow colors. The text is centered over the palm area.

Geschlechtersonderwissen
von Expert_innen
für Inter*-
und Trans*themen

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor_in der Philosophie (Dr. phil.)

Vorgelegt im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften FB 05 der Universität Kassel.

Gutachterinnen: Prof. Dr. Mechthild Bereswill; Prof. Dr. Katharina Liebsch

Datum der Disputation: 20.07.2016

Inhaltsverzeichnis

Danksagung.....	1
Einleitung.....	2
I Theoretische Zugänge.....	10
1 Vom Wissensmonopol Professioneller zu vielfältig anerkanntem Wissen.....	10
1.1 Expert_innen aus professionssoziologischer Perspektive.....	14
1.2 Expert_innen des Geschlechts.....	17
2 Geschlechterwissen in der Gegenwartsgesellschaft.....	18
2.1 Das alltagsweltliche Geschlechterwissen.....	19
2.2 Geschlechtersonderwissen von Expert_innen des Geschlechts.....	20
II Methodische Zugänge.....	26
1 Teilnehmende Beobachtung.....	26
2 Die Auswahl von und Interaktion mit den Interviewpartner_innen.....	27
3 Das Forschungstagebuch.....	28
4 Expert_inneninterviews.....	29
5 Die Deutungsmusteranalyse.....	32
III Empirische Rekonstruktion des Geschlechterwissens von Expert_innen....	36
1 Deutungsmuster des Geschlechts.....	37
1.1 Normal*personen – „weil sie in ihrer Zweigeschlechtlichkeit so festgefahren sind im Kopf“. .40	
1.2 Trans*personen – Geschlecht „so zu leben, wie es sich anfühlt“.....	44
1.2.1 Bewertung des Trans*seins früher und heute im Vergleich.....	45
1.2.2 Selbstdefinition als grundlegendste Prämisse.....	46
1.2.3 Trans*sein als ein besonderes Sein.....	50
1.2.4 Über die Infragestellung von Trans*selbstverortungen.....	54

1.2.5 Unterstützung für Trans*personen zwischen Zwang und Notwendigkeit.....	57
1.3 Inter*personen – „eindeutig eine intersexuelle Identität“.....	60
1.3.1 Inter*sein – ein ambivalentes Sein.....	61
1.3.2 Inter*personen als mystische Wesen.....	62
1.3.3 Problematisierung von Inter*personen.....	64
1.3.4 Doktrin von Hilfe und Respekt.....	66
1.4 Zwischenfazit – Geschlechterwissen von Expert_innen über Normal*-, Trans*- und Inter*personen.....	68
2 Über die Bedeutung der Anerkennung des Geschlechts und Geschlechtersonderwissens.....	71
2.1 Von den Auswirkungen geschlechtlicher (Nicht-)Anerkennung – „Wenn ich diesen Kampf nicht aufgenommen hätte, dann wäre ich heute nicht mehr“.....	72
2.1.1 Geschlechtliche Verortung als Lebensnotwendigkeit.....	73
2.1.2 Vom Kampf um die Anerkennung des Geschlechts.....	74
2.1.3 Abweichen von der Norm als Lebensthema.....	78
2.2 Über die Bewertung geschlechtskörperlicher Eingriffe – „Dass Körperbild eben nicht alles ist“.....	79
2.2.1 Grenzziehungen – Natürlicher versus medizinisch veränderter Geschlechtskörper.....	79
2.2.2 Von der Anerkennung im Rahmen alltagsweltlicher Geschlechtskörpernormen.....	82
2.2.3 Ohnmachtsgefühle bei Inter*personen.....	84
2.2.4 Vom Töten und Sterben im Zusammenhang mit Trans*- und Inter*personen.....	87
2.3 Zwischenfazit – Reziprozität von (Ohn-)Macht und der (Nicht-) Anerkennung des Geschlechts(körpers).....	89
3 (Un-)Sicherheit – Vom Ringen mit unterschiedlichem Geschlechterwissen.....	91

3.1 Relative Sicherheit – „man kann das irgendwie ziemlich lernen, Leute auch so zu lesen, wie sie gelesen werden wollen“.....	93
3.1.1 Kompetenter Umgang mit Nichtwissen.....	93
3.1.2 Inkompetenter Umgang mit Nichtwissen als Negativfolie.....	95
3.1.3 Geschlechtliches Sein als Ressource zur geschlechtlichen Wahrnehmung anderer.....	96
3.1.4 Durch Erfahrungen ein alternatives Geschlechterwissen erlernen.....	98
3.1.5 Inkorporiertes Geschlechtersonderwissen als psychotherapeutisches Arbeitsmittel... ..	101
3.1.6 Absicherung des eigenen Geschlechterwissens.....	102
3.2 Unsicherheit – „dieses Gefühl, dass man, das ja etwas mit den eigenen Erfahrungen zu tun hat, oder mit dem Wissen“.....	104
3.2.1 Von der Diskrepanz zwischen Geschlechterwissen und -wahrnehmung.....	104
3.2.2 Zweifel an der professionellen Arbeit.....	108
3.2.3 Verunsicherung des professionellen Geschlechterwissens.....	109
3.2.4 Erklärungsarbeit und Bewältigungsstrategien.....	111
3.2.5 Angst vor Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen.....	114
3.2.6 Gefühlsarbeit zur Reduktion von Unsicherheit.....	115
3.2.7 (Schutz-)Strategien für den Umgang mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen.....	118
3.2.8 Verbergen des Geschlecht(ersonderwissen)s als präventiver Schutz.....	120
3.3 Zwischenfazit – Von der alltäglichen Gefühlsarbeit von Expert_innen des Geschlechts.....	122
4 Einsamkeit – Chancen und Risiken des Alleinseins.....	124
4.1 Rückblickende Erfahrungen der Einsamkeit – „Gut, dann mach ich das“.....	125
4.1.1 Von der Notwendigkeit aus aktivistischer Perspektive selbst Expert_in zu werden.....	125
4.1.2 Von der Notwendigkeit aus professioneller Perspektive Expert_in zu werden.....	128

4.2 Gegenwärtige Erfahrungen der Einsamkeit – „es ist trotzdem notwendig“	131
4.2.1 Vom Alleinsein mit dem Chaos um Trans*wissen.....	131
4.2.2 Von der Ablehnung der Arbeit und des eigenen Seins.....	133
4.2.3 Bestätigung und Hoffnung der Arbeit und des eigenen Seins.....	135
4.3 Zwischenfazit – Einsamkeitserfahrungen von Expert_innen des Geschlechts.....	136
5 Fremdheit – Facetten der Faszination.....	139
5.1 Von der Faszination – „Ich kann mich auch darüber freuen, wenn jemand nicht so eindeutig ist“	140
5.1.1 Geschlechtersonderwissen als Privileg.....	140
5.1.2 Spannung und Unbegreiflichkeit der Inter*- und Trans*geschlechtlichkeit.....	142
5.2 Von der Ambivalenz der Faszination – „es kann nett sein und es kann anstrengend sein“. 143	
5.2.1 Kritik an der Instrumentalisierung von Trans*personen.....	143
5.2.2 Von den Grenzen der Faszination.....	145
5.3 Zwischenfazit – Expert_innen des Geschlechts zwischen zwei Geschlechterordnungen....	146
<i>IV Abschlussbetrachtungen.....</i>	<i>148</i>
<i>Anhang.....</i>	<i>157</i>
<i>Literaturverzeichnis.....</i>	<i>159</i>

Danksagung

Mein Dank gilt im Besonderen meinen Interviewpartner_innen für ihre Offenheit, ihr Vertrauen und die vielen (intimen) Geschichten, Erlebnisse und Deutungen, an denen sie mich teilhaben ließen. Gerade weil Geschlecht und die Frage, wer ein anerkennenswertes Geschlechterwissen hat, im gesamten Feld so kritisch und kontrovers diskutiert wird, gehört besonderer Mut dazu, mit einer zum Zeitpunkt der meisten Interviews noch unbekanntem Person zu sprechen.

Darüber hinaus möchte ich mich bei meinen mich ausnehmend unterstützenden Freundes-, Kolleg_innen-, Familien- und Bekanntenkreisen bedanken. Namen könnten niemals all den Menschen gerecht werden, die mich so lange Zeit, so intensiv, in so unterschiedlicher Form bei dieser Studie unterstützt haben. Ich hoffe, ihr alle wisst, wer gemeint ist.

Ausdrücklich möchte ich mich auch bei den mich außergewöhnlich begleitenden und unterstützenden Gutachterinnen Mechthild Bereswill und Katharina Liebsch bedanken.

Einleitung

„Wir [Interaktivist_innen] sind NICHT bereit, an Veranstaltungen teilzunehmen, welche die Beteiligung 'Betroffener' in erster Linie zur Legitimierung der Veranstaltung und ihrer Beschlüsse brauchen; die ihre Gäste bzw. Redner_innen implizit in 'Inter-Fachleute' und 'Betroffene' teilen, anstatt intergeschlechtliche Expert_innen zu suchen“ (TransInterQueer e.V. 2016a)*

Das einführende Zitat eines Vereins, der sich für „trans -,intergeschlechtliche und queerlebende Menschen“ (TransInterQueer e.V. 2016b) einsetzt, verweist bereits treffend auf das Thema dieser Studie: Es geht darum, wie Expert_innen¹ des Geschlechts Geschlecht thematisieren, sich mit unterschiedlichen Geschlechterwissensformen² auseinandersetzen und sich im Feld zu diesen positionieren. Anlass für diese Studie ist, dass im Diskurs um Inter*- und Trans*personen³ diverse, sich teilweise stark widersprechende und stetig verändernde Formen von Geschlechterwissen co-existieren. Dies verlangt von Expert_innen eine ständige Auseinandersetzung mit diesen unterschiedlichen Geschlechterwissensformen, um als Expert_in anerkannt zu werden, um im eigenverorteten Geschlecht anerkannt zu werden oder/und um darüber zu entscheiden, ob sie andere in ihrem Status als Expert_in anerkennen.

Der Diskurs um Inter*- und Trans*personen lässt sich grob in ein alltagsweltliches, ein professionelles (medizinisches sowie rechtliches und psychotherapeutisches) und ein alternatives (aktivistisches sowie gender- und queertheoretisches) Geschlechterwissen einteilen. Alle diese Betrachtungsweisen sind in sich heterogen und verändern sich stetig, weshalb die Kategorien Geschlecht und Expert_in kontinuierlich neu diskutiert und ausgehandelt werden.

Deutlich wird die Auseinandersetzung bezüglich der Kategorien Geschlecht und Expert_in anhand des in den letzten Jahren geführten Diskurses im Hinblick auf die Fragen, welcher

¹ Mit der Schreibweise des Gender Gap sollen verschiedene, im vorherrschenden Sprachgebrauch unsichtbar gemachte Geschlechter sichtbar gemacht werden (vgl. Herrmann 2007). Er dient somit als „Platzhalter für geschlechtliche Geltungsansprüche und Möglichkeiten“ (Schirmer 2010: 15). Um dem Vorwurf der schlechteren Lesbarkeit bereits zu Beginn einen Riegel vorzuschieben, sei an dieser Stelle Stefanowitsch (2011) zur Lektüre empfohlen.

² Der Begriff „Geschlechterwissen“ wurde 2003 von Dölling eingeführt und anschließend von Wetterer (2008a, 2008b, 2008c) weiterentwickelt (Moser 2010: 10). Im Folgenden beziehe ich mich auf Wetterers Verständnis des Begriffs (vgl. Kapitel I).

³ Die Vorsilben Inter*, Trans* und Normal* fungieren als Sammelbegriffe, unter die Menschen sich geschlechtlich verorten und verortet werden. Sie werden hier so verwendet, wie die Interviewten sie benutzen. Der Asterisk steht als Platzhalter für verschiedene mögliche Wortendungen, worauf im Kapitel III.1. noch einmal detaillierter eingegangen wird.

Umgang mit Inter*- und Trans*personen angemessenen ist und wer diesbezüglich die Entscheidungsmacht hat oder haben sollte. Diese zunehmend öffentlich ausgetragene Diskussion kann vornehmlich auf zahlreiche Interventionen von Aktivist_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich zurückgeführt werden. Hierbei kritisieren Aktivist_innen vor allem den Umgang mit Inter*- und Trans*personen sowohl in Bezug auf alltägliche Diskriminierungen als auch auf die langjährige professionelle Praxis. Medizinisches, rechtliches und psychotherapeutisches Intervenieren wird häufig als verantwortlich für traumatisierende Erfahrungen mit lebenslangen körperlichen und psychischen Nachwirkungen beschrieben. Der Hauptkritikpunkt besteht dabei darin, dass Expert_innen qua Profession⁴ über viele Jahre hinweg darüber entschieden haben, wie Personen ihr geschlechtliches Sein leben dürfen, anstatt Inter*- und Trans*personen selbst über ihr geschlechtliches Sein bestimmen zu lassen oder, wie Aktivist_innen es teilweise fordern, Personen, die sich selbst als Inter* oder Trans* definieren, als Beratungsinstanzen zurate zu ziehen. Theoretisch erworbenes Geschlechterwissen von Expert_innen qua Profession wurde somit lange als anerkannterwerteres Geschlechterwissen angesehen.

So wie gegenwärtig sowohl in der breiten Öffentlichkeit als auch unter Expert_innen qua Profession über Inter*- und Trans*personen gesprochen und geschrieben wird, könnte angenommen werden, dass das Wissen von Aktivist_innen gehört und anerkannt wird. So wurden beispielsweise bei der „Stellungnahme zur Situation intersexueller Menschen in Deutschland“, die im Jahr 2012 vom deutschen Ethikrat erarbeitet wurde, Inter*personen und Eltern von Inter*personen neben Mediziner_innen, Jurist_innen, Therapeut_innen und Sozialwissenschaftler_innen befragt und öffentlich angehört. Das erklärte Ziel dieser Stellungnahme war es, Inter*personen vor Diskriminierung zu schützen, indem Empfehlungen für den gesellschaftlichen, medizinischen und rechtlichen Umgang mit Inter*personen ausgesprochen wurden.

Die proklamierte Mitberücksichtigung des Wissens von Trans*personen zeigt sich beispielsweise daran, dass Artikel von Therapeut_innen auf das Wissen von Trans*personen Bezug nehmen. Dies wird etwa in der Zeitschrift für Sexualforschung (2013) in der „Debatte zum Reformbedarf des Transsexuellengesetzes (TSG)“ deutlich.

⁴ In dieser Studie wird ausschließlich von Expert_innen qua Profession gesprochen, wenn Professionsangehörige gemeint sind, um deutlich zu machen, dass diese aufgrund ihrer Profession als solche angesehen werden. Die Professionsangehörigkeit stellt jedoch nur eine mögliche Form von Expertentum dar. Der Status Expert_in hingegen kann unterschiedlich erworben und definiert werden.

Es zeigt sich also ein ansteigendes Bewusstsein dafür, dass die Perspektiven von Trans*- und Inter*personen mitberücksichtigt werden müssen, wenn es um die Frage geht, wie Professionsangehörige mit Inter*- und Trans*personen umgehen sollten. Das Wissen von Inter*- und Trans*personen wird dabei von Professionsangehörigen allerdings häufig mit dem Wissen von Aktivist_innen gleichgesetzt und daher als nicht-fachlich bewertet. Aktivist_innen sowie Inter*- und Trans*personen seien alle von dem Thema selbst „Betroffene“ und würden daher nur im Eigeninteresse handeln, Professionsangehörige hingegen seien an gesellschaftlichen Werten orientiert und würden eine objektive Perspektive vertreten. Das Wissen von Aktivist_innen gilt daher generell als weniger aner kennenswert. Aktivist_innen erklären allerdings, dass Professionsangehörige häufig selbst nicht Inter* oder Trans* seien und daher nicht über ein notwendiges Erfahrungswissen verfügen würden, um grundlegende Entscheidungen bezüglich Inter*- oder Trans*personen zu treffen. Dies gilt beispielsweise für Entscheidungen, ob ein Mensch operiert werden sollte oder nicht, die getroffen werden, ohne Inter*- oder Trans*personen selbst als Beratungsinstanzen hinzuzuziehen. Auf diesem Diskurs um Geschlechterwissen basiert das Erkenntnisinteresse dieser Studie. Sie fragt danach, wie Geschlecht von Expert_innen des Geschlechts thematisiert wird, auf welches Geschlechterwissen sie sich dabei beziehen, welches Geschlechterwissen von wem als aner kennenswertes Wissen gedeutet wird und wer somit warum von wem als Expert_in anerkannt wird.

Als Expert_innen werden in der vorliegenden Studie Menschen verstanden, die sich im Rahmen aktivistischer und/oder psychotherapeutischer Tätigkeit mit Inter*- und/oder Trans*personen befassen. Konkret wurden acht Interviews mit Aktivist_innen und Therapeut_innen, die sich mit Inter*- oder/und Trans*themen beschäftigen geführt und ausgewertet. Ob diese Menschen sich selbst als Inter*- oder Trans*person verorteten, ist in dieser Studie kein Hinweis darauf, ob sie Therapeut_in oder/und Aktivist_in sind. Aktivist_innen müssen sich nicht als Inter* oder Trans* verorten, um in dieser Studie als Expert_innen ernstgenommen zu werden, genauso wenig, wie Therapeut_innen zwangsläufig nicht als Inter* oder Trans* verortet sind. Damit wird versucht, der Annahme entgegenzuwirken, dass Geschlecht und Geschlechterwissen unmittelbar zusammenhängen. Falls dieser kausale Zusammenhang existiert, so sollte er sich im Datenmaterial zeigen.

Die Fokussierung auf sowohl Inter*- als auch Trans*expert_innen mag Irritationen hervorrufen, da in den vergangenen Jahren insbesondere von Aktivist_innen immer wieder kritisiert wurde, dass Inter*- und Trans*personen keinesfalls so ähnliche Erfahrungen

machen, wie oft argumentiert wird, und dass diese beiden Phänomene unbedingt auseinanderzuhalten seien (Zehnder 2010). Dieser Kritik schließe ich mich an. Da allerdings sowohl im professionellen als auch im alltagsweltlichen Wissen und zum Teil sogar im Geschlechterwissen von Aktivist_innen häufig beide Phänomene in Beziehung zueinander verhandelt werden, sehe ich es als sinnvoll an, das Geschlechterwissen von und über Inter*- und Trans*expert_innen gemeinsam zu untersuchen.

Gender- und queertheoretische Erkenntnisse sowie professionssoziologische Perspektiven bieten eine geeignete Grundlage oben genannte Fragestellungen zu erforschen und werden daher im Folgenden skizziert. Anschließend wird auf die Untersuchungsmethodik eingegangen.

Gender- und queertheoretische Einbettung

Inter*personen werden medizinisch als nicht der zweigeschlechtlichen Norm entsprechend klassifiziert. Die Selbstdefinition derart klassifizierter Menschen kann jedoch sehr vielfältig sein (Kromminga 2005). Trans*personen definieren sich selbst als nicht der geschlechtlichen Norm ihres Geburtsgeschlechts entsprechend. Manche beschreiben sich als geschlechtlich uneindeutig, andere definieren sich eindeutig als beispielsweise Frau mit einem als männlich lesbaren Geburtsgeschlechtskörper.⁵ Ob und welche Handlungen daraus für Trans*personen folgen, wie etwa eine Namensänderung oder die Einnahme von Hormonen, ist unterschiedlich (vgl. Kleiner/Scheunemann 2015).

Bei Inter*- und Trans*personen wurde und wird aus professioneller und alltagsweltlicher Perspektive zumeist von einem gegenwärtigen oder zukünftigen Leiden ausgegangen. Je nachdem, welches Wissen im professionellen Diskurs gerade als anerkennenswert gedeutet wird, variieren die Lösungsvorschläge für das Leiden von Trans*- oder Inter*personen (vgl. u.a. Groneberg/Zehnder 2008; Hirschauer 1993; Klöppel 2012; Lang 2006; Lindemann 1993; Schirmer 2010; Zehnder 2010). Mediziner_innen, Jurist_innen und Therapeut_innen haben dieses a priori angenommene Leiden als Kriterium für die Notwendigkeit eines

⁵ Der Begriff des Geschlechtskörpers wird in Anlehnung an Lindemann (1993), Dausien (1999), Villa (2006) u.a. verwendet. Damit wird darauf verwiesen, dass dieser in konstruktionstheoretischer, phänomenologischer Perspektive zu verstehen ist. Körper werden entsprechend immer als interaktiv konstruierte geschlechtliche Träger begriffen, sie sind also immer sowohl wahrnehmend als auch wahrgenommen (vgl. Scheunemann 2015). Dies impliziert eine Abgrenzung von einer sexualtheoretischen Perspektive, in der der Begriff des 'Körpergeschlecht[s]' (Sigusch 1992: 122) genutzt wird. Geschlechtskörper werden stärker als in sexualwissenschaftlichen Theorien als kulturell konstruiert und wesentlich weniger als ontologische und somit lediglich medizinisch veränderbare Konstante begriffen.

professionellen Intervenierens benannt: Operative Eingriffe an Inter*personen beispielsweise seien unabdingbar, um ein mögliches Leiden im zwischengeschlechtlichen Sein zu verhindern. Gleiches galt (und gilt teilweise noch immer) für das Begutachten von Trans*personen im Hinblick auf die Frage, ob sie wirklich ihr Geschlecht wechseln wollen. Dadurch soll(te) die retrospektive Wahrnehmung verhindert werden, eine falsche Entscheidung getroffen zu haben (vgl. u.a. Hirschauer 1993; Klöppel 2010).

Im Zuge der radikalisierten Schwulen- und Lesbenbewegungen sowie Trans*- und Inter*bewegungen seit den 1960er Jahren wurde diese Praxis und Perspektive auf Geschlecht zunehmend hinterfragt und heftig kritisiert.⁶ Aktivist_innen sowie Gender- und Queertheoretiker_innen erklären, dass befürchtete und reale Leiden von Inter*- und Trans*personen sei nicht als ein individuelles Problem zu verstehen, sondern stelle ein gesellschaftliches, durch professionelles Intervenieren sogar oftmals erst hervorgebrachtes Problem dar. Bei Inter*personen beispielsweise proklamieren Aktivist_innen und Gender- und Queertheoretiker_innen, dass deren Leiden zumeist aufgrund der Erfahrung von Ablehnung und Tabuisierung entstanden sei. Insbesondere medizinische Interventionen, häufig ohne Mitspracherecht und Aufklärung, sowie mit einem Schweigegebot versehen, werden und wurden kritisch hinterfragt und als höchst problematisch dargestellt (vgl. u.a. Groneberg/Zehnder 2008; Kromminga 2005; Lang 2006; Zehnder 2010).

Insbesondere Aktivist_innen sowie Gender- und Queertheoretiker_innen fordern daher, die Kategorie Geschlecht müsse gesamtgesellschaftlich anders gedacht und verhandelt werden. Unter professionellen und alternativen Expert_innen wird also primär die Frage diskutiert, ob es legitim und erforderlich ist, das Geschlecht anderer Personen durch Expert_innen qua Profession (aus dem medizinischen, psychotherapeutischen und juristischen Bereich) zu beurteilen und entsprechend diesem Urteil Handlungen auszuführen oder Handlungsempfehlungen auszusprechen, die zu medizinischen Eingriffen oder der juristischen (Nicht-)Anerkennung des Geschlechts einer Person führen (vgl. u.a. Beger/Franzen/Genschel 2002; Eckert 2012; Schirmer 2010).

Im öffentlichen und professionellen Diskurs findet diese Kritik zunehmend Gehör. Die Perspektive von Aktivist_innen und Gender- und Queertheoretiker_innen wird vermehrt im Diskurs aufgegriffen und das professionelle Intervenieren bezüglich Inter*- und

⁶ Die radikalisierten Schwulen- und Lesbenbewegungen fingen in den USA an und entwickelten sich nach und nach in Deutschland. Darüber konnten sich auch Trans*- und Inter*bewegungen formieren. Inter*bewegungen sind erst gegen Ende der 1990er Jahre in Deutschland auszumachen (vgl. Schirmer 2010; Klöppel 2011).

Trans*personen wird derzeit kontrovers diskutiert (vgl. u.a. Richter-Appelt 2012). Ob und wie diese Kritik jedoch wirklich anerkannt und auch umgesetzt wird, ist Teilfragestellung dieser Studie.

Professions- und wissenssoziologische Zugänge

Die skizzierten Veränderungen der Anerkennung unterschiedlichen Wissens werden auch in professionssoziologischen Überlegungen konstatiert. So argumentieren beispielsweise Meuser und Nagel (2009), dass der Status einer Person als Expert_in nicht mehr in erster Linie an die Berufsrolle geknüpft ist. Nach der Definition von Meuser und Nagel gilt eine Person dann als Expert_in, wenn ihr von ihrem Umfeld eine „Deutungsmacht“ zugeschrieben wird und sie über ein „Sonderwissen“ (Meuser/Nagel 2009: 38) verfügt. Entsprechend dieser Definition werden Personen als Expert_innen des Geschlechts für Inter*- oder/und Trans*themen verstanden, die über ein Sonderwissen verfügen, das gehört wird. Dieses Kriterium ist dadurch erfüllt, dass sie zu den Themen Inter* oder Trans* öffentlich sprechen, Veranstaltungen (mit-)organisieren und Gutachten schreiben oder publizieren. Pfadenhauer (2003: 208ff) zeigt auf, dass aufgrund der zunehmenden Anerkennung unterschiedlicher Arten von Wissen Professionssoziolog_innen kontrovers darüber diskutieren, ob es zu einer Co-Existenz unterschiedlicher Expert_innen oder gar einer Deprofessionalisierung kommt. Für die Beantwortung der Fragen, wie Geschlecht von Expert_innen des Geschlechts thematisiert wird und auf welches Geschlechterwissen sie sich dabei beziehen, welches Geschlechterwissen also von wem als anerkanntes Wissen gedeutet wird und wer warum von wem als Expert_in anerkannt ist, ist ein wissenssoziologischer Denkansatz unabdingbar.

Zur Vorgehensweise

In dieser Studie wird in Anlehnung an Riemann (1987: 19) davon ausgegangen, dass Kategorien wie Geschlecht oder Expert_innenstatus einen zentralen Stellenwert im sozialen Handeln einnehmen. Dieser Stellenwert wird jedoch nicht vorab festgesetzt, sondern aus dem erhobenen Datenmaterial erarbeitet. Zur Auswertung des Datenmaterials gehört es, zu identifizieren und zu klären, welche Kategorien angenommen oder abgelehnt werden. Ob das Geschlecht oder der Expert_innenstatus einer Person eine Auswirkung auf das Geschlechterwissen dieses Menschen hat, muss sich daher in der Rekonstruktion des

empirischen Materials zeigen. Für diese Studie wurden qualitative Interviews mit acht Expert_innen aus dem psychotherapeutischen und aktivistischen Bereich geführt. In allen Fällen diente der gleiche Leitfaden als Grundlage und es wurde versucht, nicht zwischen dem Wissen von Therapeut_innen und Aktivist_innen zu differenzieren.

Die Begrenzung der Auswahl von Expert_innen auf Aktivist_innen und Therapeut_innen erklärt sich über die Zielsetzung dieser Studie: Es wird herausgearbeitet, wie Geschlecht, Geschlechterwissen sowie Expert_innenrollen konstruiert und ausgehandelt werden. Die Berufsgruppen der Therapeut_innen und Aktivist_innen wurden ausgewählt, da davon ausgegangen wird, dass sie sich mit den Kategorien Geschlecht und Expert_in kritisch auseinandersetzen.

Im Gegensatz zu Aktivist_innen ist die Rolle von Therapeut_innen in Bezug auf Trans*- und Inter*personen nicht eindeutig. Jedoch ist es „zur Gepflogenheit geworden, transidente Menschen nach der Lehre der Psychopathologie zu begutachten“ (Güldenring 2013: 162)⁷. Ähnlich verhält es sich bezüglich Inter*personen. So fordert beispielsweise der deutsche Ethikrat (2012: 173) eine „Aus- und Fortbildung der Ärzte, Hebammen, Psychotherapeuten und des weiteren medizinischen Personals [um sicherzustellen,] dass DSD-Betroffene⁸ so früh wie möglich erkannt und in ein qualifiziertes interdisziplinäres Kompetenzzentrum zur Diagnostik und Behandlung vermittelt werden können“. Entsprechend werden in diese Studie Therapeut_innen als eine besonders relevante Berufsgruppe einbezogen.

Unter Therapeut_innen werden Personen verstanden, die eine medizinische (also psychiatrische), psychoanalytische oder/und psychologische Ausbildung absolviert haben und psychotherapeutisch tätig sind.

Unter Aktivist_innen werden Menschen verstanden, die sich für eine gesellschaftliche Veränderung einsetzen, indem sie beispielsweise auf wissenschaftlichen oder/und Inter*- oder Trans*tagungen sprechen, Demonstrationen organisieren, in teilweise selbst herausgebrachten

⁷ Trans*personen brauchen für eine Vornamens- bzw. Personenstandsänderung gegenwärtig zwei Gutachten. Gutachter_innen müssen nach rechtlichen Vorgaben nicht zwangsläufig medizinisch oder psychotherapeutisch ausgebildet sein, sind es jedoch in der Praxis zumeist. Für eine Hormonbehandlung oder operative Eingriffe schreibt der Medizinische Dienst des Spitzenverbandes Bund der Krankenkassen (MDS) einen „psychiatrischen und/oder psychotherapeutischen Behandlungsprozess“ (Güldenring 2013: 164) vor.

⁸ Der Begriff DSD-betroffen wird kontrovers diskutiert. Die Definition des deutschen Ethikrats (2012: 12) zeigt die Problematik ansatzweise auf: „In seiner ursprünglichen Verwendung steht der Begriff zwar für disorders of sex development (Störungen der sexuellen Entwicklung); der Ethikrat verwendet DSD jedoch im Folgenden in Übereinstimmung mit dem heute in der Debatte in Deutschland vorherrschenden Verständnis als differences of sex development (Unterschiede der sexuellen Entwicklung).“ Trotz dieser neueren Definition wird er in der vorliegenden Studie als unangemessen angesehen, weil er Differenz betont und die Vorstellung einer Störung reproduziert.

Zeitschriften publizieren, sich auf Internetseiten positionieren oder Selbsthilfegruppen mitinitiiieren. Aktivist_innen haben keine beruflich vorgegebene Struktur, etwa in Form einer Ausbildung, die sie durchlaufen, und damit einhergehend auch keine abgesicherte und gesellschaftlich anerkannte Rolle.

Über die Interviews mit acht Expert_innen des Geschlechts hinaus diente die teilnehmende Beobachtung dem besseren Verständnis für das untersuchte Feld. Ich habe unterschiedliche Veranstaltungen über und/oder von Inter*- und Trans*personen besucht und mich im alltäglichen Kontakt mit verschiedensten Personen zu den genannten Themen ausgetauscht. Darüber hinaus habe ich die literarische und mediale Darstellung über und von Inter*- und Trans*personen verfolgt.

Die Auswertung der Interviews orientiert sich an der Deutungsmusteranalyse, die eine Kombination unterschiedlicher methodischer Verstehenszugänge – wie die der dokumentarischen Methode, hermeneutischer Annäherungen und der Grounded Theory – ermöglicht. Deutungsmuster sind „für Handelnde [...] sowohl zur Generierung von Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen als auch zu deren Erklärung und Begründung gegenüber anderen notwendig“ (Ullrich 1999: 4). Daher ist dieser Verstehenszugang besonders geeignet, wenn es darum geht, das Geschlechterwissen von Expert_innen in seiner Komplexität zu erfassen, sowie der Frage nachzugehen, wer warum als Expert_in anerkannt wird.

Vor der Rekonstruktion der Interviews werden zunächst die theoretischen Zugänge und das methodische Vorgehen dieser Studie genauer vorgestellt. Zu Beginn und zum Ende eines jeden empirischen Kapitels findet sich außerdem ein kurzer theoretischer Bezug zu der empirischen Rekonstruktion des jeweiligen Kapitels.

I Theoretische Zugänge

Die vorliegende Studie orientiert sich am Konzept des Geschlechterwissens nach Wetterer (2008a; 2008b; 2008c). Wetterer zeigt auf, wie gewinnbringend es ist, die unterschiedlichen, sich teilweise widersprechenden Geschlechterwissensformen genauer in den Blick zu nehmen, um „ein systematisches Wissen über das Wissen zu erarbeiten“ (Wetterer 2008b: 16). Vor allem im Hinblick auf diskursives und praktisches Wissen werden dadurch gegensätzliche Auffassungen deutlich (Degener 2009: 304; Moser 2010: 54f). Diese unterschiedlichen Sichtweisen werden im Folgenden auch bezüglich des Geschlechterwissens von Expert_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich herausgestellt. Zuvor werden allerdings professionssoziologische Erkenntnisse zu der Veränderung im Umgang mit Wissen vorgestellt, um diese auf den Umgang mit dem Geschlechterwissen beziehen zu können. Außerdem wird in diesem Kapitel herausgearbeitet, wie und warum Expert_innen in dieser Studie definiert werden. Da die Interviewpartner_innen im Wesentlichen sowohl mit alltagsweltlichem Geschlechterwissen als auch mit Geschlechtersonderwissen konfrontiert werden, werden anschließend beide Formen des Geschlechterwissens vorgestellt.

1 Vom Wissensmonopol Professioneller zu vielfältig anerkanntem Wissen

Der Umgang mit Geschlechterwissen hat sich in den letzten Jahren geändert. Sowohl von Expert_innen qua Profession als auch in öffentlichen Auseinandersetzungen wird gegenwärtig vermehrt auf das Wissen von Aktivist_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich Bezug genommen. Diese Veränderungen sind jedoch nicht nur auf Geschlechterwissen begrenzt. Aus professionssoziologischer Perspektive wird dargelegt, dass in der gegenwärtigen Gesellschaft grundsätzlich eine Veränderung im Umgang mit Wissen zu verzeichnen ist; die Veränderung oszilliert zwischen dem Monopolanspruch Professioneller einerseits und einem vielfältigen alternativen Wissen andererseits. Wer in der Gegenwartsgesellschaft warum als Expert_in verstanden werden kann, wird im Folgenden herausgearbeitet. Daraus wird im Anschluss eine Arbeitsdefinition von 'Expert_in' abgeleitet.

Pointiert lässt sich die konstatierte Veränderung im Umgang mit Wissen an den Vokabeln „Wissensgesellschaft“ (Kurz 2010: 14; Pfadenhauer 2003: 166) oder „Expertengesellschaft“ (Pfadenhauer 2003: 30) festmachen. Wetterer (2008a: 10) weist zwar darauf hin, dass der

Begriff tautologisch sei, da jede Gesellschaft eine Wissensgesellschaft sei; die Betonung auf Wissen in der modernen Gesellschaft verdeutlicht allerdings, dass sich die Anerkennung von Wissen aus unterschiedlichen Kontexten verändert hat. Dies zeigt sich beispielsweise, wenn beim Umgang mit Krankheit nicht mehr ausschließlich medizinisches Wissen als anerkanntes Wissen angesehen wird, sondern auch alternative Heilmethoden in Betracht gezogen werden. Die Gesellschaft hat sich, um mit Pfadenhauer (2003: 178) zu sprechen, zu einer „reflexiven' Moderne“ hin verändert. Mit der Begrifflichkeit 'reflexiv' verweist Pfadenhauer darauf, dass grundsätzlich ein Mehr an Wissen produziert wird und dieses öffentlich zugänglich und daher nicht mehr an spezifische Berufsrollen geknüpft ist. Pfadenhauer erklärt in diesem Zusammenhang auch, dass nicht mehr absehbar ist, wer das produzierte Wissen wie nutzt.

Um diese Überlegungen auf das Geschlechterwissen zu beziehen, ist etwa danach zu fragen, wie ein Mensch damit umgeht, wenn ihm eine medizinische Diagnose der geschlechtlichen Uneindeutigkeit mitgeteilt wird. Verdeutlicht werden soll dies an einem Beispiel aus einem der geführten Interviews: Die befragte Person berichtet, sich nach einer medizinischen Diagnose im Internet Rat gesucht zu haben. Die Person beschließt also, selbst aktiv zu werden und sich andere Perspektiven bezüglich der eigenen medizinischen Diagnose anzusehen. Hier wird deutlich, dass, anstatt das Wissen von Expert_innen qua Profession einfach zu akzeptieren und anzunehmen, weitere Sichtweisen miteinbezogen werden. Gegenwärtig wird häufig nicht mehr ausschließlich dem Wissen der professionellen Person vertraut (vgl. Kapitel III 4.1.2).

Es kommt folglich zu einer „Abkopplung des Expertenbegriffs von der Berufsrolle“ (Meuser/Nagel 2009: 44). Somit bringen sich, um mit Keller und Meuser (2011: 9f) zu sprechen, zunehmend auch Personen in Wissensgebiete ein, die zuvor im Zu- und Umgang mit Wissen lediglich als „Laien“ bezeichnet wurden. Durch die erweiterten medialen Möglichkeiten der Aneignung und Weitergabe von Wissen werden jedoch auch diese Personen zunehmend als Expert_innen anerkannt.

Aufgrund dieser Veränderungen im Umgang mit Wissen wird in der Professionssoziologie spekuliert, ob es zu einer Deprofessionalisierung kommt, ob Professionen also zunehmend an gesellschaftlicher Relevanz verlieren (Pfadenhauer 2003). Unter Bezug auf systemtheoretische Perspektiven weist Mieg (2003: 33) allerdings auf den nach wie vor besonderen Status von Professionen hin. So werden Professionen weiterhin spezifische und gesamtgesellschaftlich zentrale Aufgabengebiete zugeschrieben, wie zum Beispiel die Sorge für die Aufrechterhaltung von Gesundheit, Recht und Gerechtigkeit und die Überprüfung von

Geltungsfragen. Expert_innen qua Profession agieren entsprechend, wie Mieg in Anlehnung an Luhmann verdeutlicht, mittels dualer oder binärer Codes (Recht/Unrecht; krank/gesund) und fördern dadurch eine Differenzierung in der Gesellschaft (Mieg 2003: 33). Menschen mit einem von der Norm abweichenden Geschlecht gelten gemäß medizinisch-psychologischer Diagnosehandbücher als krank, ob und welchem Geschlecht eine Person offiziell zugeordnet wird, ist eine Frage des Rechts. Dieser Logik folgend werden sie von Expert_innen qua Profession begutachtet (vgl. Kapitel I 2).

Durch die wissenschaftliche Ausbildung wird also eine Legitimationsgrundlage geschaffen. Maiwald (2004: 43) erklärt, dass das Wissen von Expert_innen qua Profession durch die potentielle Überprüfbarkeit durch Laien als legitimes und vertrauenswürdigen Wissen angesehen wird. Da Laien allerdings im Regelfall nicht über ein äquivalentes Sonderwissen verfügen, kann das Wissen von Professionellen nicht wirklich überprüft werden. Eine Ausnahme ist die intensive Auseinandersetzung mit diesem Wissen, wie es etwa Aktivist_innen tun. Im Regelfall wird das Wissen Professioneller jedoch nicht hinterfragt, da es als vertrauenswürdig gilt, eben weil es wissenschaftlich fundiert und daher gesellschaftlich anerkannt ist. Dadurch, dass diesem Wissen unhinterfragt vertraut wird, so argumentiert Truschkat (2008: 41f), existiert eine eindeutige Deutungsmacht von Professionen im Gegensatz zu anderen Perspektiven auf das gleiche Wissensgebiet.

Weiter verstärkt wird diese Deutungsmacht, indem Expert_innen qua Profession ein weitestgehend autonomes Handeln, auch in der Auswahl neuer Expert_innen qua Profession, zugesprochen wird (Mieg 2003: 15f). Dieser Beobachtung wird mit Bezug auf das Geschlechterwissen in Kapitel I 2.2 weiter nachgegangen. Dort wird aufgezeigt, wie sich die Auswahlkriterien für die Zulassung zur Therapeut_in geändert haben. Trans*personen werden teilweise wegen der eigenen geschlechtlichen Verortung nicht zur Ausbildung als Therapeut_innen zugelassen. Dies war lange Zeit für homosexuelle Personen ebenso der Fall. Der Kreis derer, die als Therapeut_innen angesehen werden, blieb somit auf Menschen begrenzt, die sowohl der geschlechtlichen als auch der sexuellen Norm heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit entsprachen. Dies schlug und schlägt sich sowohl im konkreten Umgang mit Patient_innen und Klient_innen nieder als auch bei der Erarbeitung von psychotherapeutischen Richtlinien, Diagnoseschlüsseln sowie Gesetzestexten (vgl. Biechele/Hammelstein/Heinrich 2006; Güldenring 2009).

Allerdings weist Pfadenhauer (2003) überzeugend darauf hin, dass auch Expert_innen qua Profession in der Gegenwartsgesellschaft von dem Wissen anderer Expert_innen nicht

unbeeinflusst bleiben. Pfadenhauer differenziert dabei zwischen modernen und postmodernen Professionellen sowie Gegenexpert_innen.⁹ Moderne Professionelle charakterisiert sie als „Rollen-Spieler“ und als „Kollektivakteure“. Es ist davon auszugehen, dass ihre Ausführungen über die Charakteristika von modernen und postmodernen Professionellen bis hin zu Gegenexpert_innen auch auf Expert_innen des Geschlechts zutreffen, daher werden sie im Folgenden vorgestellt.

Moderne Professionelle orientieren sich laut Pfadenhauer an als zentral definierten Werten und Normen der Gesellschaft und an der „(von ihnen reklamierte[n]) Problemlösungskompetenz“, die durch einen exklusiven Wissensstand möglich sei. Moderne Professionelle seien somit durch ein Zertifikat der „Bereitschaft, Befähigung und Befugnis“ zur Aufgabenlösung ausgezeichnet und hätten daher Weisungsmacht (Pfadenhauer 2003: 174). Postmoderne Professionelle werden mit ähnlichen Rechten und Pflichten beschrieben, allerdings werden sie als „*verunsicherte* Professionelle“ bezeichnet, die „'andere' (etwa von Gegen-Experten vertretene) Problemsichten und Lösungswege nicht mehr (kategorisch)“ ausschließen würden (Pfadenhauer 2003: 208). Sie hätten entsprechend stärkere Zweifel am eigenen Sonderwissen und würden deshalb alternativer und fallbezogener arbeiten.

Diese Verunsicherung wird von Pfadenhauer über die immer stärker werdende Interventionsmöglichkeit von Gegenexpert_innen – dem dritten für diese Studie relevanten Typ – erklärt. Gegenexpert_innen sind laut Pfadenhauer nicht institutionell legitimiert. Sie bringen alternative Problemdefinitionen und -lösungen durch „Interessengruppen und/oder medial verstärkt“ (Pfadenhauer 2003: 208) in den öffentlichen Diskurs ein. Ob Expert_innen qua Profession aus dem Inter*- und Trans*bereich als verunsichert anzusehen sind und am eigenen Sonderwissen zweifeln, wird in der theoretischen und empirischen Rekonstruktion dieser Studie untersucht. Darüber hinaus wird danach gefragt, ob das Wissen von Aktivist_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich dem professionellen Wissen entgegensteht. Um diese Gegenüberstellung der folgenden Rekonstruktion nicht vorwegzunehmen, wird hier lediglich von Therapeut_innen und Aktivist_innen gesprochen, die alle als Expert_innen angesehen werden.

Festgehalten werden kann an dieser Stelle, dass sich der Monopolanspruch von Professionellen mehr und mehr auflöst. Pfadenhauer (2003: 180) definiert dies jedoch nicht als Deprofessionalisierung, sondern als „Erosionsprozess“, so dass verschiedene Typen von

⁹ Der Begriff Gegenexpert_in ist als potentiell nicht mehr zeitgemäß anzusehen, worauf im Kapitel I 2.2 näher eingegangen wird.

Expert_innen nebeneinander co-existieren können. Dies bedeutet für Expert_innen des Geschlechts jedoch nicht, dass das Wissen der verschiedenen Typen von Expert_innen gleichberechtigt nebeneinander steht. Vielmehr wird nach wie vor Expert_innen qua Profession eine höhere Deutungsmacht zugesprochen, wie bereits mit der Bezugnahme auf die systemtheoretische Perspektive herausgestellt wurde.

Daraus folgt, dass alle Typen von Expert_innen einen Weg finden müssen, mit den zahlreichen Perspektiven auf ein Thema umzugehen. Die unterschiedlichen, teilweise konkurrierenden Wissen könnten Expert_innen hypothetisch darin hemmen zu handeln, da keine klaren Vorgaben existieren, an die sie sich halten könnten und keine Eindeutigkeit darin besteht, an welchem Wissen sie sich orientieren sollten. Durch die Ausdifferenzierung verschiedener Arten von Wissen in modernen Gesellschaften ist, wie Kurtz (2010: 13ff) treffend bemerkt, eine neue Kompetenz gefragt. Es handelt sich hierbei um die Kompetenz, mit der Unsicherheit, die aus der Wissensvielfalt resultiert, umzugehen, d.h. diese Unsicherheit auszuhalten und trotzdem handlungsfähig zu bleiben.

Diese Perspektive untermauert, worauf bereits in der Einleitung hingewiesen wurde: Es gibt im Bereich des Geschlechterwissens eine Reihe unterschiedlicher Denkansätze und Expert_innenpositionen, zu denen alle Expert_innen einen jeweils eigenen Zugang und Umgang finden müssen. Wie dieser Umgang im Konkreten aussieht und ob dieser von den Expert_innen selbst oder anderen Expert_innen des Geschlechts als kompetent wahrgenommen wird, wird in der noch folgenden Analyse exemplarisch ausgewählter Interviewausschnitte herausgearbeitet.

Zuvor ist jedoch genauer zu klären, wie der Begriff Expert_in in der vorliegenden Studie verstanden wird.

1.1 Expert_innen aus professionssoziologischer Perspektive

Der Begriff Expert_in wird als Hypernom verstanden, das sowohl Professionelle als auch Aktivist_innen umfasst, die glaubhaft machen können, dass sie über ein Sonderwissen verfügen, aufgrund dessen sie gesellschaftliche Problemdefinitionen und -lösungen mitbestimmen (Pfadenhauer 2003: 161). Die Frage nach der Glaubhaftigkeit ist besonders relevant, da Expert_innen qua Profession per Definition vertraut wird; also aufgrund eines nachweisbaren, als legitim angesehenen Wissens. Bei anderen Expert_innen ist daher zu klären, wie auch ihnen Vertrauen entgegengebracht werden kann.

Meuser (2005) und Pfadenhauer (2005) verweisen im Hinblick auf das professionelle Handeln darauf, dass dieses nicht zwangsläufig an eine wissenschaftliche Qualifikation gebunden sein muss. Pfadenhauer (2005: 11f) definiert es als „Handeln einer bestimmten Qualität“, das „von einer (warum auch immer) relevanten Kollegenschaft als den formalen und informellen Standards entsprechend wahrgenommen“ wird. Es muss also glaubhaft gemacht werden, dass die formalen und informellen Standards bei der Problemlösung eingehalten werden. Zur Veranschaulichung soll ein Beispiel aus dem Bereich des Geschlechterwissens dienen: Im alltagsweltlichen und professionellen Verständnis werden Personen, die nicht der gesellschaftlichen Norm einer lebenslänglichen Zugehörigkeit zum Geburtsgeschlecht entsprechen, generell als Menschen mit einem Problem begriffen, denen geholfen werden muss. Gegenwärtig verweisen Mediziner_innen in seltenen Fällen allerdings auch auf Selbsthilfegruppen für Inter*personen. Menschen, die in Selbsthilfegruppen tätig sind, werden offenbar in manchen Fällen als kompetente Kolleg_innen angesehen, um Inter*personen zu unterstützen.

Hier wird deutlich, dass es sich bei der Anerkennung von Menschen als Expert_innen, und vor allem bei gegenseitiger Anerkennung zwischen Expert_innen, um Fragen der Zuerkennung von Kompetenz für Problemlösungen handelt. Kompetenz wird von Pfadenhauer (2010: 155f), ähnlich wie von Knoblauch (2010), an die Notwendigkeit geknüpft, ein Problemlösungsvermögen inkorporiert zu haben und entsprechend auf implizites Wissen und habituelle Fertigkeiten zurückgreifen zu können. Sowohl Pfadenhauer als auch Knoblauch knüpfen Kompetenzzuschreibungen nicht im Wesentlichen an das explizite Wissen, sondern an das implizite Wissen und die habituellen Fertigkeiten einer Person.

Implizites Wissen und habituelle Fertigkeiten bedeuten, dass unklar bleibt, wie eine Person dieses Wissen oder diese Fertigkeiten erlangen kann und welche Voraussetzungen sie dafür erfüllen muss, weshalb eine solche Kontroverse im Hinblick auf das Geschlechterwissen existiert. Aktivist_innen aus dem Inter*- oder Trans*bereich artikulieren oftmals, dass Menschen, die nicht Inter* oder Trans* seien, nicht über ein ausreichend inkorporiertes Wissen verfügten, um kompetent mit Inter*- oder Trans*themen umzugehen. Therapeut_innen, die nicht Inter* oder Trans* sind, erklären im Gegensatz dazu oft, Inter*- oder Trans*personen seien zu befragen. Wer also verfügt über genug oder gar zu viel inkorporiertes Wissen? Kann inkorporiertes Wissen überhaupt über einen ausschließlich wissenschaftlichen Zugang erworben werden, oder braucht es Erfahrungen im Sinne des eigenen Inter*- oder Trans*seins, um ein kompetentes Wissen über diese Themen zu haben?

Verursacht das eigene Involviertsein Befangenheit und mangelndes Urteilsvermögen? Und wann genau verfügt ein Mensch über ausreichend habituelle Fertigkeiten?

Zur Beantwortung dieser Fragen muss zunächst auf einen weiteren wesentlichen Punkt zur Definition einer Person als Expert_in eingegangen werden. Pfadenhauer (2010: 150) macht darauf aufmerksam, dass Expert_innen nicht nur über ein spezifisches Wissen verfügen müssten, sondern dass, um nach diesem handeln zu können, auch eine Bereitschaft und Befähigung oder eine „intrinsic Motivation“, wie Knoblauch (2010: 239) es ausdrückt, notwendig sei. Darüber hinaus ist, Pfadenhauer zufolge, eine Befugnis oder ein anerkanntes Vermögen zum angemessen Handeln notwendig. Es ist also der Bezug auf ein gemeinsames, sinnhaftes Verwenden von Wissen notwendig (Knoblauch 2010: 239ff; Pfadenhauer 2010: 150).

Die im Folgenden als Expert_innen definierten Personen zeichnen sich demgemäß dadurch aus, dass sie „einen *Überblick* über einen Sonderwissensbereich“ haben (Pfadenhauer 2003: 26f; Hervorhebung im Original). Sie verfügen also über ein „Brückenwissen“ (Knoblauch 2010: 251) über mehrere Sonderwissensbereiche hinweg. Dieses Wissen verschafft ihnen eine inkorporierte Kompetenz (Bereitschaft, Befähigung und Befugnis) zur Problemdefinition und -lösung (Pfadenhauer 2010: 155). Denn wie Pfadenhauer (2010) und Knoblauch (2010) verdeutlichen, reicht es nicht aus, allein ein theoretisches Wissen über ein spezifisches Feld zu haben, um als kompetent und somit handlungsbefugt wahrgenommen zu werden. Vielmehr muss dieses Wissen inkorporiert worden sein, um ein Problem absichtsvoll, systematisch und wiederholt bewältigen zu können. Über diese Befähigung hinaus muss eine Bereitschaft hinzukommen, sich tatsächlich des Problems anzunehmen, die Situation also dahingehend zu interpretieren, sich selbst als zuständig und verantwortlich zu fühlen oder zumindest zu wissen, dass eine explizite soziale Zuschreibung das eigene Eingreifen verlangt (Knoblauch 2010: 239ff; Pfadenhauer 2010: 150ff). Somit können und werden in der vorliegenden Studie auch Personen, die ehrenamtlich tätig sind – z.B. in Vereinen, Organisationen, Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen – als Expert_innen definiert (vgl. u.a. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008; Meuser/Nagel 2009). Dabei ist zu beachten, dass ein gesellschaftlich anerkannter Expert_innenstatus an eine Deutungsmacht und an ein Sonderwissen geknüpft ist. Nur anerkannte Expert_innen gelten als befugt zur Problemdefinition und -lösung. Wer als Expert_in des Geschlechts anerkannt wird, wird im Folgenden herausgestellt.

1.2 Expert_innen des Geschlechts

In Anlehnung an Wetterers Begriff der „Gender-Expertinnen“ (Wetterer 2008c: 40) wird in der vorliegenden Studie die Begrifflichkeit Expert_innen des Geschlechts verwendet.¹⁰ Nach den vorgestellten professionssoziologischen Überlegungen werden Aktivist_innen ebenso wie Therapeut_innen für Inter*- und/oder Trans*personen als Expert_innen verstanden. Für diese Studie ist für den Expert_innenstatus irrelevant, ob die Person selbst Trans* oder Inter* ist. Aktivist_innen und Therapeut_innen können in Anlehnung an Pfadenhauer als Gegenexpert_innen und moderne oder postmoderne Professionelle benannt werden. Diese Differenzierung wird bezüglich der Interviewten allerdings nicht vorgenommen, um eine möglichst ergebnisoffene Perspektive auf das Datenmaterial zu gewährleisten und keine (Re-)Produktion von antagonistischen Expert_innen zu evozieren. Es wird daher in der Rekonstruktion lediglich von Expert_innen gesprochen, ohne zwischen Aktivist_innen und Therapeut_innen zu unterscheiden.

Alle Interviewpartner_innen sahen sich selbst als bereit, befähigt und befugt an, Probleme zu Inter*- oder Trans*themen mitzudefinieren und Lösungsansätze anzubieten, etwa in Form von Beratung, Unterstützung oder Öffentlichkeitsarbeit. Bei allen Interviewpartner_innen ist daher davon auszugehen, dass sie über ein Geschlechtersonderwissen verfügen. Ob sie dabei den formellen und informellen Standards entsprechen und über Deutungsmacht verfügen, ist Auslegungssache. Gilt das Anmelden eines Trans*marsches beispielsweise bereits als das Einhalten formeller Standards? Da die Unterscheidung in formelle und informelle Standards in der Realität oft nicht gegeben ist und die Grenzen hier fließend sind, wird diese Kategorisierung in der vorliegenden Studie nicht als Kriterium herangezogen. Stattdessen wird angenommen, dass Expert_innen, die von einer relevanten Kollegenschaft als bereit, befähigt und befugt zur Problemdefinition und -lösung angesehen werden, in diesem Kontext über Deutungsmacht verfügen.

Alle interviewten Aktivist_innen haben zum Thema Geschlecht von Inter*- und Trans*personen veröffentlicht oder/und Veranstaltungen mitorganisiert oder sind zu solchen als Referent_innen eingeladen worden. Darüber hinaus sind alle interviewten Therapeut_innen auch Gutachter_innen. Gutachten von Therapeut_innen sind für Trans*personen zumeist notwendig, um medizinische und/oder juristische Maßnahmen wie

¹⁰ Wetterer definiert die Gender-Expert_innen nicht eindeutig. Sie differenziert jedoch zwischen Gender-Expert_innen und feministischen Theoretiker_innen, wobei erstere von ihr lediglich im Bereich der Gleichstellungspolitik angesiedelt werden (Wetterer 2008c: 42).

eine geschlechtskörperliche Veränderung mit Hormonen, eine Operation oder eine Personenstandsänderung zu erhalten. Die Tatsache, dass alle interviewten Therapeut_innen von Trans*personen für das Verfassen von Gutachten aufgesucht wurden, spricht dafür, dass auch innerhalb von Selbsthilfekontexten auf Therapeut_innen verwiesen wird. Zudem wurden die Gutachten auch von anderen Expert_innen qua Profession, etwa Richter_innen, anerkannt. Alle interviewten Expert_innen erfüllen somit die Kriterien des Expertentums. Ob sie ein spezifisches Wissen in diesen Bereichen inkorporiert haben und über habituelle Fertigkeiten verfügen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Diese Fragestellung wird jedoch in der Analyse der Interviews im empirischen Teil der vorliegenden Studie wieder aufgegriffen.

2 Geschlechterwissen in der Gegenwartsgesellschaft

In jeder Alltagsinteraktion wird geschlechtliches Sein, Verhalten und Wissen (re-)produziert. Dies zeigt sich daran, dass in jeder Begegnung zwischen zwei oder mehr Personen das eigene Geschlecht dargestellt und das der anderen Person(en) betrachtet wird (Schirmer 2010: 314ff). Entsprechend der geschlechtlichen Darstellung einer Person und des Geschlechterwissens des Gegenübers wird eine Person nicht nur betrachtet, sondern auch geschlechtlich zugeordnet. Geschlechtliches Sein und Verhalten kann folglich nicht unabhängig vom Geschlechterwissen der Betrachtenden und Darstellenden gedacht werden (Wetterer 2008: 9). Eine Person kann nur in dem Geschlecht leben, das innerhalb der Geschlechterordnung intelligibel ist, in der sie lebt (vgl. u.a. Hirschauer 1993; Lindemann 1993; Schirmer 2010).

Daraus folgt, dass eine Person zwar ein Geschlecht darstellen kann, das in der Gesellschaft, in der sie lebt, nicht bekannt ist; allerdings wird diese Person dann nicht als das von ihr dargestellte Geschlecht gelesen werden. Stattdessen kommt es zu Versuchen der Kategorisierung in gesellschaftlich etablierten Deutungsmustern. Menschen können sich demgemäß nicht gänzlich von geschlechtlichen Deutungsmustern der Gesellschaften, in denen sie leben, freimachen. Aber sie können versuchen, sie zu verändern, indem sie mit alternativen Geschlechterkonzepten experimentieren. Diese müssen jedoch erst innerhalb der Gesellschaft als intelligible geschlechtliche Seinsweisen etabliert werden.

Ein Geschlecht, das von der Gesellschaft nicht wahrgenommen werden kann, existiert folglich, wenn überhaupt, lediglich auf der Ebene der Inszenierung; ein Leben in einem solchen Geschlecht im Sinne der Anerkennung dessen, wäre nicht möglich. Hier wird

deutlich, dass Menschen nicht jenseits geschlechtlicher Deutungsmuster leben können, sondern diese immer auch mit reproduzieren müssen, um sie Stück für Stück verändern zu können (vgl. Butler 1997, 2001).

Wenn diese Überlegungen mit den vorangegangenen professionssoziologischen Gedanken zusammen gedacht werden, kann daraus geschlossen werden, dass jede Person den Normen von Geschlecht, Geschlechterwissen und Expert_innenkonstruktionen zwar unterworfen ist, sie jedoch auch mitgestalten kann. Je nachdem, wie eine Person geschlechtlich gelesen werden will und welche Möglichkeiten ihr aufgrund der Geschlechterordnung, in der sie lebt, zur Verfügung stehen, stellt sie sich dar. Abhängig vom Wissen der betrachtenden Person wird diese Darstellung dann gelesen (vgl. u.a. Hirschauer 1993; Lindemann 1993; Schirmer 2010). Genauso kann eine Person nur dann als Expert_in agieren, wenn sie auch als solche anerkannt wird, das eigene Handeln also als Expert_innenhandeln in der Gesellschaft, in der sie lebt, begriffen wird.

Das Geschlechtersonderwissen von Expert_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich ist sehr komplex, da diese mit unterschiedlichen Formen des Geschlechterwissens umgehen müssen. Sie sind sowohl mit alltagsweltlichem, professionellem und alternativem Geschlechterwissen konfrontiert, wobei bereits deutlich geworden sein dürfte, dass nicht von *dem* alltagsweltlichen, professionellen oder alternativen Geschlechterwissen gesprochen werden kann. Die drei Varianten des Geschlechterwissens sind in sich heterogen und verändern sich stetig. Die Komplexität und die Wechselwirkungen von unterschiedlichen Formen des Geschlechterwissens werden im Folgenden noch detaillierter aufgezeigt.

2.1 Das alltagsweltliche Geschlechterwissen

Zur Beschreibung des alltagsweltlichen Geschlechterwissens werden in der Geschlechterforschung zumeist in unterschiedlicher Form Garfinkel (1967) und die Ausarbeitung von Kessler und Mc Kenna (1978) angeführt (Hirschauer 1993; Lindemann 1993; Schirmer 2010). So argumentiert auch Lang (2006: 68f), dass im alltäglichen Kontakt zumeist angenommen wird: 1.) Personen seien entweder Mann oder Frau; 2.) für immer und schon immer; 3.) Genitalien seien ein Indiz über das Geschlecht einer Person; 4.) Ausnahmen seien „Scherze, Pathologien“ oder ähnliches; 5.) es gebe „keinen Wechsel von einem zum anderen, außer bei ritualisierten Inszenierungen“; 6.) jede Person sei zuordenbar entsprechend

dieser Regeln und 7.) die Dichotomie zwischen Mann und Frau sei natürlich. Sind diese Regeln für das alltagsweltliche Geschlechterwissen noch zeitgemäß?

Im Kapitel I 2.2 wird deutlich, dass manche Expert_innen durchaus davon ausgehen, dass nichtbinäre geschlechtliche Lebensweisen gegenwärtig auch in Alltagsinteraktionen akzeptiert werden. Auch in den Interviews wird davon berichtet, dass es Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen gebe, die Abweichungen von der binären Geschlechternorm nicht besonders irritierten. Allerdings sind Geschlechternormen über viele Jahre tradiert und internalisiert. Es ist daher anzunehmen, dass sie in der Vorstellung der meisten Menschen noch immer existieren, und daher nach wie vor die Basis für alltagsweltliches Geschlechterwissen darstellen. So werden Menschen innerhalb von Sekunden geschlechtlich zugeordnet. Dieses Wissen wird daher auch als lebensweltliches Geschlechterwissen oder „Routinewissen“ (Wetterer 2008b: 17) bezeichnet. Je nachdem, wie Menschen sich gegenseitig geschlechtlich wahrnehmen und ansprechen, gehen sie miteinander um. Wetterer (2008b: 25) macht dies deutlich, indem sie dieses Wissen und das daraus resultierende soeben beschriebene Handeln als „verfestigtes Handlungswissen [...]“ definiert.

Das alltagsweltliche Geschlechterwissen ist daher als ein vorherrschendes Wissen zu begreifen, das sich in jeder einzelnen Interaktion niederschlägt. Deshalb wird es im Folgenden auch als hegemoniales Wissen bezeichnet. Das bedeutet konkret, dass eine Person, die für andere wahrnehmbar von den beschriebenen Basisannahmen abweicht, als von der Norm abweichend, also als anders wahrgenommen wird. Dies spiegelt sich in alltäglichen Interaktionen wider, so dass Menschen, die nicht einer zweigeschlechtlichen Logik zugeordnet werden können, häufig länger angeschaut oder/und nach ihren Genitalien gefragt werden. Das Abweichen von alltagsweltlichem Geschlechterwissen wurde lange sowohl von Laien als auch Expert_innen qua Profession und daher auch von Trans*- oder Inter*personen selbst als ein Problem wahrgenommen. Eine Angleichung an die diesem Wissen entsprechende Norm wurde daher als notwendig angesehen (vgl. u.a. Hirschauer 1993; Klöppel 2012; Lang 2006; Schirmer 2010; Stoff 2011; Zehnder 2010).

2.2 Geschlechtersonderwissen von Expert_innen des Geschlechts

Die Beurteilung darüber, welchem Geschlecht Menschen zugeordnet werden, insbesondere wenn sie nicht der geschlechtlichen Norm von Frau oder Mann ein Leben lang entsprechen,

obliegt Professionsangehörigen der Medizin, des Rechts und der Psychologie.¹¹ Therapeut_innen und Mediziner_innen orientieren sich hierbei an den Diagnosehandbüchern DSM-V-E-d.V.¹² und ICD-10-GM¹³. Neben dieser vorherrschenden Anerkennung des Geschlechterwissens von Expert_innen qua Profession formierten sich ab dem späten 19. Jahrhundert auch unterschiedliche Gegenbewegungen, die sich von der vorherrschenden medizinischen und psychotherapeutischen Perspektive auf Geschlecht abgrenzten (vgl. Schirmer 2010).

Seit Ende der 1960er Jahre wurden durch die radikalisierte Schwulen- und Lesbenbewegung in den USA erste Gegenimpulse zur pathologisierenden Perspektive auf homosexuelle Personen gesetzt, die nach und nach auch in Deutschland wahrgenommen und weitergeführt wurden. Somit entstand ein Klima, „in dem auch Transsexuelle Forderungen nach geschlechtlicher Selbstbestimmung und nach sozialen und kulturellen Rechten artikulieren konnten“ (Schirmer 2010: 121). Dies ermöglichte auch, Forderungen von und für Inter*personen öffentlich zu artikulieren. So formten sich in den 1990er Jahren die ersten Organisationen in Deutschland, die medizinische Perspektiven auf und Behandlungspraxen an Inter*personen kritisierten (Klöppel 2010: 28f).

Wie unter anderem Klöppel (2010) und Schirmer (2010) verdeutlichen, sind Gegenbewegungen zu Inter*- und Trans*themen heterogen. Es gibt solche, die sich stark an professionellen Einschätzungen orientieren, und andere, die eine grundlegend andere gesamtgesellschaftliche Perspektive auf Geschlecht fordern. Trotz der Heterogenität dieser Bewegungen setzen sich Aktivist_innen für Inter*rechte auch für eine medizinische Depathologisierung ein, wohingegen Aktivist_innen für Trans*rechte viele Jahre primär für

¹¹ Unter welchen Kriterien eine Person welches Geschlecht zugesprochen bekam, je nach Jahrhundert und Wissenstand der Professionen, zeigt u.a. Hirschauer (1993: 66ff) detailliert auf.

¹² „Das diagnostische und statistische Handbuch psychischer Störungen (DSM) ist ein Klassifikationssystem, das die Amerikanische Psychiater Assoziation (APA) erstmals 1952 in den USA herausgab“ (Demiel 2012: 36). 2010 erschien ein Entwurf der fünften Version (Demiel 2012: 41), die im Mai 2013 veröffentlicht wurde.

¹³ Das ICD-10-GM ist ein internationales Klassifikationssystem (International Classification of Diseases), das von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) herausgegeben wird. 2016 wurde die letzte Aktualisierung der deutschen Version vorgenommen (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information 2016a). „Parallel zur Weiterentwicklung der ICD-10 der WHO wird an einer grundlegenden 11. Revision gearbeitet. Die ICD-11 soll 2018 herauskommen.“ (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information 2016b). Unter Expert_innen des Geschlechts bestehen Kontroversen, ob es zu Problemen für Trans*personen komme, weil Gesundheitsleistungen für Trans*personen wie operative Eingriffe nicht mehr von der Krankenkasse übernommen werden falls die Diagnose gestrichen wird. Ein weiterer Streitpunkt ist, ob Trans*personen nicht entpathologisiert werden könnten, weiterhin allerdings im ICD inkludiert werden, so dass die Kostenübernahme nicht in Gefahr wäre (vgl. Hamm/Sauer 2014). Diagnosen müssen im ambulanten und stationären Bereich nach der ICD-10-GM verschlüsselt werden. Häufig wird sich in der Praxis allerdings auf das DSM bezogen und die Verschlüsselung nur verändert.

eine psychische Depathologisierung kämpften (vgl. Zehnder 2010). Zwischen Aktivist_innen für Inter*- und solchen für Trans*rechte gibt es also grundsätzliche Differenzen. Erstere erklären häufig, dass Inter*personen weiterhin inexistent bleiben, während Trans*personen anerkannt und gesehen werden, selbst wenn sie sich als geschlechtlich uneindeutig definieren. Inter*sein würde von Aktivist_innen für Trans*rechte instrumentalisiert, um Uneindeutigkeit gesellschaftlich zu legitimieren. Es erscheine häufig, als würde das Phänomen Inter* lediglich als Beweis des Konstruktionscharakters der Zweigeschlechtlichkeit angeführt, anstatt sich wirklich für Inter*personen einzusetzen (vgl. Gregor 2010; Klöppel 2011; Zehnder 2010). Diese Kritik wird insbesondere an queere Zusammenhänge herangetragen, in denen häufig auch für Trans*rechte gekämpft wird. Einige Aktivist_innen, die sich für Inter*personen einsetzen, kritisieren daher, dass viele Gruppierungen zwar behaupten, sich für Inter*- und Trans*themen zu engagieren, dabei jedoch Inter*themen lediglich benutzen würden, um eigene Ziele zu verfolgen (Lang 2006: 260ff; Zehnder 2010: 254ff).

Es gibt demzufolge große Differenzen zwischen verschiedenen Inter*- und Trans*bewegungen, -gruppen und -zielen, die an dieser Stelle nicht alle vorgestellt werden können. Es ist jedoch festzuhalten, dass es Inter*- oder/und Trans*organisationen gibt, die offensiv politische Ziele vertreten und verfolgen, und andere, die sich stärker darauf fokussieren, einen Schutzraum beziehungsweise (Selbst-)Hilfe für Inter*- oder/und Trans*personen zu schaffen; einige nutzen medizinisch-psychologische Klassifikationen zur (Selbst-)Bezeichnung, andere lehnen diese explizit ab (vgl. u.a. Franzen/Beger 2002; Lang 2006; Feinberg 2007; Pfäfflin 2008; Zehnder 2010).

Grundsätzlich stellt sich daher mehr und mehr die Frage, ob der Begriff *Gegenbewegungen* oder *Gegenexpert_innen* noch zeitgemäß ist. Wie Schirmer (2010: 178ff) in Anlehnung an Engel (2002) feststellt, sind ehemals als Gegenöffentlichkeit oder Subkulturen zu bezeichnende Gruppen in Bezug auf die Themen Sexualität und Geschlecht gegenwärtig oftmals daran interessiert, als *normal* anerkannt zu werden und damit einhergehend die gleichen Rechte wie Normal*personen zu haben. Beispielhaft sei hier die Homo-Ehe benannt. Außerdem gibt es eine Vielzahl verschiedener Gruppen, deren Tätigkeiten mehr und mehr im Mainstream dargestellt und rezipiert werden, so dass nicht mehr von einer klaren Gegenöffentlichkeit gesprochen werden kann.

Auch im professionellen Diskurs haben sich die Anstrengungen der Aktivist_innen für Trans*- und Inter*rechte niedergeschlagen. Richter-Appelt (2012: 259) spricht deshalb sogar von einem „Paradigmenwechsel“ bezüglich des psychotherapeutischen Geschlechterwissens,

so dass Menschen nicht mehr binär klassifiziert werden müssten. Es werde vielmehr von einer größeren Geschlechtervielfalt ausgegangen und eine stärkere Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts propagiert. Allerdings ist auch das Geschlechterwissen von Expert_innen qua Profession heterogen. Die Heterogenität in der psychotherapeutischen Perspektive und die proklamierte Anerkennung der Perspektive von Aktivist_innen zeigen sich beispielhaft anhand Siguschs (2013: 185) Stellungnahme zu seiner eigenen Beteiligung an der Entwicklung von „Leitsymptomen“ der „transsexuellen Entwicklung“ (Sigusch 1979: 250). Kritisiert wird von anderen Therapeut_innen in diesem Zusammenhang, dass durch die Entwicklung der Leitsymptome eine Pathologisierung von Trans*personen erst hervorgebracht worden sei (vgl. GÜldenring 2013: 167).¹⁴ Sigusch (2013) erklärt in diesem Zusammenhang, er habe schon 1991 gefordert, dass Menschen selbst ihr Geschlecht bestimmen sollten, wenn sie volljährig seien, ohne Genehmigung und Gerichtsverfahren. Diejenigen Personen, die sich nun als „Vorreiter der Transsexuellen-Befreiung“ (Sigusch 2013: 185) darstellten, hätten ihn damals für die gleiche Einstellung kritisiert. Sigusch behauptet, er habe mit am Transsexuellengesetz (TSG) gearbeitet und die Leitsymptome entwickelt, weil die kulturellen und rechtlichen Verhältnisse es damals notwendig machten. Zudem habe er die Leitsymptome 1992 „persönlich den Betroffenen auf der 7. Transidentitäts-Fachtagung“ (ebd.) in Frankfurt vorgetragen und schon damals die Einstellung vertreten, dass Trans*personen nicht als krank zu klassifizieren seien. Hier zeigt sich die heterogene Perspektive auf Inter*- und Trans*sein aus der Perspektive von Therapeut_innen.

Im Zusammenhang mit Geschlechterwissen lassen sich demgemäß viele Wechselwirkungen ausmachen, die nicht immer eindeutig benenn- und differenzierbar sind. Es wird allerdings trotzdem häufig versucht, zwischen den verschiedenen Formen von Geschlechterwissen zu unterscheiden: Gegenwärtig weisen Therapeut_innen in zahlreichen Veröffentlichungen auf die Perspektive von Aktivist_innen hin. Dabei differenzieren sie zumeist zwischen der professionellen und der Perspektive der „Betroffene[n]“ (Becker 2013: 152) oder der Meinung von „Experten in eigener Sache“ (Schweizer/Strauß 2013: 143). Diese Unterscheidung lässt darauf schließen, dass ein gleichwertiges Geschlechtersonderwissen nicht existiert und dass Geschlechterwissen von Expert_innen qua Profession eine Hegemonialstellung einnimmt.

¹⁴ Die pathologisierende Perspektive auf Trans*personen hat ihre Anfänge historisch betrachtet schon lange vor der Entwicklung der oben genannten Leitsymptome (vgl. u.a. Hirschauer 1993: 66ff; Schirmer 2010: 115ff).

Das Geschlechtersonderwissen von Aktivist_innen für Inter*- und Trans*rechte wird von Expert_innen qua Profession oft so dargestellt, dass es keine gesamtgesellschaftlichen Probleme definieren und Lösungsansätze bieten könne, da Trans*- und Inter*personen zu sehr auf eigene Themen fokussiert seien. Diese Argumentationslogik resultiert aus der Gleichsetzung von Inter*- und Trans*personen mit Aktivist_innen. Das Wissen von Aktivist_innen wird somit als ein reines Betroffenenwissen eingeordnet, welches von Expert_innen qua Profession nicht wertgeschätzt wird. Andererseits erklären Aktivist_innen oftmals, dass die eigenen Forderungen aufgrund eines problematischen gesamtgesellschaftlichen und speziell professionellen Umgangs mit Geschlecht zu erklären seien und sie daher versuchten, Lösungsansätze zu entwerfen. Darüber hinaus macht etwa Güldenring (2009) auf den Nutzen von Erfahrungswissen aufmerksam, um grundsätzlich über Trans*personen und den Umgang mit ihnen nachzudenken. Die „Innensicht“ (Güldenring 2009: 132) sei besonders gewinnbringend und teilweise sogar notwendig, um eine grundlegende Perspektive auf Geschlecht zu haben.

Die Praxis der Abwertung des Geschlechterwissens von Menschen mit so genanntem Betroffenenstatus führte über viele Jahre dazu, dass geoutete Trans*personen nicht als Therapeut_innen zugelassen wurden. Noch 2009 spricht Güldenring (2009: 132) von dem „Wagnis“, sich im professionellen Kontext selbst öffentlich als transsexuell zu verorten. Damit wird darauf aufmerksam gemacht, dass innerhalb der psychotherapeutischen Profession eine Hierarchisierung der Anerkennung von Geschlechterwissen existiert(e). Dieses Beispiel ist mutmaßlich nur eines von vielen. So erzählen Trans*personen während der teilnehmenden Beobachtung im Rahmen dieser Studie, dass sie nur als Therapeut_innen tätig sein können, weil sie bereits vor ihrer Transition als Therapeut_innen arbeiteten.¹⁵

Es gibt allerdings auch unter Aktivist_innen den Vorwurf, dass diese sich lediglich auf einen Bereich fokussierten, anstatt essentiell zu denken. Beispielhaft hierfür ist die folgende Aussage von Kromminga (2005): Die Ansicht „die Probleme intersexueller Menschen ergäben sich alleine aus der Behandlungspraxis und der dazugehörigen Scham, Tabuisierung und Verheimlichung, und nicht daraus, wie 'Geschlecht' in unserer Gesellschaft reguliert wird, ist meiner Meinung nach zu kurz gegriffen und einer meiner Hauptkritikpunkte an ISNA¹⁶“.

¹⁵ Wie von einigen Trans*personen berichtet wurde, regeln die einzelnen Ausbildungsinstitute die Zulassungsbedingungen selbstständig. Daher werden, so die Ansicht einiger Gesprächspartner_innen, offen lebende Trans*personen oftmals von Ausbildungen ausgeschlossen. Die Ausschlüsse fänden häufig auf informeller Ebene statt, so dass nicht erkennbar sei, wann und welche Institute involviert seien. Mehrfach wurde davon berichtet, dass viele Personen im Bekanntenkreis sich aus Angst vor beruflichen Sanktionen nicht öffentlich als homosexuelle Person oder/und Trans*person zeigen würden.

¹⁶ ISNA steht als Abkürzung für Intersex Society of North America.

Die vorangegangenen Darstellungen machen deutlich, dass es weder ein einheitliches Geschlechterwissen unterschiedlicher Expert_innenpositionen noch eine lineare Entwicklung des Geschlechterwissens gibt, sondern dass alle Expert_innen im Inter*- und Trans*bereich sich mit unterschiedlichem Geschlechterwissen auseinandersetzen (müssen). Welches Geschlechterwissen bei Expert_innen qua Profession vorherrscht, hängt stark vom hegemonialen Geschlechterwissen ab. Auch Expert_innen qua Profession können kein Wissen öffentlich vertreten, das nicht von der Mehrheitsgesellschaft als angemessen und richtig empfunden wird. In Abhängigkeit vom hegemonialen und professionellen Geschlechterwissen bilden sich Gegenbewegungen oder Expert_innengruppen mit einem alternativen Geschlechterwissen, die wiederum auf das alltagsweltliche und professionelle Geschlechterwissen einwirken und beide dadurch verändern. Wie die Auseinandersetzung mit diesen unterschiedlichen Geschlechterwissensformen praktisch aussieht und auf welches Geschlechterwissen Expert_innen im Interview Bezug nehmen, ist Teil der folgenden empirischen Rekonstruktion.

II Methodische Zugänge

Um die verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Geschlechterwissensformen zu erforschen und der Frage nachzugehen, welches Geschlechterwissen von wem in welchem Interaktionszusammenhang als legitim angesehen wird, werden unterschiedliche Methoden kombiniert und zum Teil modifiziert: von der teilnehmenden Beobachtung und dem Führen eines Forschungstagebuchs bis hin zu Expert_inneninterviews mit Erzählimpuls, die über die Methode der Kernsatzfindung generiert wurden. Die Interviews wurden mit Hilfe der Deutungsmusteranalyse ausgewertet.

1 Teilnehmende Beobachtung

Im Sinne des von Flick (1995: 157) vorgestellten Verständnisses der teilnehmenden Beobachtung ist diese als „eine Feldstrategie, die gleichzeitig Dokumentenanalyse, Interviews mit Interviewpartnern und Informanten, direkte Teilnahme und Beobachtung sowie Introspektion kombiniert“, zu verstehen. Entsprechend wurden für diese Studie unterschiedliche Feldzugangsmöglichkeiten eingesetzt: teilnehmende Beobachtung bei Tagungen, Workshops, politischen Veranstaltungen und Trans*-Stammtischen, die Lektüre von Romanen, die Konsultation von Internetseiten sowie Filmsichtungen über und/oder von Inter*- und Trans*personen. Darüber hinaus wurde mit befreundeten Psycholog_innen ein Workshop zum Thema der eigenen Sexualität initiiert, der von einer erfahrenen psychotherapeutisch arbeitenden Person angeleitet wurde. In diesem Workshop sollte über eigene Einstellungen zur Sexualität nachgedacht werden, um als Therapeut_innen oder/und Wissenschaftler_innen selbstreflektierter und somit bewusster agieren zu können. Über die Mitarbeit in der Queer AG der Universität Hamburg wurden ebenfalls verschiedene Veranstaltungen und Vorträge zu Themen über und von Inter*- und Trans*personen mitorganisiert und Kontakte geknüpft. Neben diesen wissenschaftlicheren Kontexten steht der Besuch von Partys¹⁷ und Veranstaltungen¹⁸ im Feld. Außerdem fanden über die geführten Interviews hinaus Gespräche mit befreundeten und bekannten Expert_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich statt. Da die eigene Rolle nicht immer klar zwischen persönlicher und

¹⁷ Mit Partys sind unter anderem so genannte „Ausnahmepartys“ gemeint sowie verschiedene, sich als queer respektive für und von Trans*- und/oder Inter*personen verstehende Veranstaltungen, bei denen Geschlechterwirklichkeiten gelebt und dargestellt werden, die über ein alltagsweltliches Geschlechterverständnis hinausgehen. Schirmer (2010: 81ff) beschreibt und untersucht die Wirkkraft solcher Party und Kontexte.

¹⁸ Etwa Trans*tagungen (2012 und 2013) in Berlin, die erste Hanse Intersex-Trans*-Tagung in Hamburg 2013, der transgeniale CSD 2013 in Berlin und viele mehr.

wissenschaftlicher Teilnahme abzugrenzen war, ist ein großer Teil der teilnehmenden Beobachtungen weder eindeutig als verdeckt noch als offen identifizierbar. Häufig wurde jedoch von mir oder anderen über mein Dissertationsvorhaben informiert, so dass die meisten Gesprächspartner_innen auch außerhalb der durchgeführten Interviews von meinem Forschungsinteresse wussten.

2 Die Auswahl von und Interaktion mit den Interviewpartner_innen

Die Auswahl der Interviewpartner_innen erfolgte nach der Methode des theoretischen Samplings, bei der theoretische Relevanzsetzungen und Absichten berücksichtigt werden (Glaser/Strauss 1998: 56). Entsprechend wurde versucht, beim Sampling von acht Interviews mit Personen, die sich entweder psychotherapeutisch und/oder im Rahmen aktivistischer Tätigkeiten mit Inter*- und/oder Trans*themen und -personen befassen, eine möglichst große Vielfalt abzubilden. Bei der Auswahl der Interviewpartner_innen spielte daher eine Rolle, dass sowohl mit Menschen gesprochen wurde, die schon sehr lange in diesem Bereich arbeiten, als auch mit Neueinsteiger_innen. Zudem wurde darauf geachtet, dass sowohl Personen interviewt wurden, die als progressiv gelten, als auch solche, die eher konservativere Ansichten vertreten. Als Kriterium hierfür dienten eigene Einschätzungen und Darstellungen anderer.

Trotz des Versuchs, eine möglichst große Vielfalt von Expert_innen abzubilden, müssen zwei Einschränkungen benannt werden: Nur vier der Interviewpartner_innen sind (auch) Expert_innen für Inter*themen. Davon ist nur eine Person primär Expert_in für Inter*themen, die anderen drei sowohl für Inter*- als auch Trans*themen. Zudem wurden primär Interviews mit Akademiker_innen geführt. Diese Zusammenstellung des Sample ist zum einen darauf zurückzuführen, dass Inter*bewegungen noch wesentlich jünger als Trans*bewegungen sind. Entsprechend gibt es weniger Personen, die öffentlich als Inter*person sprechen, beziehungsweise sich mit diesem Thema beschäftigen. Somit sind gerade diese Personen zumeist sehr beschäftigt, da versucht wird, das Thema immer stärker in den öffentlichen Diskurs zu integrieren, so dass einige Interviews auch aus Zeitmangel der angefragten Personen nicht stattfinden konnten. Wissen von und über Inter*personen berücksichtige ich deshalb vermehrt in den Zwischenfazits des empirischen Teils. Mein Wissen von und über Inter*personen resultiert aus vielen Gesprächen mit Inter*personen oder/und Aktivist_innen, die sich für Inter*themen einsetzen, und durch Lektüre und Veranstaltungsbesuche von und

zu Inter*personen und Inter*themen. Hinzugefügt sei an dieser Stelle auch, dass nicht der Anspruch verfolgt wird, repräsentative Aussagen für alle Expert_innen aus diesem Bereich treffen zu können.

Außerdem handelt es sich bei dem untersuchten Feld um eines, in dem die Anerkennung des eigenen Geschlechts, des eigenen Geschlechterwissens sowie des Expert_innenstatus keine Selbstverständlichkeit ist, sondern stark von den Interaktionspartner_innen sowie jeweiligen Kontexten abhängt. Entsprechend war sowohl die Kontaktaufnahme als auch die Kommunikation mit allen Interviewpartner_innen geprägt von einem permanenten Prüfen in Bezug auf die gegenseitige Anerkennung des Geschlechts, des Geschlechterwissens und des Expert_innenstatus. So wurden Interviews häufig nur dann zugesagt, wenn bereits ein persönlicher Kontakt stattgefunden hatte oder zumindest in den Anfragen das eigene Verständnis von Geschlecht und Expert_innen deutlich formuliert war. Die Auswahl war somit auch darauf begrenzt, mit Menschen sprechen zu können, die sich für ein Gespräch bereit erklärten. Dies waren aufgrund meines eigenen Verhaftetseins im Feld primär Akademiker_innen und Expert_innen für Trans*themen. Im Interview und in der folgenden Kommunikation zeigte sich das Misstrauen im Feld darin, dass in Gesprächen zum Teil keine expliziten Äußerungen gemacht, beziehungsweise Vieles nur angedeutet wurde. Beinahe alle Interviewpartner_innen baten um die Versicherung, dass sie Textpassagen im Nachhinein streichen dürften. Hiervon machten einige Gebrauch: Manche, indem nur ein paar Worte und kleine Passagen gestrichen wurden, mit anderen wurde dagegen ausgehandelt, dass nur einige wenige Passagen überhaupt für die Studie verwendet werden durften.

3 Das Forschungstagebuch

Da sich sowohl das Feld selbst als auch die eigene Perspektive darauf über die Zeit hinweg verändern kann, war das Führen eines Forschungstagebuchs während der gesamten Forschung unabdingbar. Im Forschungstagebuch werden Definitionen des Forschungsfeldes festgehalten, um den Forschungsprozess mitsamt seinen beeinflussenden Faktoren möglichst nachvollziehbar zu gestalten (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 54). Es werden vor allem „Emotionen, Reaktionen, Beschreibungen des Forschungsvorgehens, Begründungen zu Abweichungen, Selbstreflexionen, Thesen, Ideen, Gedanken, Fragen und Probleme, die auftauchen und denen man im Folgenden nachgehen möchte“ (Anastasiadis/Bachmann 2006: 162) niedergeschrieben, um entsprechend auch im Nachhinein das eigene Verstehen noch

nachvollziehen zu können. Formal habe ich mich im Rahmen der vorliegenden Studie an den folgenden Kriterien orientiert: „Ort; Datum; Zeit; Kriterium: (z.B. Selbstreflexion); Situation: nach was, wegen was?“ (Anastasiadis/Bachmann 2006: 163).

Das Schreiben des Forschungstagebuchs war eine sehr gewinnbringende Methode und diente während der gesamten Forschungsphase der Strukturierung eigener Erlebnisse sowie Gedanken. Es bot immer wieder die Gelegenheit, das eigene Handeln und Denken zu reflektieren, beispielsweise bei der Auswahl der Interviewpartner_innen und der Datenauswertung. Darüber hinaus reflektierte ich mein eigenes Verständnis von Geschlecht sowie meine Anerkennung oder Aberkennung unterschiedlicher Formen von Geschlechterwissen und damit einhergehender Expert_innendefinitionen.

4 Expert_inneninterviews

Im Rahmen eines Expert_inneninterviews wird das Wissen der interviewten Person als Expert_in erfragt. Eine Person ist immer nur in Relation zum Forschungsgegenstand und zum Erkenntnisinteresse Expert_in und somit nie Expert_in an sich, sondern erst „im Hinblick auf ein bestimmtes Wissensgebiet“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 131). Als Expert_innen werden in dieser Studie Menschen verstanden, die über ein Sonderwissen und eine Deutungsmacht verfügen und als kompetent zur Problemdefinition und -lösung angesehen werden (vgl. Kapitel I 1.2).

Expert_inneninterviews werden häufig kritisiert. Bogner und Menz (2009: 15ff) verweisen allerdings darauf, dass die Problematik vor allem darin begründet ist, dass die forschenden Personen häufig keine Expert_innen der sozialwissenschaftlichen Forschung sind. Expert_inneninterviews sind, werden sie angemessen durchgeführt, durchaus sinnvoll. Wie Pfadenhauer (2003: 159) bemerkt, ist ein Expert_inneninterview nicht nur deshalb als solches zu bezeichnen, weil mit Expert_innen gesprochen wird, sondern es muss im Interview auch das spezifische Expert_innenwissen herausgestellt werden. Indem eine möglichst gewohnte Situation hergestellt wird und Interviewpartner_innen das Gefühl haben, sich angeregt zu unterhalten und eigene Relevanzen setzen zu können, wird gewährleistet, dass das spezifische Expert_innenwissen geäußert wird (Pfadenhauer 2003: 162).

Um diesem Kriterium gerecht zu werden, wurden für diese Studie die Interviewten durch eine offene Eingangsfrage angeregt, über eigene Eindrücke, Einstellungen und Erfahrungen zu

sprechen. Anschließend folgte ein Frageteil, der an einen dreigliedrigen Leitfaden gebunden war. Der Leitfaden wurde aus dem zu diesem Zeitpunkt generierten Wissen über das Feld entwickelt. Er ermöglichte eine sehr flexible Gesprächsführung, so dass ein_e Expert_in tatsächlich explizit äußerte, vergessen zu haben, sich in einem Interviewsetting zu befinden.

Pfadenhauer (2003: 166) verweist zudem auf die Vorteile, wenn Interviewer_innen sich als „Quasi-Experten“ zu erkennen geben. Quasi-Expert_innen sind als Interviewer_innen, anders als die zu interviewenden Expert_innen, frei von Entscheidungen und Problemdefinitionen und -lösungen (Pfadenhauer 2003: 167). Der Vorteil ist, dass Interviewer_in und Interviewpartner_in dadurch in keinem Konkurrenzdruck zueinander stehen, wie es unter zwei gleichen Expert_innen möglicherweise der Fall wäre, und so eine offenere Kommunikation ermöglicht wird (Pfadenhauer 2003: 168). Durch die Kommunikation von Expert_in zu Expert_in kann gewährleistet werden, dass die Interviewten „subjektive Relevanzstrukturen und Orientierungsmuster in nicht-strategischer Absicht offen[...]legen“ (Pfadenhauer 2003: 166) und somit spezifisches Expert_innenwissen äußern.

Diese Expert_in-Expert_in-Interaktion begann für diese Studie bereits vor den Interviews, indem ich beispielsweise auf gemeinsame Bekannte verwies, über die ich den Kontakt zu potentiellen Interviewpartner_innen herstellen konnte, oder auf Begegnungen bei Veranstaltungen, wie zum Beispiel wissenschaftlichen Tagungen. Den Abschluss der Interviews bildete eine Stellungnahme der Interviewten zu ausgewählten Kernsätzen, welche ebenfalls auf meinen Quasi-Expert_innenstatus im Feld verwiesen, da diese aus sozialwissenschaftlicher Literatur zum Thema Trans- und Intersexualität¹⁹ ausgewählt waren. Die Kernsätze wurden den Interviewten einzeln übergeben, mit der Bitte, sie vorzulesen. Dies geschah, um Betonungen, Stocken und Ähnliches mitberücksichtigen und somit direkter in die Auswertung miteinbeziehen zu können. Um nicht zu direktiv vorzugehen, wurde bei allen Interviewten betont, dass es ihnen freigestellt sei, die Sätze laut oder leise zu lesen. Im Anschluss an jedes Interview wurde ein Gedankenprotokoll erstellt, das ebenfalls in die Auswertung miteinbezogen wurde.

¹⁹ Bei den hier verwendeten Studien Lang (2006), Lindemann (1993) und Hirschauer (1993) handelt es sich um Studien, die sich auf die Phänomene Inter- und Transsexualität beziehen, nicht Inter* und Trans*. Es wird entsprechend stärker von einem binären Geschlechterwissen aller beteiligten Interaktionspartner_innen ausgegangen.

Das Konzept der Kernsätze

Das Konzept der Kernsätze wurde ursprünglich als Interviewauswertungsmethodik in Auseinandersetzung mit der Deutungsmusteranalyse entwickelt. Es handelt sich hierbei um ein induktives Verfahren, das dazu geeignet ist, Erfahrungsfelder (Volmerg/Senghaas-Knobloch/Leithäuser 1986: 272) zu erfassen.

Kernsätze sind außerdem eine „natürliche Verallgemeinerung“, in der die Erfahrung und der Erfahrungskontext erhalten bleiben sollen (Volmerg/Senghaas-Knobloch/Leithäuser 1986: 271). Kernsätze „sind Erfahrungs- und Konfliktanalysen der Beteiligten selbst“ (Leithäuser/Volmerg 1988: 245). Aus Kernsätzen soll deutlich werden, wer angesprochen wird und welche Intention hinter dem Satz steckt. Dafür müssen der Sachverhalt und ein Situationsbezug gegeben sein (Leithäuser/Volmerg 1988: 245). Um Kernsätze als solche zu identifizieren ist „das Verhältnis der beteiligten Subjekte zu der sie umgebenden Objektivität; zu den Erfahrungen, die sie in dieser Umgebung machen; zu ihren Bearbeitungsweisen und Haltungen; zu ihrem Verantwortungskonflikt und daraus erwachsenden Problemlösungen“ (Leithäuser/Volmerg 1988: 247) relevant.

Das Konzept der Kernsatzfindung wurde dahingehend modifiziert, dass die Kernsätze statt aus Interviews aus sozialwissenschaftlicher Literatur zum Thema Trans- und Intersexualität herausgefiltert und als Interviewimpulse verwendet wurden. Diese Zitate aus klassischen Inter- und Transsexuellenstudien spiegeln die Einstellungen und Erfahrungen, die bei meiner teilnehmenden Beobachtung und der Beschäftigung mit Medien von und über Trans*- und Inter*personen selektiert wurden, sehr exakt wider. Aus typischen Erfahrungs- und Konfliktanalysen wurden sowohl empirische Aussagen als auch Äußerungen in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ausgesucht und als Kernsätze identifiziert. Die ausgewählten Kernsätze wurden anschließend im Rahmen einer Interpretationsgruppe diskutiert, in der auch eine gemeinsame Auswahl getroffen wurde.

Kernsätze ermöglichen es also, Erfahrungen verschiedener Expert_innen des Geschlechts sehr authentisch und zugleich verallgemeinernd wiederzugeben. Ohne selbst stereotype Fragen formulieren zu müssen, kann die interviewte Person gebeten werden, zu gängigen Einschätzungen und Erfahrungen Stellung zu beziehen.

Die zu Beginn des Kapitels aufgeführte Kritik an einer unausgereiften Methodik der Expert_inneninterviews habe ich daher als Chance betrachtet, neue Forschungsmethoden wie die der provozierenden Kernsätze anzuwenden und auszuprobieren. Diese Methode erwies

sich als sehr produktiv, da so häufig noch einmal zentrale Stellungnahmen im Diskurs um Inter*- und Trans*personen verdeutlicht wurden. Dies wurde zum Teil auch von den Interviewten selbst als positiv bewertet.

5 Die Deutungsmusteranalyse

In der Deutungsmusteranalyse wird davon ausgegangen, dass „individuelle Einstellungen und Handlungsorientierungen von kollektiven Interpretations- und Legitimationsangeboten abhängig sind“ (Ullrich 1999: 2). Da meines Erachtens auch das Geschlechterwissen und die Thematisierung von Geschlecht seitens Expert_innen immer in Abhängigkeit zu kollektiven Einstellungen zu sehen ist, habe ich die Deutungsmusteranalyse als Methodik für die vorliegende Studie ausgewählt. Zur Erfassung sozialer Deutungsmuster gibt es kein eindeutiges Modell des methodischen Vorgehens (Ullrich 1999: 6ff). In der vorliegenden Studie ist ein relevantes Kriterium, dass dem Material keine Deutungen übergestülpt werden sollten (Bereswill/Ehlert 1996: 82f). Es wurde daher ein induktives Vorgehen gewählt: Die Theorie bildet sich aus dem Material, wie es von der Grounded Theory gefordert wird (Glaser/Strauss 1998: 15, 39). Allerdings wird die Interpretation durch das theoretische, vor allem (de-)konstruktivistische und interaktionstheoretische Vorwissen sowie die Auswahl der Interviewpartner_innen und die Vorstrukturierung der Interviews durch den Leitfaden und die Kernsätze beeinflusst.

Alle Interviews wurden gemäß den folgenden, an Nohl (2009: Anhang) angelehnten Transkriptionsregeln verschriftlicht:

(..)	Kurze Pause
(...)	Mittlere Pause
(Pause)	Lange Pause, bei mehr als einer Minute Zeit angeben.
<u>Hallo</u>	Betont
(I: hmh)	Andere Person spricht
[Hallo]	Unsicherheiten bei der Transkription
°Nein°	Sehr leise gesprochen
@Also@	Lachend gesprochen
((Lacht))	Nichtsprachliche Äußerungen

Äh::m:	Gedehnt
()	Unverständlich
A: < Aber da kam ich nicht weiter I: < Was genau war...	Gleichzeitiges Sprechen
(h)	Drucksen
Viellei-	Abbruch eines Wortes
[[Inter*]]	Später eingefügt zum besseren Verständnis
[[...]]	Auslassen mehrerer Worte

Diese Darstellung zeigt die Bemühung, möglichst nah am Gehörten zu bleiben, um die verschiedenen Sinngehalte erfassen zu können, die sich in Pausen, Wortabbrüchen und Verzögerungen zeigen können. Da jedoch die Sprachvarianten die Anonymitätssicherung teilweise gefährdet hätten, wurden manche Interviews in Richtung Schriftsprache verändert. Aufgrund des Wunsches einer Person, in Schriftsprache zitiert zu werden, sowie der Forderung anderer Personen nach dem Herausstreichen einzelner Worte und Satzteile wurde an manchen Stellen auch der Satzbau leicht verändert. Solange durch die Streichung oder Ergänzung einzelner Worte oder das Weglassen von Verzögerungslauten der Inhalt sich nicht grundsätzlich stark verändert, wurde dies nicht kenntlich gemacht, um eine Verwirrung zu vermeiden.²⁰ „[[...]]“ wurde entsprechend nur eingesetzt, um das Auslassen mehrerer Worte kenntlich zu machen. Interpunktionen wurden gemäß des angenommenen Gehörten gesetzt, was einerseits bereits als Interpretationsleistung zu werten ist, andererseits jedoch die Möglichkeit birgt, Interpretationspartner_innen und Leser_innen ein Verständnis für den Text anzubieten, das nahe am Gehörten ist.

Die Transkription ermöglichte bereits einen ersten Verstehenszugang zu den Interviews, der im Forschungstagebuch festgehalten wurde. Anschließend wurden „sequenzanalytisch angelegte[...] Protokoll[e]“ (Morgenroth 2010: 47) erstellt, wobei ich mich an das Vorgehen der „formulierenden Feininterpretation“ hielt (Nohl 2009: 46ff). Es wurden entsprechend Sequenzen identifiziert, die wiederum in Überthemen (Überschriften zu den Sequenzen) und Unterthemen untergliedert wurden. Die Unterthemen wurden in einer thematischen Zusammenfassung in eigenen Worten dargestellt. Bereits wichtig erscheinende Interviewausschnitte wurden in einer weiteren Spalte erfasst. Über Nohls dokumentarische

²⁰ Es ist davon auszugehen, dass bereits das Streichen und Verändern einzelner Worte einen veränderten Sinn ergeben. Dieses Zugeständnis musste jedoch aus den genannten Gründen gemacht werden.

Methode hinausgehend, aus der Grounded Theory vertrauter, wurden in einer separaten Spalte eigene Gedanken, also „Memos“ festgehalten. Diese dienten auch der Orientierung, ob und warum eine Sequenz für eine intensivere Interpretation ausgewählt wurde. Beim Erstellen dieser Protokolle konnten bereits Themen identifiziert werden, die in den Interviews wiederholt aufgegriffen werden (Nohl 2009: 76ff). Passagen, die für eine eingehende Interpretation identifiziert wurden, zeichnen sich dadurch aus, dass sie immer wieder in ähnlicher Weise vorkommen, sie besonders engagiert, bildhaft und emotional erzählt werden oder eindeutig dem eigenen Forschungsinteresse entsprechen, sprich, sich mit der Reaktion auf das eigene oder das Geschlechterwissen anderer befassen (Bereswill/Ehlert 1996: 85f; Nohl 2009: 46).

Ausgewählte und durch inhaltsanalytische Protokolle identifizierte Sequenzen wurden anschließend in unterschiedlichen Interpretationsgemeinschaften analysiert. Hierbei fand primär eine Orientierung an den folgenden drei Fragen statt, um verschiedene Dimensionen des Textverstehens zu ermöglichen (Bereswill/Ehlert 1996: 86f):

- I. **Über was wird gesprochen?** Der manifeste Sinn des Gesagten soll über das logische Verstehen herauskristallisiert werden. Dadurch werden auch Widersprüche und Irritationen besonders ersichtlich.
- II. **Wie wird über was gesprochen?** Über das psychologische Verstehen können erste unbewusste Vorgänge identifiziert werden. Es wird entsprechend auch einbezogen, wie die beiden Interaktionspartner_innen miteinander umgehen, um auch deren Rollen und eventuell Motivationen und Hintergründe mit reflektieren zu können.
- III. **Warum wird wie über was gesprochen?** Obgleich es sich bei den ausgewählten Sequenzen nicht immer um abgeschlossene Szenen handelt und somit die Vokabel des „szenischen Verstehens“, mit der üblicherweise dieser dritte Verstehensschritt benannt wird, an dieser Stelle vielleicht irritierend ist, wurde dennoch versucht, durch ein assoziatives Reagieren auf den Text Emotionen der an der Interpretation Beteiligten als Verstehenszugang zum unbewussten Inhalt des Textes zu nutzen. Gerade dieser dritte Verstehenszugang sollte dazu dienen, nichtoffene, implizite Aussagen erfassen zu können.

Während der Interpretation von Interviewsequenzen in einer Interpretationsgruppe habe ich mich grundsätzlich zurückgenommen, um diese nicht durch eigenes Vorwissen zu beeinflussen. Zumeist wurde innerhalb der Interpretationsgruppe lange über die Frage nachgedacht, um welches Geschlecht und welche Expert_innenrolle es sich bei der Person handle, deren Erzählung in der zu interpretierenden Passage wiedergegeben war. Gerade die

in diesem Zusammenhang geäußerten Vermutungen, Diskussionen und Fragen ermöglichten ein besonders Verständnis dafür, wie Geschlechts- und Expert_innenrollen gedeutet werden. Die verschriftlichten Interpretationen wurden zudem anderen Kontrollinterpretationsgruppen vorgelegt (Bereswill/Ehlert 1996: 84).

Im Zuge dessen wurde erkennbar, dass zur Erfassung des Themas und zur Gewährleistung der Anonymität ein fallübergreifender Vergleich notwendig ist, der mit dem fallinternen Vergleich verwoben wurde (Bohnsack/Nohl 2010: 112). Durch den Vergleich mit anderen Interviews wird die erste Interpretation „allmählich ergänzt und kontrolliert“ (Bohnsack/Nohl 2010: 109). Hierbei wurde auch auf Erfahrungen der teilnehmenden Beobachtung Bezug genommen. Relektüren des Forschungstagebuchs, von Zeitungsartikeln und Internetseiten, sowie Romanen und erneute Gespräche mit unterschiedlichen Expert_innen des Geschlechts waren dabei für ein eingehendes Verständnis besonders hilfreich. Darüber wurden schließlich die Orientierungsrahmen gebildet, die sich über die inhaltsanalytischen Protokolle bereits ansatzweise identifizieren ließen. Durch den Vergleich gleicher Ausgangssituationen wurde eine Abstrahierung und die Identifikation von „typischen Grundhaltungen“ (Nohl 2009: 53ff; 93) ermöglicht. Dadurch konnte herausgestellt werden, welche Deutungen der Kategorien Geschlecht und Expert_in typisch für das untersuchte Feld sind, es erfolgte also eine „sinngenetische Interpretation“, wie Bohnsack (2003: 566) es ausdrückt. Um zu rekonstruieren, ob diese Deutungen und Kategorien tatsächlich auf den Kontext von Expert_innen des Geschlechts, vor allem im Trans*- und Inter*bereich, zurückzuführen sind, wurde im Anschluss eine „soziologische Interpretation“ (Bohnsack 2003: 566) durchgeführt. Entsprechend der sinngenetischen Interpretation wurden unterschiedliche Interviewpassagen miteinander verglichen, um die Typik in den Interviews zu verstehen. Erst im Anschluss wurde das rekonstruierte Geschlechterwissen durch die Einbeziehung von wissenschaftlicher Literatur eingehender erklärt. Im Folgenden finden sich die Ergebnisse dieser Analyseschritte in verdichteter und daher nicht mehr eindeutig trennbarer Form wieder.

III Empirische Rekonstruktion des Geschlechterwissens von Expert_innen

*„Also niemand von den Personen, die sich intensiv mit solchen Themen auseinandersetzen, aus dem Bereich der Sexualwissenschaft oder sexuellen Minderheiten, macht das aus rein wissenschaftlichem Interesse, du musst da in irgend einer Form (...) persönlich berührt sein“
(P. Brandt 522-526)*

P. Brandts Aussage verweist bereits darauf, dass es für Expert_innen des Geschlechts um eine enge Verknüpfung von Erfahrungswissen und theoretischem Geschlechterwissen geht. Es handelt sich bei dem untersuchten Feld folglich um eines, das ein „persönlich[[es]] [[B]]erührtsein“ fordert, von dem „niemand“ der Expert_innen sich frei machen kann. Dies wird in der folgenden Interviewrekonstruktion anhand exemplarisch ausgewählter Interviewausschnitte deutlich.

Die ausgewählten Sequenzen sind dabei nicht als individuelle Meinungen zu verstehen, sondern als Teil eines Diskurses. Die der Anonymisierung dienenden Namen wurden per Zufall aus dem Telefonbuch ausgewählt, wobei darauf geachtet wurde, dass die Namen nicht zu alltäglich (z.B. Müller), jedoch auch nicht zu außergewöhnlich sind. Obwohl Namen, Orte und Gruppenzugehörigkeiten anonymisiert wurden, ist davon auszugehen, dass Personen dennoch wiedererkannt werden können. Die interviewten Personen verfügen über ein Geschlechtersonderwissen und sind Expert_innen für ein Gebiet, in dem es nur wenige Expert_innen gibt. Menschen mit einem entsprechenden Kontextwissen können diese daher unter Umständen identifizieren. Darüber dürften sich auch die Interviewpartner_innen bewusst gewesen sein, zumal sie, wie die folgende Rekonstruktion verdeutlicht, sehr bewusst mit dem eigenen Wissen und dem anderer umgehen.

Die Rekonstruktion erfolgt nach dem induktiven Vorgehen der Deutungsmusteranalyse (vgl. Kapitel II 5), es wird allerdings in den einzelnen Abschnitten eine erklärende theoretische Perspektive vorangestellt, um den Leser_innen ein besseres Verständnis zu ermöglichen.

Mit diesen Lesehinweisen möchte ich nun zur Rekonstruktion überleiten. Die beiden ersten Kapitel „Deutungsmuster des Geschlechts“ und „Anerkennung des Geschlechts“ resultieren aus einer analytischen Trennung. Somit soll die Vielschichtigkeit und Komplexität dieser beiden Themen reduziert werden. Anschließend folgt die Rekonstruktion der in den Interviews thematisierten (Un-)Sicherheit, Einsamkeit und Fremdheit.

1 Deutungsmuster des Geschlechts

„I: (...) Und Sie würden heute aber das Geschlecht mehr thematisieren auch <()“

H: <ja, natürlich.

I: Und warum?

H: Ja weil sie [[die Patient_innen]] sich damit auseinandersetzen müssen (...) Ganz einfach. (...)“

(H. Clasen 281-288)

Die interviewten Expert_innen sprechen in den Interviews explizit von Trans*- oder Inter*personen, wenn sie darüber erzählen, wen sie beispielsweise im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Arbeit betreuen, wer als Patient_in zu ihnen kommt oder mit welchen Menschen sie an einer Zeitschrift über Trans*sein gearbeitet haben. Im Vergleich zu dem Umgang von Inter*- oder Trans*personen mit dem eigenen Geschlecht und um zu erklären, wie Inter*- und Trans*personen auf Menschen ohne Geschlechtersonderwissen wirken, wird auch von Normal*personen gesprochen. Die interviewten Expert_innen orientieren sich folglich primär an drei geschlechtlichen Deutungsmustern: Trans*personen, Menschen jenseits der geschlechtlichen Norm; Inter*personen, Menschen zwischen den geschlechtlichen Normen Mann und Frau; Normal*personen, Menschen, die innerhalb der hegemonialen Norm verortbar sind und sich selbst verorten.

Menschen, die einem dieser drei Muster zugeordnet werden können, nehmen demgemäß einen intelligiblen Personenstatus ein, zumindest für Expert_innen des Geschlechts. Ein Personenstatus wird einer Person nur dann zugestanden, wenn sie als intelligibles, also anerkanntes Subjekt geschlechtlich gelesen werden kann (vgl. Butler 1997). Im Folgenden wird daher von Trans*-, Inter* und Normal*personen gesprochen. Diese Vorsilben dienen als Sammelbegriff, oftmals wird auch von inter- oder transsexuellen Menschen oder Transleuten gesprochen. Die Vorsilben als Sammelbegriff zu nutzen ist eine in der queeren Szene und Theorie übliche Praxis, um „unterschiedliche (Selbst-)Bezeichnungen und Verortungen, etwa als Transsexuelle/r, Transvestit, Transgender, transidentisch etc.“ (Schirmer 2010: 62) einzuschließen.²¹

²¹ Diese Praxis wird kritisch diskutiert, insbesondere bezüglich Inter*personen, da Selbstverortungen wie zwischengeschlechtliche Person, Hermaphrodit oder Zwitter mit diesem Begriff nicht benannt werden. Auch bezüglich Normal*personen ist zu hinterfragen, ob diese Praxis sinnvoll ist. Es ist daher grundsätzlich zu diskutieren, ob es überhaupt geschlechtliche Oberbegriffe geben kann, die alle Personen erfassen können.

Als Ausgangspunkt dafür, wie Expert_innen über das eigene oder das Geschlecht anderer Personen sprechen, dient der nachstehende Interviewausschnitt. Dieser entstand im Kontext meiner Bitte, von der eigenen Arbeit mit Patient_innen zu berichten:

„[[...]] das Eine sind die Leute, die sozusagen mit dem Wunsch nach einem Geschlechtswechsel hierher [[in die Praxis]] kommen. Leute, die da sozusagen schon ganz lange mit beschäftigt sind und weit sind, bis hin zu völlig naiven Wünschen von Männern, die die Vorstellung haben, das Leben als Frau gleicht dem einer Prinzessin und es wäre schöner als das schwere Schicksal des Mannes, der so viel leisten muss im Leben. Sie haben vollkommen unrealistische Erwartungen. Dazwischen befindet sich irgendwie (I: hm) alles. Das ist die eine Ebene, bei der ich mit Geschlecht zu tun habe. Die zweite Ebene sind die intersexuellen Patienten, die also somatisch etwas dazwischen haben, oder so diagnostiziert werden. Sie haben alle sehr schlechte Erfahrungen mit der Medizin gemacht, das ist dann auch das Thema [[in der Therapie]]. Das dritte sind die so genannten anderen oder normalen Patienten, die mit sexuellen Funktions- oder Erlebensstörungen, oder mit Perversionen, hierher kommen. (S. Albers 30-41).

Anhand dieser Passage sind die Hauptcharakteristika der drei geschlechtlichen Deutungsmuster, an denen Expert_innen des Geschlechts sich orientieren, erkennbar. Beim ersten Deutungsmuster wird nicht eindeutig benannt, ob über Inter*-, Trans*- oder Normal*personen gesprochen wird, was typisch ist für das Sprechen über Trans*personen. Eine angestrebte Veränderung des Geburtsgeschlechts oder auch nur die Überlegung ist als Charakteristikum dieses Deutungsmusters zu benennen. Des Weiteren ist auffällig, dass unterschiedliche Menschen der Kategorie Trans*person entsprechen. Alle Menschen, die selbst erklären, sie wollen jenseits des Geburtsgeschlechts leben, gelten zunächst als Trans*personen. S. Albers nimmt allerdings nicht alle Trans*personen in gleicher Weise ernst, was ebenfalls typisch dafür ist, wie einige der interviewten Expert_innen über Trans*personen sprechen.

Das zweite Deutungsmuster wird – wiederum typischerweise – eindeutig von S. Albers benannt: die „intersexuellen Patienten“. Charakteristisch ist der Bezug auf die medizinische Diagnose, die Betonung negativer Erfahrungen mit der Medizin und die Unklarheit, wie Inter*personen sich selbst verorten. In dem Interviewausschnitt wird dies deutlich, wenn S. Albers erklärt: „die also somatisch etwas dazwischen haben, oder so diagnostiziert werden.“ Über den mit der Konjunktion „oder“ eingeführten Nachsatz wird darauf hingewiesen, dass

die medizinische Diagnose nicht notwendigerweise Rückschlüsse darauf zulässt, ob die Personen sich selbst als geschlechtlich „dazwischen“ wahrnehmen oder nicht.

Als drittes Deutungsmuster werden die „anderen oder normalen Patienten“ benannt. Charakteristisch an dem Sprechen über diese ist, dass sie als normal in Bezug auf ihr Geschlecht wahrgenommen werden. Normal* also in dem Sinne, dass sie weder ihr Geschlecht verändern wollen noch medizinisch als uneindeutig klassifiziert werden. Es ist folglich davon auszugehen, dass diese Personen sich selbst als Frau oder Mann von Geburt an wahrnehmen und von anderen auch als solche wahrgenommen werden. Aufgrund dessen werden sie als wenig bis gar nicht reflektiert bezüglich des eigenen Geschlechts und des Geschlechts anderer beschrieben.

Dies geht aus dem obigen Interviewausschnitt jedoch nur hervor, wenn die drei Deutungsmuster miteinander verglichen werden: Um von S. Albers als Trans*person ernst genommen zu werden, müssen Menschen sich schon lange mit einem Geschlechtswechsel beschäftigt haben. Sie müssen sich also mit dem eigenen Geschlecht intensiv auseinandergesetzt haben. Beim zweiten Deutungsmuster (Inter*personen) weist S. Albers implizit auch auf die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht hin. Zudem wird pauschal von negativen Erfahrungen von Inter*personen mit der Medizin ausgegangen. Da die interviewte Person psychotherapeutisch arbeitet, sieht sie es als notwendig an, dass Inter*personen sich mit den „sehr schlechte[n] Erfahrungen“ auseinandersetzen müssen, um sie zu bewältigen und besser mit diesen leben zu können. Nur bei Normal*personen ist kein Hinweis dahingehend zu finden, dass diese sich mit ihrem Geschlecht auseinandersetzen müssen oder würden.

Anhand dieses Vergleichs zeigt sich zum einen deutlich, dass Normal*personen sich weniger mit dem eigenen Geschlecht auseinandersetzen, zum anderen aber auch, dass die Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht von Normal*personen nicht in gleicher Weise gefordert wird wie von Trans*- oder Inter*personen.

Im Folgenden werden nun diese einzelnen geschlechtlichen Deutungsmuster mithilfe verschiedener Interviewsequenzen detaillierter vorgestellt. Zu Beginn steht die Rekonstruktion des Deutungsmusters der Normal*person, da dieses implizit die Bezugsgröße für alle weiteren geschlechtlichen Deutungsmuster ist.

1.1 Normal*personen – „weil sie in ihrer Zweigeschlechtlichkeit so festgefahren sind im Kopf“

Normal*personen werden von den Interviewten oftmals als eingeschränkt in ihrem Geschlechterwissen beschrieben, weil sie lediglich über ein alltagsweltliches Geschlechterwissen verfügten. Die Interviewten nehmen Normal*personen außerdem als unfrei im Umgang mit dem eigenen Geschlecht wahr, da Normal*personen sich nicht darüber bewusst seien, dass Geschlecht vielfältig gelebt werden könne. Daher würden diese, so viele der Interviewten, krampfhaft versuchen, normative Geschlechterideale zu erfüllen. Da solche Ideale allerdings nicht zu erfüllen sind, werden Normal*personen von den Interviewten als oftmals unzufrieden mit dem eigenen Geschlecht interpretiert. Auch im Umgang mit Trans*- oder Inter*personen seien sie eingeschränkt und nicht flexibel in ihrer Handlungsfähigkeit. Normal*personen würden nicht verstehen, warum Menschen von der vorherrschenden Geschlechternorm abweichen, und verhielten sich daher gegenüber Menschen, die nicht der hegemonialen Geschlechternorm entsprechen, von ratlos bis hin zu aggressiv.

Exemplarisch für die gedankliche Unbeweglichkeit, die Expert_innen des Geschlechts als typisch für Normal*personen beschreiben, steht der folgende Gesprächsausschnitt:

„[[...]] wahrscheinlich denkt sich ähm das unversehrte Individuum innerhalb der ähm äh heterosexuellen Matrix äh denkt sich auch 'Wie kann man eigentlich, wie kann man eigentlich damit so große, wie kann man eigentlich irgendwie so große Probleme ((I lacht)) damit haben? Ist doch voll easy.'“ (B. Grimm 507-510)

Anhand dieser Interviewpassage wird deutlich, dass intelligente Personen, die der Logik der heterosexuellen Matrix entsprechen, als Menschen charakterisiert werden, die im Regelfall keine Probleme in alltäglichen Interaktionen aufgrund ihres Geschlechts haben. Diese hätten daher kein Verständnis für Menschen, die nicht der hegemonialen Norm entsprechen. Der Logik der heterosexuellen Matrix entsprechen Menschen, die Mann oder Frau von Geburt an ein Leben lang sind. So beschreibt dies Butler (1991), auf die B. Grimm sich mutmaßlich bezieht. Menschen, die dieser Logik entsprechen, verhalten sich sowohl körperlich als auch sozial analog der heterosexuellen Norm, so dass sie sich dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen zufolge auf männliche oder weibliche Formen des Verhaltens und Begehrens beziehen.

Die Wahrnehmung dieser Menschen als „unversehrt“ ist als ein Unverletzt-Sein in Bezug auf das eigene Geschlecht zu verstehen. Unversehrt steht dabei im Gegensatz zu verletzten Menschen – in diesem Zusammenhang sind damit Trans*- oder Inter*personen gemeint –, die in ihrem Geschlecht hinterfragt werden. Die Nichtanerkennung des Geschlechts kann zu psychischen Verletzungen führen, zudem sind Trans*- und Inter*personen aufgrund ihres Abweichens von vorherrschenden Geschlechternormen oftmals physischer Gewalt ausgesetzt, wie in allen folgenden Kapiteln deutlich wird. Die Unversehrtheit bezüglich des eigenen Geschlechts führt, wie B. Grimm es sieht, zu einem potentiellen Unverständnis Personen gegenüber, die das eigene Geschlecht als problematisch erleben.

Allerdings werden auch Menschen, die nicht der heterosexuellen Matrix entsprechen, von Expert_innen als eingeschränkt in ihrem Geschlechterwissen wahrgenommen:

„[[...]] ich sehe das manchmal und beobachte das auch gerne, wenn Menschen sich so in so eine selbst in eine Rolle hineinmanövriert haben, die dann so äh, so (.) so ne ganz, (.) weil sie in ihrer Zweigeschlechtlichkeit so festgefahren sind im Kopf, dass sie sich nicht trauen sich selbst zu sein, sondern weil der Mann vielleicht einem anderen Mann gefallen möchte und imitiert dann Frauen, oder eher weibliche Menschen.“ (J. Hansen 781-785)

J. Hansen spricht von Menschen, die nicht der heterosexuellen Matrix entsprechen, sich aber dennoch an dieser orientieren, und nimmt diese deshalb als eingeschränkt in ihrem Denken und Handeln wahr. Die Menschen, über die J. Hansen spricht, entsprechen nicht der heterosexuellen Norm und verhalten sich deshalb nicht normgemäß männlich. Eigentlich, so vermutet J. Hansen, sei das Selbst dieser Person jedoch ein anderes, nämlich männlicher als das inszenierte. Mit dieser These, die nicht als vorsichtige Vermutung, sondern als Feststellung formuliert wird, positioniert J. Hansen sich selbst als Expert_in mit einem Geschlechtersonderwissen.

Dieses Geschlechtersonderwissen impliziert, dass J. Hansen sich befähigt fühlt, sowohl über das Verhalten anderer Personen zu urteilen als auch darüber, welches Geschlechterwissen – im vorliegenden Beispiel eine festgefahrene Zweigeschlechtlichkeit – diese haben und wie sie sich geschlechtlich verhalten sollten, im vorliegenden Beispiel männlicher.

Über diese leicht amüsierte Beschreibung von Menschen, die angeblich zwanghaft versuchen, heteronormativen Logiken trotz offensichtlichem Abweichen zu entsprechen, wird das eigene Geschlechtersonderwissen als Möglichkeit verstanden, freier von heteronormativen

Vorstellungen zu leben. Das Denken sowie Verhalten von Normal*personen wird dementsprechend als unfrei konstatiert.

Hier wird deutlich, dass das vermutete Geschlechterwissen einer Person auf dem von Expert_innen wahrgenommenen Verhalten fußt und als Indiz dafür gilt, wie frei oder unfrei Menschen mit dem eigenen Geschlecht und der eigenen Sexualität umgehen, sowie mit dem Geschlecht anderer Personen. Menschen, die einen flexiblen Umgang mit dem Deutungsmuster Geschlecht haben, werden nach dieser Logik als Personen mit einem Geschlechtersonderwissen und daher nicht als Normal*personen verstanden.

Wenn Normal*personen flexibel mit dem Geschlecht von Menschen umgehen, wird dies von E. Franke als zufälliges, unbewusstes Verhalten interpretiert:

„Das war ganz witzig, also ich saß da, das erste Mal, wo ich wieder da [[bei meinen Eltern auf dem Dorf]] war, saß dann die Nachbarin, die auch eine ganz liebe nette und so überhaupt ist, aber zwischen mir und meinem Bruder und äh die saßen im Wintergarten meiner Eltern, das war wahnsinnig heiß und der ist immer schnell zu heiß und dann hat sie halt darum gebeten, dass doch das Fenster geöffnet würde und dann hat irgendein Nachbar gesagt, zu ihr, ein anderer Nachbar, es waren ganz viele Nachbarn da versammelt, zu ihr dann gesagt äh 'Ja, wenn du zwischen zwei hübschen jungen Männern sitzt, dann wird dir wohl heiß', so ne? Also und dann dachte ich so 'huch' also das wär jetzt so was, was ich so aus so queeren Zu- Zusammenhängen erwartet hätte (I: hmh) als Kommentar, um so ein Geschlecht zu bestätigen, aber das haben die Leute da auch automatisch gemacht lustigerweise, das fand ich ganz interessant.“ (E. Franke 1223-1233)

Im Gegensatz zu alltagsweltlichen Zusammenhängen wird in queeren Kontexten²² von einem Geschlechtersonderwissen der Interaktionspartner_innen ausgegangen, das sich in einer das Geschlecht von Trans*personen anerkennenden Verhaltensweise manifestiert. Wenn jedoch als Normal*personen wahrgenommene Menschen solches Verhalten praktizieren, wird dies als amüsanter Versehen bewertet, wie hier der einführende Satz „das war ganz witzig“ verdeutlicht. Die doppelte Ansprache als Mann – durch die Anrede als einer von „zwei hübschen jungen Männern“ und die Anspielung darauf, Auslöser einer heterosexuellen

²² Aufgrund der Bezugnahme zu queeren Zusammenhängen im Interviewausschnitt ließe sich diskutieren, ob auch Queer*personen als geschlechtliches Deutungsmuster aufzufassen wären. Ich habe mich dagegen entschieden, da queer zumeist verwendet wird, um eine politische Haltung zu verdeutlichen. Queer-Sein wird nicht primär an ein geschlechtliches Sein, sondern vielmehr an ein politisches Sein geknüpft. Es wird daher eher mit der Zugehörigkeit zu einem Kreis, einer Community, Szene o.ä. als mit einem eigen- oder fremdverorteten Geschlecht verbunden.

Attraktivität zu sein („dann wird dir wohl heiß?“) –, wird von E. Franke als unbewusste „automatisch[[e]]“ Geschlechtsbestätigung geschildert.

Die Überraschung darüber, in diesem Kontext entsprechend der eigenen Selbstverortung direkt bei der ersten Interaktion mit dem für die anwesenden Menschen neuen Geschlecht angesprochen zu werden, zeigt, dass dieses Verhalten nicht als selbstverständlich gilt. Ganz im Gegenteil: E. Franke geht davon aus, dass Normal*personen das Deutungsmuster Geschlecht nicht entsprechend der eigenen Selbstverortung bestätigen, zumindest nicht bei der ersten Begegnung. Wenn die Bestätigung des Geschlechts dennoch erfolgt, wird dies wie im vorliegenden Fall als beinahe instinkthaft beschrieben und daher als besonders bemerkenswert hervorgehoben. E. Franke nimmt folglich Normal*personen aufgrund des unterstellten beschränkten Geschlechterwissens weniger ernst. Sie werden als naive („liebe nette“) Personen beschrieben, die sich weder über das eigene noch das Geschlecht anderer viele Gedanken machen. Das geschilderte Verhalten wird als nicht bewusst praktiziertes, sondern als zufällige Handlung interpretiert.

Die bisherige Analyse des Deutungsmusters Normal*person beschränkt sich auf einen von Expert_innen des Geschlechts als unreflektiert gedeuteten Umgang mit dem eigenen Geschlecht und dem Geschlecht anderer Personen. Allerdings werden auch Personen die das eigene geschlechtliche Sein hinterfragen, als Normal*personen wahrgenommen, jedoch nur solange sie ihr Geschlecht nicht grundlegend hinterfragen. Die folgende Interviewpassage verdeutlicht dies:

„Bin ich eine richtige Frau?“, das fragen sich auch ganz viele Frauen, wobei die Männer vielleicht insgesamt eher in die Falle geraten 'Bin ich ein Mann?“ (S. Albers 56-58)

S. Albers beschreibt es als normal, darüber nachzudenken, dem eigenen Geschlecht angemessen zu entsprechen; das würden sich „viele“ fragen. Bei der Frage „Bin ich ein Mann?“ handelt es sich S. Albers zufolge um eine „Falle“. Diese Frage wird von S. Albers als fundamentaler eingeordnet als die danach, eine „richtige Frau“ zu sein. Das Hinterfragen des eigenen Geschlechts in dem Sinn, ob es dem gesellschaftlichen Ideal entspricht, wird von S. Albers als normales Verhalten dargestellt. Das generelle Hinterfragen, dem eigenen Geschlecht zu entsprechen, hingegen nicht. Das Bild einer Falle impliziert, dass ein Mensch in etwas hineintritt oder -fällt, aus dem sich zu befreien ohne fremde Hilfe fast unmöglich ist.

Hier wird, so wie auch an anderer Stelle des Interviews deutlich, dass S. Albers die Kategorie Mann als extrem starr und einengend wahrnimmt.

Gleichzeitig zeigt die Aussage von S. Albers, dass es sich bei der Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht bei Normal*personen lediglich um einen Abgleich mit und einer Orientierung an der hegemonialen Geschlechternorm handelt. Solche Personen werden in der dreidimensionalen Matrix von Expert_innen als normal wahrgenommen, da kein aktives Reflektieren mit der Kategorie Geschlecht und auch keine Eigenverortung des Geschlechts stattfindet.

Im Gegensatz zu Normal*personen stellt bei Trans*personen die geschlechtliche Selbstverortung ein ausschlaggebendes Klassifikationsmerkmal dar, wie im folgenden Kapitel ausführlich erläutert wird.

1.2 Trans*personen – Geschlecht „so zu leben, wie es sich anfühlt“

Trans*person ist ein Sammelbegriff für viele unterschiedliche nicht der hegemonialen Geschlechternorm entsprechende Lebensweisen. Darunter fallen sowohl Menschen, die der gesellschaftlichen Norm gerecht werden wollen, als auch Personen, die explizit erklären, dieser nicht entsprechen zu wollen. Menschen, die beispielsweise bei der Geburt als Mann klassifiziert wurden und sich selbst als Frau definieren, werden dementsprechend als Trans*person beschrieben. Ebenso gelten Menschen als Trans*personen, die sich jenseits der Geschlechternorm verorten und versuchen, nicht eindeutig als Frau oder Mann zugeordnet zu werden.

Aufgrund des Abweichens von der vorherrschenden Geschlechternorm wird das Trans*sein von den Interviewten grundsätzlich als ein schwieriges und unterstützungsbedürftiges Sein begriffen. Besonders auffällig beim Sprechen über Trans*personen ist, dass alle interviewten Expert_innen die Notwendigkeit der Akzeptanz von Trans*selbstverortungen betonen. Hier muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass nicht jede Selbstverortung von Trans*personen in gleicher Weise respektiert wird. Wird eine Trans*selbstverortung als Ausweichhandlung interpretiert, wird die Trans*verortung von den Interviewten oftmals nicht ernst genommen. Eine kontinuierliche Trans*verortung, die im Alltag auch so gelebt wird, wird hingegen sehr ernst genommen.

1.2.1 Bewertung des Trans*seins früher und heute im Vergleich

Trans*sein wird gegenwärtig sowohl im professionellen Setting als auch im Alltagskontakt stärker akzeptiert als früher,²³ so die Wahrnehmung der interviewten Expert_innen des Geschlechts. In diesem Zusammenhang wird verhandelt, ob gegenwärtig mehr Trans*personen existieren und wie dies zu bewerten ist. Dabei lassen sich zwei Grundeinstellungen feststellen: Zum einen, dass mehr Trans*personen öffentlich sichtbar seien, die zwar früher auch existierten, aber damals nicht anerkannt worden seien. Zum anderen, dass aufgrund der stärkeren Anerkennung von Trans*personen Trans*sein zu einer neumodischen Selbstverortung geworden sei, die Menschen phasenweise für sich selbst nutzen und ausprobieren würden. Folgender Interviewausschnitt verdeutlicht die erste Perspektive:

„[[...]] früher war es so, da wussten die Leute der Gutachter, dem muss man sagen 'Ich habe mich schon als Baby als Frau gefühlt' ja und man muss [[ich]] im Röckchen erscheinen sonst gibt Professor K. kein Gutachten [[...]]. Und so haben sich die Patienten auch verhalten, die wussten dann ganz genau: 'ich darf nie erregt gewesen sein durch Kleidung, sonst bin ich ein Transvestit, also war ich nie erregt durch Kleidung.' (I: hmh) Heute, seit Jahren sage ich den Leuten: 'Es kann sich aus allem irgendetwas anderes entwickeln.' Deshalb kenne ich inzwischen ganz viele, die früher Transvestiten waren und dann wurden sie immer unzufriedener mit dem Mann-Sein.“ (S. Albers 256-264)

S. Albers spricht in dieser Passage davon, dass gegenwärtig als Trans*personen wahrgenommene Menschen schon früher in gleicher Anzahl existiert hätten, doch damals anders definiert oder/und nicht öffentlich sichtbar gewesen seien. Früher waren Menschen im psychotherapeutischen Setting entweder Transsexuelle oder Transvestiten. Sie durften nicht davon „erregt“ gewesen sein, sich nicht dem Geburtsgeschlecht entsprechend zu kleiden, um als transsexuell im psychotherapeutischen Setting ernst genommen zu werden. Heutzutage hingegen, so S. Albers, können Menschen sich innerhalb eines Lebens unterschiedlich selbst verorten und werden darin auch oft ernst genommen. S. Albers betont, seit geraumer Zeit eine flexiblere Perspektive auf Trans*personen zu haben und deutet an, dass diese Entwicklung eine grundsätzliche Tendenz bei vielen Therapeut_innen sei. Gegenwärtig seien also unterschiedliche Trans*seinsweisen und Lebenswege im psychotherapeutischen Setting sichtbar. Nach der Einschätzung von S. Albers ist es Menschen nun möglich, Geschlecht flexibel zu leben. Beispielsweise sei es möglich, eine Zeit als Transvestit zu leben, sich

²³ Früher bezieht sich in diesen Interviews auf den Zeitraum vor ca. 15-30 Jahren.

anschließend zu entscheiden, nicht mehr als Transvestit, sondern beispielsweise als Trans*frau zu leben und auch darin akzeptiert und anerkannt zu werden.

Die gegenwärtige Möglichkeit unterschiedlicher geschlechtlicher Selbstverortungen, die sich immer wieder ändern können, wird allerdings nicht von allen Interviewpartner_innen so positiv bewertet wie von S. Albers:

„[[...]] ich halte dieses Phänomen auch für eine Modeerscheinung. Also zumindest muss man daran denken, ob da nicht auch Mode mit ne Rolle spielt, Zeitgeist. (I: hmh) Und wenn ich mir meine, meine Jüngelchen und meine Mädchen da angucke, (..) auch in der gehäuften Art, also so viele kommen da“ (H. Clasen 473-476)

Die vermehrte Anzahl öffentlich sichtbarer Trans*personen wird von H. Clasen als durch gesellschaftliche Verhältnisse erst hervorgebracht erklärt. Trans*personen hätten demnach vorher nicht in gleicher Anzahl existiert. Das Phänomen, die Selbstverortung als Trans*person als Mode zu interpretieren, suggeriert eine Kurzlebigkeit und Trivialität, was auch in der Verniedlichungsform „Jüngelchen“ und „Mädchen“ erkennbar wird.

Hier wird von H. Clasen ein Bild von sich geschlechtlich ausprobierenden Personen entworfen, die in ihrer geschlechtlichen Selbstverortung nicht notwendigerweise ernst genommen werden müssen.

Beide Interviewpassagen – die von H. Clasen und S. Albers – zeigen, dass die gegenwärtige Möglichkeit, sich unterschiedlich geschlechtlich innerhalb eines Lebens zu verorten nur von manchen Expert_innen anerkannt wird. Während S. Albers einen klaren Trend hin zu größerer Akzeptanz der Selbstverortung von Trans*personen propagiert, tut H. Clasen dies als kurzlebige Modeerscheinung ab.

1.2.2 Selbstdefinition als grundlegendste Prämisse

Die Selbstdefinition einer Trans*person muss akzeptiert werden, das betonen alle interviewten Expert_innen. Dabei grenzen sich die Interviewten klar von als veraltet geltenden, an Diagnosemanualen orientierten Perspektiven auf Trans*personen ab. Neben dem Kriterium der Selbstdefinition erklären die Interviewten explizit, dass es keine eindeutigen Kriterien zur Klassifikation von Trans*personen gebe. Allerdings wird deutlich, dass viele der Interviewten, wenn sie in der Rolle als Therapeut_in sprechen, sich dennoch

auch an medizinisch-psychologischen Diagnosemanualen orientieren (müssen) (vgl. Kapitel I 2.2). Somit müssen vor allem Therapeut_innen einen Umgang mit dem sich teilweise widersprechenden Geschlechterwissen – ihrem Geschlechtersonderwissen sowie dem medizinisch-psychologischen Wissen – finden.

Die Abgrenzung der interviewten Therapeut_innen von einer rein medizinisch-psychologischen Perspektive gemäß Diagnosehandbüchern, die sich an klaren Kriterien orientiert, zeigt P. Brandts Aussage:

„[[...]] die Transsexualität gibt es ja gar nicht, (I: hmh) ne, es gibt einfach unglaublich viele Gründe, warum ein Mensch auf die Idee kommt oder das Bedürfnis entwickelt auch mit körpermedizinischen Maßnahmen das Geschlecht, oder so zu leben wie es sich ts- anfühlt.“ (P. Brandt 455-458)

Da es kein eindeutiges Kriterium zur Definition einer Trans*person und auch keinen vorgezeichneten eindeutigen Weg zur Umsetzung dieses Bedürfnisses gibt, wird von P. Brandt die geschlechtliche Selbstverortung als maßgeblich eingeordnet. Dabei grenzt sich P. Brandt implizit davon ab, Trans*personen entsprechend medizinisch-psychologischer Klassifikationssysteme zu definieren. Dass das Geschlechtersonderwissen von Expert_innen stark von medizinisch-psychologischen Klassifikationssystemen beeinflusst ist, wird hier dennoch deutlich: Einerseits versucht P. Brandt sich von dieser Perspektive abzugrenzen, andererseits orientiert P. Brandt in der Rolle als Therapeut_in sich jedoch an diesen Vorgaben.

Der Verweis P. Brandts, dass es „Transsexualität“ nicht gebe, sowie der Satzabbruch zum Ende der Passage implizieren eine Abgrenzung zur rein medizinisch-psychologischen Perspektive auf Trans*personen. Eine logische Beendigung des Satzes wäre, dass unterschiedliche Gründe existieren, warum ein Mensch das Bedürfnis habe „mit körpermedizinischen Maßnahmen das Geschlecht [[zu wechseln]]“. Eine solche Fortführung entspräche der medizinisch-psychologischen Klassifikation von Transsexualismus.²⁴ Dies würde allerdings keine offene Perspektive auf Trans*personen bedeuten, sondern eine binärgeschlechtliche. P. Brandt artikuliert jedoch im Interview eine alternative Perspektive auf Trans*personen, indem der Satz eben nicht wie soeben hypothetisch angedacht fortgeführt

²⁴ „Störungen der Geschlechtsidentität F64.0 Transsexualismus: Der Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechtes zu leben und anerkannt zu werden. Dieser geht meist mit Unbehagen oder dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit zum eigenen anatomischen Geschlecht einher. Es besteht der Wunsch nach chirurgischer und hormoneller Behandlung, um den eigenen Körper dem bevorzugten Geschlecht soweit wie möglich anzugleichen“ (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information 2016c).

wird. Stattdessen beschreibt P. Brandt körpermedizinische Maßnahmen nicht als notwendige Praxis, um das eigene Geschlecht zu wechseln, sondern als eine potentielle Möglichkeit geschlechtliche Selbstverortung auszuleben.

Dass es sich in der Beschreibung von P. Brandt um Menschen handelt, die nicht der vorherrschenden Geschlechternorm entsprechen, kann ausschließlich aus der Vokabel „Transsexualität“ und aus der besonderen Betonung des spezifischen Bedürfnisses, das eigene Geschlecht den eigenen Vorstellungen entsprechend zu leben, geschlossen werden. Indem die Selbstverortung als unbedingt zu akzeptieren dargestellt wird und unklar ist, wer diese Selbstverortung in Anspruch nimmt und wie diese sich im Verhalten der einzelnen Personen zeigt, ist es kaum möglich, eine neue Vokabel zu nutzen. Es scheint, auch aufgrund des Satzabbruchs, als habe P. Brandt die Befürchtung, etwas zu sagen, dass eine eindeutige Orientierung an einem rein professionellen Geschlechterwissen offenbart.

Das Kriterium der Selbstverortung wird von den interviewten Therapeut_innen auch betont, um sich von einer rein professionellen Perspektive abzugrenzen und um zu verdeutlichen, dass die eigene Perspektive auf Trans*personen sich (auch) an einem alternativen Geschlechterwissen orientiert, wie in folgender Aussage ersichtlich wird:

„Aber wichtig ist aber, das ist nochmal eine generelle Frage, dass ich natürlich erst mal an ihrer Selbstdefinition anknüpfen muss“ (H. Clasen 1446f)

Diese Aussage verdeutlicht, welches Gewicht H. Clasen der Selbstdefinition von Trans*personen zuschreibt. Das Anknüpfen-Müssen an die Selbstdefinition wird als oberste Prämisse vorgetragen, bevor überhaupt irgendeine andere Form der Interaktion stattfinden kann. Indem die Formulierung „anknüpfen muss“ gewählt wird, erscheint dies wie ein Zwang, unterstrichen auch durch die Formulierung der „generelle[[n]] Frage“. Die starken Formulierungen legen nahe, dass H. Clasen den Bezug auf die Selbstdefinition als Pflicht ansieht und somit kritisch betrachtet.

Diese Notwendigkeit der Orientierung an den Selbstdefinitionen des Gegenübers wird von allen Interviewten geäußert. Oft wird dies allerdings nicht nur als Zwang, sondern auch als Erleichterung für die Interaktion thematisiert:

„[[...]] zum Beispiel ne junge Studentin [[...]], die noch sehr viel an weibliche Gestik und so weiter, die würde eben immer noch [[weiblich]] rauskommen,

aber wenn man den transsexuellen Lebenslauf und ihre eigene Mitteilung, dann ist das ganz eindeutig männlich, aber nicht weiblich, da kommt man tatsächlich ins Schleudern, das wär dann so ein schöner Fall, den man so zeigen könnte, wenn Unbedarfte das eben sehen. Die sagen '[Ja aber] das ist doch gut, das ist vielleicht ein bisschen, lesbische Frau oder so, aber da soll was Transsexuelles drin sein'." (M. Dietrich 881-890)

M. Dietrich empfindet die Orientierung an der Selbstdefinition einer Person als Erleichterung, die bedeutet, sich nicht mit eigenen Irritationen bezüglich des Geschlechts einer Trans*person auseinandersetzen zu müssen. Es ist für M. Dietrich zwar potentiell irritierend, wenn Personen im äußeren Auftreten den Erwartungen an das jeweilige Geschlecht nicht entsprechen („da kommt man tatsächlich ins Schleudern“), allerdings ist es „ganz eindeutig“, wenn Interaktionspartner_innen sich auf den „transsexuellen Lebenslauf und ihre eigene Mitteilung“ verlassen.

Anhand dieser Passage offenbart sich allerdings ebenfalls, dass die Orientierung an der Selbstverortung Expert_innen auch teilweise Schwierigkeiten macht. So wird von der „junge[[n]] Studentin“ gesprochen, die „eindeutig männlich“ in der Selbstverortung sei. Obgleich die Orientierung an der Selbstverortung als ein Sonderwissen im Gegensatz zum alltagsweltlichen Geschlechterwissen der „Unbedarfte[[n]]“, die sich allein am äußeren Erscheinungsbild orientieren, verstanden wird, kann sich von dieser Wahrnehmung auch M. Dietrich nicht gänzlich freisprechen.

Alle drei Passagen verdeutlichen, dass Expert_innen des Geschlechts, die psychotherapeutisch tätig sind, die Notwendigkeit sehen, sich bei Trans*personen unbedingt an deren Selbstdefinition zu orientieren, die nicht notwendigerweise binärgeschlechtlich ist. Im ersten Beispiel wird allerdings evident, dass die an Diagnosemanualen orientierte Perspektive trotz des Versuches, sich von dieser abzugrenzen, dennoch wirksam ist. In der zweiten Passage zeigt sich, dass die Orientierung an der Selbstdefinition auch als potentiell kritisch zu betrachtende Notwendigkeit seitens der Expert_innen angesehen wird. Die letzte Passage verdeutlicht, dass, auch wenn die Orientierung an der Selbstdefinition einer Trans*person als Notwendigkeit und sogar Erleichterung angesehen wird, diese nicht immer gelingt.

Es folgt nun noch eine Passage von O. Eggers, in der noch einmal deutlich wird, dass die Interviewpartner_innen eine Orientierung an einer binären Perspektive auf Geschlecht bezüglich Trans*personen als inakzeptabel ansehen und sich deshalb von als veraltet angesehenen medizinisch-psychologischen Perspektiven auf Trans*personen abgrenzen:

„Und solche F- Situationen, Verwirrung in d- in der Beziehung ne? Die zeigen, oder haben sich oft gezeigt, wenn Menschen mit transsexuellen Problemen ankamen. Vor allen Dingen, wenn sie dann im Bild, in dem Erwartungsbild des Gegenübers nicht so das Aussehen hatten, (h) ja was die sich gewünscht haben, ne? (I: hmh)“ (O. Eggers 451-455)

Diese Aussage unterstreicht noch einmal die Vorteile, die Expert_innen des Geschlechts mit der Orientierung an der Selbstdefinition von Trans*personen für alle Interaktionspartner_innen verbinden. O. Eggers zufolge kommt es zu Irritationen für alle Beteiligten, wenn an Trans*personen bestimmte Erwartungen herangetragen werden, denen diese nicht immer entsprechen. Anstatt sich auf die eigenen Erwartungen zu verlassen, wie eine Person geschlechtlich auftreten müsse, sei es leichter keine festen Vorstellungen in die Interaktion mit Trans*personen einzubringen. Zugleich macht der zeitliche Wechsel („zeigen oder haben sich oft gezeigt“) in dieser Passage deutlich, dass nicht alle Therapeut_innen diese Perspektive teilen. Damit wird angesprochen, dass zwar ein Wandel stattgefunden hat, alte Muster der Bewertung von Trans*personen jedoch nicht vollkommen verschwunden sind.

1.2.3 Trans*sein als ein besonderes Sein

Wie Trans*sein von den interviewten Expert_innen interpretiert wird, hängt stark davon ab, an welchen Geschlechter-, Beziehungs- und Sexualitätsidealen sowohl die Interviewten als auch die Personen, über die gesprochen wird, sich orientieren. Hierbei ist klar zu differenzieren zwischen Expert_innen und Personen, die sich an hegemonialen Idealen orientieren, und denjenigen, die dies nicht tun. Das Trans*sein wird allerdings aufgrund des Abweichens von der hegemonialen Geschlechternorm immer als ein in irgendeiner Form besonderes Sein thematisiert, von sehr problematisch bis hin zu besonders bewunderungswert.

In der folgenden Aussage wird das alltagsweltliche Geschlechterideal als sehr machtvoll dargestellt, sodass Trans*sein als problematisches Sein beschrieben wird:

„[[...]] in so einer Großstadt ist es schon so, dass man mit Transleuten eher schneller konfrontiert wird und (..) das hat mich einfach wirklich interessiert und ich find diese Leute im Grunde alle sehr, sehr mutig, ne? Weil sie halt genau (..) diese U-Unsicherheit, die sie auslösen bei, Gegenüber, bei, bei bei andern Personen halt d-diese Unsicherheit nehmen sie in Kauf und (..).“ (P. Brandt 295-299)

P. Brandt spricht von „Transleuten“, was nahelegt, dass über Menschen gesprochen wird, die sich jenseits vorherrschender Geschlechternormen verorten und somit auch keinem Ideal von weiblich oder männlich entsprechen wollen. Diese werden als sehr bewundernswerte, beinahe vorbildhafte Menschen beschrieben. Entgegen gängiger Normen würden sie sich trauen, ein Leben den eigenen Vorstellungen entsprechend zu leben, trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten. Als schwierig beschreibt P. Brandt die Reaktionen des Umfeldes, die, wie in dieser Passage andeutungsweise herauszulesen ist, sehr unterschiedlich ausfallen können.

In den Interviews wird deutlich, dass Unsicherheiten sich beispielsweise in verbal oder körperlich gewalttätigen Übergriffen manifestieren oder aber auch in dem Ausdruck besonderer Zuneigung zeigen können. Die Unvorhersehbarkeit der Reaktion des Gegenübers wird als etwas beschrieben, womit Trans*personen alltäglich konfrontiert sind. Da Trans*personen nicht der Norm entsprechen, gibt es auch kein Skript, an dem andere Menschen sich orientieren können. Es kann also nie vorhergesehen werden, wie jemand auf eine Trans*person reagiert. Die Bezeichnung von Trans*personen als mutig verweist auf die Herausforderung, sich den Unsicherheiten in jeder Interaktion aufs Neue zu stellen, statt sich den hegemonialen Geschlechteridealen zu unterwerfen und als eindeutig männlich oder weiblich aufzutreten. P. Brandt spricht von Menschen, die bei jedem neuen Kontakt nicht wissen, wie ihr Gegenüber reagieren wird, und damit einen Umgang finden müssen.

Trans*sein wird jedoch nicht nur als bewundernswert thematisiert. Trans*sein tritt als ein schwieriges Sein in den Vordergrund, wenn es von Expert_innen primär problematisch wahrgenommen wird:

„[[...]] dann kommt die Pubertät, die in beide Richtungen richtig Probleme bringt, [[...]] ja und dann gibt es irgendwelche Beziehungsversuche, Sexualität, normalerweise immer gestört, oder selbst wenn bei Mann zu Frau das durchgeführt wird, geht das nur kurze Zeit“ (M. Dietrich 1122-1128)

M. Dietrichs Perspektive auf Trans*personen ist an einem binären Geschlechterideal und normativen Beziehungs- und Sexualkontaktvorstellungen orientiert, aufgrund dessen Trans*sein als problematisches Sein beschrieben wird.

Die Orientierung an einem binärgeschlechtlichen Ideal zeigt sich unter anderem in der Formulierung „Mann zu Frau“. M. Dietrich geht dementsprechend davon aus, dass Menschen

entweder Mann oder Frau sind und vom einen zum anderen wechseln wollen. Das Geschlechterideal Mann oder Frau impliziert allerdings einen von Geburt an existierenden, diesem entsprechenden Geschlechtskörper. Dieser ist bei Trans*personen jedoch nicht gegeben. Deshalb wird die Pubertät von M. Dietrich als besonders schwierige Phase für Trans*personen dargestellt, beziehungsweise als eine Phase, in der die Probleme für Trans*personen in jedem Fall beginnen würden. In der klassischen Vorstellung geschlechtlicher Entwicklung bedeutet die Pubertät das erste Ausprobieren sexueller Kontakte. In dieser Phase wird gemeinhin davon ausgegangen, Menschen seien unsicher mit dem eigenen und dem Körper anderer Menschen, sowie unsicher darin, wie die eigene Sexualität ausgelebt werden solle. Es wird daher angenommen, dass Menschen sich besonders stark an normativen Vorgaben orientieren und somit versuchen, besonders idealtypisch weiblich oder männlich zu sein. Hiermit einhergehend wird auch eine heterosexuelle Orientierung verknüpft. Trans*personen entsprechen allerdings nicht dem vorherrschenden Geschlechterideal. Wenn sie also versuchen würden, so M. Dietrich, in der pubertären Phase den hegemonialen Normen gerecht zu werden, so müssten sie zum einen am eigenen, nicht dem Geschlechterideal entsprechenden Geschlechtskörper verzweifeln, und zum anderen daran, dass sie nicht als Sexual- beziehungsweise Beziehungspartner_innen für andere in Frage kommen.

M. Dietrichs Aussage suggeriert somit, dass Beziehungen und Sexualekontakte im Regelfall bei Trans*personen „gestört“ seien. M. Dietrich spricht über Beziehungen und Sexualekontakte so, als sollten sie idealerweise lange anhalten. Diese Ideale leben offenkundig viele Trans*patient_innen von M. Dietrich nicht, was als bedenklich thematisiert wird.

Im folgenden Interviewausschnitt wird ebenfalls auf das Thema Beziehung und Sexualität von, beziehungsweise mit Trans*personen Bezug genommen. Im Unterschied zu der zuvor untersuchten Passage wird hier allerdings auf queere Kontexte verwiesen und es zeigt sich eine Orientierung an alternativen Geschlechter-, Beziehungs- und Sexualvorstellungen:

„Also in meinen Interviews hat das eine Femme zum Beispiel beschrieben, [...] warum sie eigentlich aber nur mit Transmännern und Butches was hat und nicht mit bio-hetero-Männern, [...] 'Ok, Männer sind nicht automatisch so, Frauen sind nicht automatisch so' dann kann man sich schon wieder spielerisch zum Beispiel in so einem sexuellen Szenario oder so was, oder auch so, sowas nähern wie 'Aha, du spielst jetzt das Mädchen und ich den Jungen' (I: hmh) @So nach dem Motto@ Aber dass es für sie nicht funktioniert, wenn, ja wenn sie einem

Mann begegnet, der darüber noch nie nachgedacht hat (I: hmh)“ (E. Franke 1786-1804)

Vor dem Hintergrund einer Orientierung an alternativen Beziehungs- und Sexualvorstellungen beschreibt E. Franke die Aufnahme einer Beziehung und das Herstellen von Sexualkontakten mit Trans*personen als leicht. Für die beschriebene Femme²⁵ werden Beziehungen und Sexualität mit Normal*männern sogar als problematischer wahrgenommen als mit „Transmännern“. Das Geschlechterideal ist hier durch einen selbstkritischen Umgang mit den dominanten gesellschaftlichen Idealen geprägt. So stellen weder Beziehungen von langer Dauer noch kontinuierliche sexuelle Kontakte mit einer Person einen Maßstab für die Bewertung einer Person dar. Vielmehr präsentiert E. Franke einen spielerisch kritischen Umgang mit Geschlecht und Sexualität als Ideal. Bei Trans*personen sei ein solcher Umgang wahrscheinlicher, daher werden „Transmänner“ E. Franke zufolge von der beschriebenen Femme als begehrenswerter wahrgenommen als „bio-hetero-Männer“.

Auch in der folgenden Passage wird deutlich, dass Menschen Trans*sein als unproblematisch wahrnehmen, wenn sie sich nicht an den vorherrschenden Geschlechteridealen orientieren, die davon ausgehen, dass Geschlecht ein Leben lang und im besten Falle von Geburt an gleich bleibt:

„[...] e- es gibt manchmal Situationen, wo ich in einem Kr- kreis bin, wo nur Frauen sind und die unterhalten sich über Frauenthemen dann, [gä, gä] dann ist das so dann, dann dann äh g- kann das so sein, dass ich da voll da einfach so mit einsteige [...] Ich weiß, dass das dann ja für manche Leute dann so eine Krise auslösen könnte, so 'Jetzt hab ich mich als Frau gefühlt, oh nein.' [...] man will ja auch keine (h) Entscheidungen treffen, die dann nachher sich als falsch erweisen“ (E. Franke 327-330, 342f, 347f)

E. Franke macht in dieser Passage deutlich, dass es je nachdem, an welcher Vorstellung von Geschlecht sich eine Trans*person orientiert, unterschiedlich sei, ob das eigene Trans*sein als problematisch erlebt wird oder nicht. Wenn Menschen einem Ideal von Mann und schon immer Mann und somit der Vorstellung des Mann-Seins im alltagsweltlichen Geschlechterwissen entsprechen wollen, würde es eine „Krise“ auslösen, bei Themen

²⁵ Es gibt keine eindeutige Definition, wer als Femme anzusehen ist oder/und sich selbst als Femme verortet. Femmes bewegen und verorten sich zumeist in queeren und zum Teil lesbischen Kontexten. Sie leisten „Widerstand gegen die kulturell festgezurrte Undenkbarkeit der Verkörperung von Queerness und Femininität in einer Person (mit zumeist weiblichem Geschlecht) unter den Vorzeichen der hegemonialen Ordnung“ (Fuchs 2009: 15).

mitzusprechen, bei denen Normal*männer aufgrund der nicht vorhandenen Körpererfahrungen sich nicht beteiligen würden. Implizit wird deutlich, dass E. Franke vermutet, es sei weniger problematisch für Trans*personen, sich nicht dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen entsprechend in einem Geschlecht zu verorten.

Die Wahrnehmung von Trans*sein ist folglich direkt abhängig von den jeweiligen Geschlechteridealen der Person, mit der Trans*personen interagieren. Je nachdem, wie stark die hegemoniale Geschlechternorm das Denken beeinflusst, werden Trans*personen und Trans*erfahrungen als problematisch, unproblematisch oder sogar als geschätzt interpretiert und bewertet. Während P. Brandt und M. Dietrich Trans*sein als ein sehr problematisches Sein beschreiben, in einem Umfeld, das sich an hegemonialen Geschlechteridealen orientiert, wird Trans*sein von E. Franke als ein besonders begehrenswertes Sein beschrieben, vor allem für Menschen, die sich nicht an hegemonialen Geschlechteridealen orientieren.

1.2.4 Über die Infragestellung von Trans*selbstverortungen

In den Interviews wird immer wieder die Frage verhandelt, ob jede Trans*selbstverortung anerkannt werden muss. Die meisten der interviewten Personen artikulieren, dass sie Trans*selbstverortungen dann respektieren, wenn sie diese als ernsthaft wahrnehmen. Damit verbindet sich die Erwartung, dass die Selbstverortung von Trans*personen über einen längeren Zeitraum stabil geblieben ist. Im Gegensatz dazu wird eine Trans*selbstverortung von den Interviewten oft nicht ernst genommen, wenn die Identifizierung mit einem anderen als dem Geburtsgeschlecht als Ausweichstrategie wahrgenommen wird, um sich beispielsweise nicht mit einem negativen Selbstbild oder Schuldzuschreibungen durch andere auseinandersetzen zu müssen, wenn die Interviewten also davon ausgehen, ein Mensch wolle die eigene Identität wechseln, weil die alte unangenehm sei. Manche Interviewten verstehen dabei die Selbstverortung als Trans*person, wenn sie als Ausweichhandlung interpretiert wird grundsätzlich als inakzeptabel, andere hingegen betrachten Handlungen, die dazu dienen, traumatische, nicht selbst verschuldete Erlebnisse zu überwinden, als unterstützenswert.

Die folgende Passage veranschaulicht die beschriebene Differenzierung:

„Es gibt so viele Konstellationen, aber es kann auch sein, dass jemand letztlich als Frau besser leben kann [[...]]. Wenn jemand seinen Missbrauch als Kind besser dadurch überlebt, dass er dann Mann wird (...). Aber ich habe auch Mörder gehabt, die mich aus dem Gefängnis anschreiben, dass sie jetzt Frau

werden wollen. (...). [[Die Argumentation folgt in etwa der Logik:]] 'Ich als Frau bin gut und rein, hab niemand umgebracht.'" (S. Albers 1187-1198)

S. Albers akzeptiert Trans*selbstverortungen, wenn sie das Überleben einer Person mit nicht selbst verschuldeten traumatischen Situationen sichern, nicht aber, wenn diese Selbstverortung der Verleugnung von Verantwortung dient – „Mörder“, die mit dem Wechsel des Geschlechts ihre Schuld abstreifen wollen, sind ein drastisches Gegenbeispiel, das mit einem „aber“ eingeführt wird. An anderer Stelle des Interviews spricht S. Albers auch davon, Trans*selbstverortungen nicht zu akzeptieren, wenn Menschen versuchen, dadurch begehrenswerter zu sein. Beide Beispiele verdeutlichen, dass Trans*selbstverortungen dann von S. Albers hinterfragt werden, wenn Menschen Probleme darüber lösen wollen, die sie selbst verschuldet haben oder die sie anders lösen sollten, etwa im Sinne einer Auseinandersetzung mit sich selbst.

Dass Trans*selbstverortungen laut S. Albers unterstützenswert seien, wenn sie das Leben mit einem traumatischen Erlebnis erträglicher machen, wird nicht von allen Interviewpartner_innen geteilt, wie in der folgenden Passage deutlich wird:

„[[...]] geht das jetzt in Richtung Transsexualität oder, das ist dann immer so die Diskussion in Fachkreisen, oder soll da, ist das [[...]] symptomatisch was Anderes mit zugedeckt [[...]] also medizinisch-psychologische Fragestellungen, [[...]] mein Kollege hatte mal n Rollstuhlfahrer äh kann man da eben operieren, kann der medizinische Dienst es zulassen, da zu operieren“ (M. Dietrich 588-595)

M. Dietrichs Aussage zeigt, dass Expert_innen qua Profession²⁶ Trans*selbstverortungen oftmals hinterfragen, wenn sie vermuten, dass etwas anderes mit dieser überdeckt wird. Des Weiteren wird überlegt, wie im professionellen Setting mit Menschen umgegangen werden kann, wenn noch andere körperbezogene Differenzkategorien mitberücksichtigt werden müssen. Jegliche Normabweichung, die neben der Trans*selbstverortung auffällt, führt demgemäß dazu, dass Expert_innen qua Profession überdenken, ob sie die Trans*selbstverortung unterstützen können. Wann eine Person in ihrem Trans*sein anerkannt

²⁶ Wer genau die „Kollegen“ sind, wird von M. Dietrich nicht weiter ausgeführt. Es ist allerdings anzunehmen, dass es sich bei diesen ausschließlich um Expert_innen qua Profession, also Therapeut_innen und Mediziner_innen handelt, da andere Expert_innen von M. Dietrich als die professionelle Perspektive verunsichernd beschrieben werden. Zudem spricht M. Dietrich von „Diskussionen in Fachkreisen“, was als Differenzierung zu Diskussionen mit Betroffenen zu verstehen ist, worunter zumeist auch Aktivist_innen gezählt werden (vgl. Kapitel 3.2.3; Einleitung und Kapitel I. 2.2).

und unterstützt oder hinterfragt wird, ist daher oftmals unklar, wie auch die häufig auftretenden „Diskussion in Fachkreisen“ zeigen.

Hieraus lässt sich schlussfolgern, dass es im Ermessensspielraum von Expert_innen qua Profession liegt, ob eine Trans*selbstverortung hinterfragt oder unterstützt wird. Dabei ist es irrelevant, ob Expert_innen annehmen, dass traumatisch unverschuldete Erlebnisse mit Trans*sein überdeckt werden oder nicht. Denn auch die Frage, ob ein von Expert_innen qua Profession angenommenes Problem einer Person unverschuldet ist oder nicht, ist eine Frage der Einschätzung von Expert_innen.

Die Möglichkeit von Expert_innen qua Profession, Trans*selbstverortungen zu hinterfragen und darüber Handlungsoptionen von Trans*personen mitzubestimmen, wird von einigen Interviewten allerdings auch kritisch gesehen:

„[[...]] ich finde, das ist einfach so eine unmögliche Aufgabe, da gibt es ja auch so ein bisschen aus so einer aus dann da psychologischen, psychiatrischen, sexualmedizinischen Sicht und eigentlich so ein bisschen die Forderung ähm oder so die Vorstellung äh Trans- Transsexualität auch so was ind- individuelles ist, ne? [[...]] Das man sich ganz sicher sein muss, dass man nicht nur jetzt, äh was weiß ich, ne Brust-OP-machen will als Transmann, damit einen die andern besser wahrnehmen, sonder, w-weil man das nur für sich tut.“ (E. Franke 433-436, 441- 443)

Diese Passage unterstreicht, wie komplex Trans*selbstverortungen und damit einhergehende Entscheidungen den Interviewten zufolge sind. E. Franke stellt es als kritisch dar, dass Therapeut_innen Trans*selbstverortungen hinterfragen dürfen, da damit einhergehend „unmögliche“ Forderungen an Trans*personen gestellt würden, nämlich, dass eine Trans*selbstverortung und daraus potentiell resultierende Handlungen wie etwa eine Mastektomie ausschließlich individuell begründet werden könne. Auch E. Franke deutet also an, dass eine Trans*selbstverortung unterschiedlich motiviert sein kann, aber nicht unbedingt hinterfragt werden sollte, vor allem dann nicht, wenn ein Mensch nicht den medizinisch-psychologischen Kriterien einer Trans*selbstverortung entspricht.

Implizit wird damit von E. Franke auch die Frage verhandelt, ob Therapeut_innen Trans*selbstverortungen und damit einhergehende potentielle Entscheidungen überhaupt hinterfragen dürfen. Alle interviewten Expert_innen bezogen Stellung zur Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit einer Therapie für Trans*personen. Diese Positionen werden nun anhand von Interviewpassagen verdeutlicht.

1.2.5 Unterstützung für Trans*personen zwischen Zwang und Notwendigkeit

Eine Unterstützung von Trans*personen wird von den Interviewten als sinnvoll erachtet. Allerdings, so die Expert_innen, müsse anders als in psychotherapeutischen Richtlinien und medizinisch-psychologischen Diagnosemanualen und im Gesetz vorgegeben nach individuellen Lösungen gesucht werden (vgl. Kapitel I. 2.2.). Der gegenwärtige Zustand wird von den Therapeut_innen als einer interpretiert, der Trans*personen dazu zwingt, sich der medizinisch-psychologischen und juristischen Perspektive auf Geschlecht zu unterwerfen, um beispielsweise geschlechtskörperliche Veränderungen vornehmen lassen zu können oder eine Personenstands- oder Namensänderung zu erhalten.

In folgendem Interviewausschnitt wird zunächst deutlich, dass Expert_innen davon ausgehen, dass Trans*personen oftmals Unterstützung benötigen:

„[[...]] wie sehr ne Erschütterung darin in der, also in der Geschlechtsidentität [[...]] wie sehr das quasi einen Menschen so aus der Bahn werfen kann, (.) dass (.) man deswegen eine spezialisierte Therapie braucht“ (B. Grimm 1032 -1034)

B. Grimm setzt sich damit auseinander, dass ein Abweichen von der hegemonialen Geschlechternorm zu enormen Verunsicherungen führen kann. Eine „spezialisierte Therapie“ wird daraus resultierend als erforderlich aufgefasst. B. Grimm stellt das Abweichen von der hegemonialen Geschlechternorm somit als eine Situation vor, die eine besondere Unterstützung der jeweiligen Person erfordert. Daraus lässt sich bereits ableiten, dass nur spezialisierte Therapeut_innen als sinnvolle Unterstützer_innen angesehen werden.

Auf Trans*personen spezialisierte Therapeut_innen gibt es den Interviewten zufolge allerdings zu wenig:

„[[...]] man muss die Leute nicht zu Psychotherapie zwingen, man muss die Psychotherapeuten zwingen, ein Angebot zu machen (I: hmh) und das nutzen viel mehr Leute. Also das Märchen 'Die wollen alle nur somatische Sachen', stimmt nach meiner Erfahrung nicht, wenn man sehr offen für alles ist und das auch sagt“ (S. Albers 343-347)

Auch S. Albers beschreibt es als notwendig für Trans*personen, eine spezialisierte psychotherapeutische Unterstützung zu erhalten. Diese Auffassung wird unterstrichen, indem

S. Albers erklärt, auch viele Trans*personen würden eine offene psychotherapeutische Unterstützung begrüßen. S. Albers kritisiert die Perspektive vieler Therapeut_innen, Trans*personen wollten keine psychotherapeutische Unterstützung, sondern ausschließlich die notwendigen Gutachten, um medizinische Maßnahmen durchführen lassen zu können, was meist zur Abwendung derart denkender Therapeut_innen von Trans*patient_innen führe.

Hier zeigt sich das Dilemma besonders eindrücklich, in dem sich die interviewten Expert_innen befinden. Einerseits müssen sie medizinisch-psychologischen und juristischen Vorgaben entsprechend handeln und andererseits proklamieren sie, Trans*sein sei individuell und könne nicht gesetzlichen Vorgaben und medizinisch-psychologischen Diagnosemanualen entsprechend gedeutet werden. S. Albers erklärt einen Umgang mit dieser Ambivalenz gefunden zu haben, nämlich im individuellen Kontakt mit Trans*personen „offen für alles“ zu sein. S. Albers zufolge kommt es also auf die eigene Einstellung an. Gesetzliche Grundlagen müssen somit nicht als Zwang verstanden werden, sondern wichtig sei vor allem, wie Therapeut_innen und Trans*personen die Beziehung miteinander gestalten. Unabhängig von gesetzlichen Vorgaben können somit Handlungsspielräume entstehen.

Auch P. Brandt begreift eine psychotherapeutische Unterstützung für Trans*personen als sinnvoll und unterstreicht, dass auch viele Trans*personen eine Therapie wollten:

„Nee da gehe ich nicht hin, da wird man ja so durchgewunken.' (I: Ok) Also ne, ist auch schon immer so eine Frage ist was, also das so ein Teil der Zuwendung des Therapeuten auch darin liegt, die Person mit ihren eigenen Brüchen, mit ihren eigenen Schwierigkeiten zu konfrontieren. (I: hmh) Und, äh, das schon auch ein ganz wichtiges Thema ist“ (P. Brandt 37-41)

In diesem Gesprächsausschnitt wird ebenfalls betont, dass viele Trans*personen eine Therapie für sich selbst als sinnvoll erachten. Eine offene und auf das Individuum eingehende Perspektive der Therapeut_innen wird hier als notwendige Grundlage im psychotherapeutischen Setting im Umgang mit Trans*personen vorgestellt. Genau wie S. Albers geht also auch P. Brandt davon aus, viele Trans*personen wollten von Therapeut_innen mit den eigenen Themen konfrontiert werden und nicht ausschließlich ein transitionsbefürwortendes Gutachten.

Therapie mit Trans*personen wird folglich von Therapeut_innen als ein notwendigerweise offen zu gestaltender Prozess ohne vorgefertigte Meinungen dargestellt. Paradoxerweise müssen sich allerdings Therapeut_innen und Trans*personen an medizinisch-psychologische

Richtlinien und gesetzliche Vorgaben halten, die dieser Offenheit teilweise entgegenstehen. Dieses Paradox, sich entgegen der eigenen Meinung einem strikten System anpassen zu müssen, wird von Expert_innen so gelöst, dass sie sich offiziell den Vorgaben unterwerfen, aber inoffiziell individuelle Lösungen suchen. Diese Haltung wird in den beiden folgenden Interviewausschnitten noch deutlicher erkennbar:

„[[...]] wenn hier Betroffene aufs Gaspedal drücken und sagen 'Bei mir ist doch schon alles klar,' dann ist es auch aus unserer Sicht immer wieder, sind's immer wieder Fälle, bei denen es wirklich so was wie glasklar ist. Da gibt's gar keinen Anhaltspunkt, längere Zeit in der anderen Rolle gelebt zu haben und insofern ist das ein bisschen berechtigt, aber, jetzt haben wir eben hier solche Festlegungen in unserem System und dann kann man sich natürlich den Kopf blutig hauen, oder die Betroffenen den Kopf blutig hauen. Was dann immer bei mir bedeutet, dass es nur zusätzliche Arbeit ist, weil ich muss ja dann hier wieder verarzten und wieder klarmachen und wieder Hoffnung machen“ (M. Dietrich 794-804)

„Was halt ganz schwierig ist, dass, wenn man das manchmal so offen sagt, dass dann viele denken 'Ok, ich muss mich nur suizidal präsentieren (I: hmh) und dann krieg ich hier ganz schnell die Hormone.' Das wär natürlich tragisch, weil der leichtere Weg ist tatsächlich, im Grunde, wenn man die Freiheit hat, sich diesen Richtlinien, ja anzupassen, weil dann ist das im Grunde so dieser Standard Volkswagen @sozusagen@, der dann irgendwie durchläuft.“ (P. Brandt 121-125)

Beide Aussagen verdeutlichen das Empfinden einer Belastung sowohl für Therapierende als auch für Trans*personen. Diese Belastung hat ihre Ursache in gesetzlichen Vorgaben und der aus diesen Vorgaben resultierenden Notwendigkeit Trans*sein anhand spezifisch normativer Kriterien zu bewerten und somit zu reproduzieren. Besonders deutlich wird dies in der Formulierung „kann man sich natürlich den Kopf blutig hauen, oder die Betroffenen den Kopf blutig hauen“. Das unspezifische „man“ kann sich sowohl auf therapierende Personen als auch auf „die Betroffenen“ beziehen. Es wird in jedem Fall sehr prägnant darauf aufmerksam gemacht, dass egal „wie glasklar“ die Wahrnehmung der Person als Trans*person ist, dennoch die Notwendigkeit besteht, sich innerhalb des Systems und seiner Vorgaben zu bewegen.

Aus den Interviewaussagen wird außerdem ersichtlich, dass das System nicht der Selbstverortungslogik von Trans*personen entspricht. Stattdessen wird das medizinisch-psychologische und rechtliche System als ein sehr starres und maschinelles beschrieben, das sich besonders eindrücklich in der Metapher des „Standard Volkswagen“ zeigt. Somit scheint

es in der Therapie zum Zweck der Einhaltung gesetzlicher Vorgaben für eine gewisse Zeit nicht um einen offenen interaktiven Austausch zwischen Personen zu gehen, sondern vielmehr um ein gemeinsames Reproduzieren normativer gesetzlicher Vorgaben. Diese Vorgaben würden zu tatsächlich empfundenen und vorgetäuschten Leiden führen („Kopf blutig hauen“ und „suizidal präsentieren“). Es gebe zwar einen gewissen Spielraum, schneller als gesetzlich vorgegeben den Transitionsprozess zu durchlaufen, was sich in „wenn man das manchmal offen sagt“ andeutet. Doch gerade, wenn diese Möglichkeit von professioneller Seite angesprochen werde, bringe es manche Trans*person dazu, Therapierende zu manipulieren, Druck aufzubauen und emotionalen Zwang auszuüben.

Trotz der immer wieder thematisierten Selbstverortung als oberste Prämisse wird deutlich, dass es für die rechtliche Klassifikation als Trans*person einfacher scheint, „sich diesen Richtlinien, ja anzupassen“, sprich, entsprechend vorgegebener Richtlinien verortbar zu sein und nicht zu versuchen, schneller als im System vorgesehen als Trans*person gesetzlich und gesellschaftlich (durch operative Maßnahmen beispielsweise) anerkannt zu werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das Geschlechtersonderwissen von Expert_innen das Befürworten von inoffiziellen Lösungen miteinschließt und damit über ein rein medizinisch-psychologisches Geschlechterwissen hinausgeht. Das dem System immanente hegemoniale Geschlechterwissen ist laut Expert_innen zu eng gefasst und produziert Zwänge auf Seiten von Therapeut_innen und Trans*personen.

1.3 Inter*personen – „eindeutig eine intersexuelle Identität“

Jeder Mensch, der medizinisch als Inter*person diagnostiziert ist, wird von den interviewten Expert_innen des Geschlechts auch als Inter*person anerkannt. Inter*sein wird in den Interviews aufgrund des medizinischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Umgangs als schwieriges Sein thematisiert. Die interviewten Expert_innen sprechen von bereits stattgefundenen oder potentiell in Frage kommenden medizinischen Eingriffen zur geschlechtlichen Normangleichung, die oft ohne die Zustimmung der Inter*person selbst stattfänden. Rechtlich werden Menschen immer den Kategorien Mann oder Frau zugeordnet, weil es im juristischen System nur diese Optionen gibt.²⁷ Inter*personen werden somit, den

²⁷ Seit November 2013 gibt es die Möglichkeit bei einer medizinischen Feststellung des Inter*seins den Geschlechtseintrag offen zu lassen. Dies wird jedoch kritisch diskutiert. Als Gründe hierfür werden genannt, dass die Deutungshoheit über das Geschlecht einer Person weiterhin Mediziner_innen zugesprochen werde, dass das Gesetz unklar sei und viele Probleme und Zwänge für Inter*personen und Eltern existent blieben (vgl. Dritte Option 2016; Gesetz zur Änderung personenstandsrechtlicher Vorschriften (2013); Remus 2013).

interviewten Expert_innen zufolge, als zum einen Inter* und zum anderen Mann oder Frau beschrieben, was auf die vorherrschende medizinische und rechtliche Klassifikation zurückzuführen ist. Zudem weiß die Gesellschaft wenig bis fast nichts über die Existenz von Inter*personen, weshalb ein Leben als Inter*person den Interviewten zufolge als fast unmöglich beschrieben wird. Inter*sein wird folglich primär als ein problematisches Sein von Expert_innen wahrgenommen. Darüber hinaus wird Inter*sein allerdings auch als ein mystisches, da kaum lebbares Sein interpretiert.

1.3.1 Inter*sein – ein ambivalentes Sein

Inter*personen werden von den interviewten Expert_innen oftmals einerseits als Frau oder Mann und andererseits als Inter*personen beschrieben und beschreiben sich auch selbst als solche. Im Unterschied zu Normal*personen wird bei Inter*personen also von zwei unterschiedlichen, in einer Person wahrgenommenen geschlechtlichen Seinsformen gesprochen. Diese doppelte geschlechtliche Verortung von Inter*personen durch die interviewten Expert_innen ist darauf zurückzuführen, dass sie zum einen medizinisch als 'dazwischen' diagnostiziert und zum anderen zumeist durch eine Operation und eine anschließende juristische Anerkennung als Mann oder Frau einem Geschlecht zugewiesen wurden. Expert_innen des Geschlechts halten sich bei der Beschreibung von Inter*personen also stark an medizinische und juristische Vorgaben.

Die folgende Passage veranschaulicht die doppelte Verortbarkeit von Inter*personen und die Ambivalenz, die Expert_innen dieser zuschreiben:

„Ich habe ja nun mal schließlich auch einen Personalausweis, der äh mich als Frau ausweist, und äh den könnte ich ja nun vertreten, das kann ich ja verteidigen. (I: hmh) Auf der anderen Seite habe ich eindeutig eine intersexuelle Identität, (I: hmh) und (.) ich freu mich darüber, dass ich die habe, (I: hmh) dass ich die auch entwickelt habe, dass ich mir die erarbeitet habe, (I: hmh) weil sie zu meinem Leben gehört und zu meinem Leben passt. (I: hmh)“ (J. Hansen 626-631)

J. Hansen bezieht sich in dieser Passage auf zwei Verortungsmöglichkeiten der eigenen Person: als weiblich und als intersexuell. Das Frau-Sein wird als eine Identität dargestellt, die durch den Ausweis zu beweisen sei, was in manchen Lebenssituationen hilfreich und sinnvoll

Die Interviews wurden allerdings vor Inkrafttreten dieser Regelung geführt.

sei.²⁸ J. Hansen spricht gleichzeitig von einem Erarbeiten der eigenen Identität als Inter*person und weist damit auf Anstrengungen hin, dieses Sein als Lebens- und Denkmöglichkeit in einer binärgeschlechtlich orientierten Welt durchzusetzen. J. Hansen lebt zwar das eigene Inter*sein aktiv aus, dennoch wird Inter*sein von allen sich zu Inter*personen äußernden interviewten Expert_innen, auch von J. Hansen, als eine kaum mögliche und daher mystische Seinsform dargestellt.

1.3.2 Inter*personen als mystische Wesen

Im folgenden Interviewausschnitt zeigt sich, dass Inter*sein häufig als kaum (be-)greifbares Sein von den sich zu Inter*personen äußernden interviewten Expert_innen angesehen wird.

In besonders ausgeprägtem Maß zeigt sich diese Perspektive auf Inter*personen als mystische Wesen in der folgenden Passage:

„[[...]] ich möchte etwas erleben, was ich noch nicht erlebt hab. So. Und da passte der, deswegen find ich manchmal find ich diesen Herma- diesen Begriff Hermaphroditismus viel interessanter als Intersex oder DSD, weil wirklich, diese tragische Geschichte von dem Ovid oder so, die ist ja dermaßen, also das kommt mir so vor, als wenn das (h) als wenn er die Moderne beschreiben würde.“ (H. Clasen 1280-1284)

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Inter* und mit Inter*personen wird von H. Clasen positiv bewertet, da dies zu einem neuen Erleben und Denken führe, auch in sexueller Hinsicht. Gleichzeitig erklärt H. Clasen eindeutig, Inter*sein nicht erstrebenswert zu finden, da es mit Leiden verknüpft sei. In dem Hinweis, dass der „Begriff Hermaphroditismus viel interessanter als Intersex oder DSD“ sei, artikuliert H. Clasen eine spezifische Perspektive auf Inter*personen. H. Clasen distanziert sich somit von einer rein medizinisch-psychologischen Perspektive, in der Inter*personen als DSD-Betroffene definiert werden. DSD stand früher für „*disorders of sex development* (Störungen der sexuellen Entwicklung)“, wurde jedoch auch aufgrund der Intervention von Gegenexpert_innen in „*differences of sex development* (Unterschiede der sexuellen Entwicklung)“ (Ethikrat 2012: 12) umbenannt. Inter*personen

²⁸ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass das Geschlecht einer Person nicht im Personalausweis angegeben ist. Lediglich aufgrund der bis 2008 gültigen Rechtspflicht, dass Erziehungsberechtigte ihren Kindern einen 'geschlechtseindeutigen' Namen geben mussten, konnte anhand des Personalausweises eine Person ihr Geschlecht 'beweisen'. Zu kontroversen Rechtsentscheidungen bezüglich der angenommenen Notwendigkeit geschlechtlich eindeutiger Namen siehe Rolker (2016).

werden von H. Clasen über die Referenz auf die „tragische[[n]] Geschichte von dem Ovid“ als leidende fiktive Wesen, die sexuelle Denkmöglichkeiten eröffnen, dargestellt.

Der Dichter Ovid beschreibt die aus der griechischen Mythologie stammende Geschichte des Hermaphroditen. Es handelt sich dabei um einen Knaben, dem auf seiner Wanderschaft eine Nymphe begegnet. Dieser gefällt der Knabe, doch er verweigert sich ihren Annäherungen. Beim Baden verschmelzen Nymphe und Knabe zu einer zweigeschlechtlichen Person: dem Hermaphroditos. Entsprechend wird in dieser Darstellung eine Assoziation von zweigeschlechtlichen Personen mit der Personifikation heterosexuellen Begehrens angedeutet. Somit ermöglicht die Auseinandersetzung mit Inter*personen, H. Clasen zufolge, ein neues Denken und Erleben von Geschlecht und Sexualität. Eine Person könne zugleich männlich und weiblich sein sowie männlich als auch weiblich sexuell erleben.²⁹

Gleichzeitig stellt H. Clasen Inter*sein jedoch als etwas Unmögliches dar, also als etwas beinahe nicht Denkbare. Diese Deutung ergibt sich aus dem Hinweis, die Geschichte von Ovid sei als eine „tragische“ zu lesen. Generell existieren unterschiedliche Interpretationen und Übersetzungen dieses Mythos. Lediglich in der tragischen Variation wird die Geschichte so gedeutet, dass die Nymphe sich am Knaben rächen wolle und dieser unter seiner Verweiblichung leide.³⁰

Diese Perspektive auf Inter*personen als mystische Personen, die mit einer Leidensgeschichte zusammenhängt, ist in allen Interviews vertreten. Dies ist auch darauf zurückzuführen, dass ausschließlich mit Menschen gesprochen wurde, die aufgrund ihrer Arbeit (in Selbsthilfegruppen oder in der Therapie) primär mit Inter*personen im Kontakt sind, die sich mit dem eigenen Inter*sein schwertun. Das Geschlechtersonderwissen ist daher von einer problemorientierten Perspektive geprägt.

Dass über den Kontakt mit Inter*personen auch in sexueller Hinsicht Neues erlebt wird, ist allerdings nur in diesen zwei vorgestellten Passagen thematisiert worden. Das kann daran liegen, dass die Interviewten in ihrer Rolle als Expert_innen angesprochen wurden, in der es unüblich ist, eigene Interessen und den Gewinn der Arbeit für die eigene Person hervorzuheben. Dies gilt besonders, wenn es um ein tabuisiertes Thema wie das der Sexualität

²⁹ An anderer Stelle des Interviews wird dies expliziter, indem auf die Vierpersonentheorie Freuds rekurriert wird: „Und dann gibt es für mich eine sehr markante Stelle, wo er [[Freud]] dem Fließ schreibt 'Ich gewöhne mir langsam an, bei jeder dass bei jedem Liebesakt vier Personen (...) anwesend sind. Und agieren.'“ (H. Clasen 1226-1228)

³⁰ Es gibt unterschiedliche Deutungen und Übersetzungen dieser Geschichte. In vielen wird Hermaphroditos nicht primär als männlich und leidend an der Verweiblichung beschrieben, sondern als ein zweigeschlechtliches, beinahe seliges Wesen gesehen (Groneberg 2008: 89ff).

geht und implizit deutlich wird, dass Klient_innen sexualisiert werden. Dass dennoch solche Gedanken artikuliert wurden, verweist auf die Involviertheit aller Expert_innen in diesem Feld. Eine rein professionelle Perspektive auf Geschlecht, die frei von eigenen Motiven ist, ist folglich nicht möglich.

Primär wird in den Interviews allerdings über die Probleme für Inter*personen und Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Unterstützung gesprochen, wie in den folgenden beiden Abschnitten ersichtlich wird.

1.3.3 Problematisierung von Inter*personen

Mit Bezug auf Inter*personen wird immer von Problemen gesprochen. Meistens wird davon ausgegangen, Inter*personen hätten Probleme mit ihrem Inter*sein, weil die Gesellschaft nichts über die Existenz von Inter*personen wisse. Dies liege vor allem daran, dass sie einer binärgeschlechtlichen Norm angegliedert und generell zu wenig in ihrem Inter*sein unterstützt werden. In den Interviews wird allerdings oft nicht klar, ob die Expert_innen davon ausgehen, dass das Problem auf Seiten der Inter*person selbst oder seitens der mit Inter*personen interagierenden Menschen existiert:

„[[...]] zum Beispiel die Klinik in [[STADT]] hat mir ein Kind, ein zweijähriges Kind überwiesen. Das ist, beide Optionen sind wirklich möglich. Das ist ein seltener Fall, wobei die männliche Option, naja. Wissen Sie (..) man weiß nicht w- wie sich die Genital entwickelt, aber aber grundsätzlich ist es möglich. (..) Ich soll begutachten, äh ob sich irgendeine Tendenz bei dem Kind zeigt, weil sie an eine an eine Operation denken.“ (H. Clasen 687-691)

H. Clasen beschreibt das Inter*sein als ein Problem, das mit Beginn der Diagnose eintritt. Ab diesem Zeitpunkt denken Mediziner_innen und H. Clasen als Therapeut_in über eine Lösung nach. Eine Lösung ist für Mediziner_innen eine geschlechtlich vereindeutigende Operation. Welche Problemlösung H. Clasen vorschlägt, ist in diesem Interview nicht ersichtlich. Auch bleibt uneindeutig, für wen genau die Zwischengeschlechtlichkeit des Kindes ein Problem darstellt. Angenommen werden kann aus dieser Passage, dass sie vor allem als gesellschaftliches Problem begriffen wird, da zwei Professionen über eine Lösung nachdenken (vgl. Kapitel I 1.). Ob die Zwischengeschlechtlichkeit auch für das Kind ein Problem darstellt, kann anhand dieser Passage nur spekuliert werden.

In der folgenden Passage zeigt sich, dass zumindest J. Hansen das Angleichen an eine binärgeschlechtliche Norm und die zugehörige Perspektive auf Inter*personen verantwortlich für die Probleme von Inter*personen macht:

„[[...]] wenn man diese Kinder ständig si- ah äh versucht zu (..) in eine Norm zu, zu pressen, zu drücken, dann erleben sie ihr eigenes Anderssein als etwas Schlechtes, als so etwas Negatives und (..) sie erleben sich selbst auch als minderwertig.“ (J. Hansen 254-257)

Problematisch am Inter*sein ist in den Augen J. Hansens nicht das geschlechtliche Abweichen von der hegemonialen Norm, sondern der Versuch, Inter*personen an diese anzugleichen. Indem Mediziner_innen das wahrgenommene Problem durch Interventionen versuchten zu lösen, wird J. Hansen zufolge erst eine negative Perspektive auf das eigene Sein produziert. Dass die von J. Hansen formulierte Kritik sich primär an den Umgang von Mediziner_innen mit Inter*personen richtet, leitet sich aus den Vokabeln des Pressens und Drückens ab, die mit der operativen Normangleichung von Inter*personen verknüpft sind. Neben den daraus resultierenden Traumatisierungen und negativen Eigenwahrnehmungen kritisiert J. Hansen, dass Inter*personen keine Chance haben, einen Platz in dieser Gesellschaft als Inter*person zu erhalten:

„[[...]] diese Gesellschaft weiß nichts über intersexuelle Menschen, das ist ja nochmal ne Ungerechtigkeit, die ja gegenüber, auch diesen intersexuellen Menschen äh (...) ja (..) wirksam (h) auch wird, also diese, dieses Unwissen, dieses Herausnehmen aus diesen aus dem Leben (I: hmh) äh führt dazu, dass diese, dass diese Menschen ständig in eine Art Kokon, in einem Tabu leben und man nimmt ihnen eigentlich mit dieser Unsichtbar- machung auch die Chance, sich selbst zu entwickeln und ein Teil der Gesellschaft zu sein.“ (J. Hansen 264-270)

Inter*personen werden als Menschen vorgestellt, die aufgrund medizinischer Interventionen und gesellschaftlicher Tabuisierung nicht am gesellschaftlichen Leben partizipieren können. Inter*personen sind J. Hansen zufolge in dieser Gesellschaft nicht existent und können somit auch nicht als solche leben. Die Versuche der Normangleichung, hier im „Herausnehmen aus dem Leben“ benannt, führen also zu einer Marginalisierung oder, wie auch angedeutet wird, zum Tod.

Das Inter*-Sein wird also überwiegend als problematisch charakterisiert, weil es nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht. Uneindeutig bleibt dabei, für wen genau dieses Sein Schwierigkeiten mit sich bringt: Für mit Inter*personen Interagierende, für die Gesellschaft oder/und für Inter*personen selbst? Das Geschlechtersonderwissen von Aktivist_innen und Therapeut_innen bezüglich Inter*personen impliziert folglich, dass Inter*personen besondere Hilfe bei der geschlechtlichen Entwicklung benötigen.

1.3.4 Doktrin von Hilfe und Respekt

Alle sich bezüglich Inter*personen äßernden interviewten Expert_innen betonen, das geschlechtliche Sein von Inter*personen müsse respektiert, anerkannt und unterstützt werden. Dabei bleibt häufig unklar, ob es sich bei dem zu fördernden geschlechtlichen Sein um das von den Inter*personen selbst verortete Sein handelt, um das medizinisch klassifizierte Inter*sein oder um das Frau- oder Mann-Sein entsprechend der medizinischen Interventionen. In diesem Zusammenhang werden Vergleiche zu Trans*personen als andersgeschlechtliche, von der Norm abweichende Personen gezogen. Im Gegensatz zu Inter*personen wird jedoch die geschlechtliche Selbstverortung von Trans*personen wesentlich stärker in Frage gestellt. Hierüber wird noch einmal ersichtlich als wie unbedingt notwendig es von Expert_innen bewertet wird, dass Inter*personen im Gegensatz zu Trans*personen in ihrem Sein unterstützt werden:

„H: [[...]] Und ich e- erlaube mir auch mal [[bei Trans*personen]] mir Namen wieder zu verwechseln, oder sie und er und und es, also da leg ich, lass ich mich nicht festlegen.

I: Und wie ist das bei den intersexuellen Personen, wie sprechen Sie die an?

H: Bei Intersexuellen? (I: hm) So, wie sie zu mir kommen.“ (H. Clasen 1449-1455)

Inter*personen werden im Gegensatz zu Trans*personen von H. Clasen in ihrem geschlechtlichen Sein nicht in Frage gestellt. Dies ist als Versuch zu verstehen, das als problematisch wahrgenommene Sein von Inter*personen zu stärken anstatt sie durch ein Hinterfragen weiter zu irritieren. Inter*personen haben es den interviewten Expert_innen zufolge ohnehin schon schwer genug, durch die medizinische Diagnose nicht normal zu sein, durch geschlechtskörperliche Angleichungsversuche und durch die gesellschaftliche

Nichtexistenz. Die Interviewpassage suggeriert, dass Inter*personen daher ausschließlich beigestanden werden muss.

Die Formulierung des „wie sie zu mir kommen“ ist allerdings in ihrer Ambivalenz zu lesen: Es ist unklar, ob Inter*personen gemäß der medizinischen Vorgabe oder gemäß ihrer Selbstverortung angesprochen werden. Es ist also nicht eindeutig, welches Sein hier gestärkt wird. Diese Unklarheit zeigt sich kontinuierlich innerhalb aller Interviews, bei denen über Inter*personen gesprochen wird. Auch die Interviewten sind sich folglich unsicher, welches Sein der Inter*person sie unterstützen sollen.

Lediglich eine interviewte Person ist sich im Klaren darüber, in welchem Sein Inter*personen unterstützt werden sollten:

„[[...]] warum soll ein, soll ein intersexueller Mensch nicht ä:h: freiwillig ins TSG³¹ laufen (I: hmh) wenn der das gerne möchte (I: hmh) bitteschön. (I: hmh) Wenn er erwachsen ist und aufgeklärt ist, kann er machen, was er will, (I: hmh) das ist nun mal so. (I: hmh) Aber in der Regel wissen diese Personen eben nicht, (..) dass sie sich vielleicht, die wollen ja gar keinen Geschlechtsrollenwechsel, (I: hmh) die wollen ja eigentlich nur zurück (I: hmh) zu sich selbst.“ (J. Hansen 112-117)

Die Unterstützung von Inter*personen stellt J. Hansen in der Rolle als Aktivist_in als notwendig dar, da Inter*personen aufgrund binärgeschlechtlicher Anpassung und fehlender Vorbilder in der eigenen geschlechtlichen Verortung orientierungslos seien.

Die Aussage, dass die meisten „zurück zu sich selbst“ wollen, kann als Hinweis auf medizinische und juristische zweigeschlechtliche Normierungspraktiken gelesen werden, die Inter*personen zunächst in eine andere, ihrer eigentlich authentischen Seinsform entgegenstehende Richtung drängen würden. Die Annahme J. Hansens, Inter*personen wollten „ja gar keinen Geschlechtsrollenwechsel“, lässt sich als implizite Kritik lesen, dass Inter*personen keine geschlechtlichen Rollenvorbilder haben.

Die dahinterstehende Logik ist wie folgt auszubuchstabieren: Inter*personen wissen aufgrund der medizinischen Diagnose, dass sie nicht der geschlechtlichen Norm entsprechen. Ein gesellschaftlich bekanntes Handeln für Menschen, die nicht der geschlechtlichen Norm entsprechen ist es, das Geschlecht zu wechseln. Transsexualität ist ein gesellschaftlich

³¹ Transsexuellengesetz, nähere Ausführungen hierzu sind in der Einleitung und dem Kapitel I 2.2 nachzulesen.

bekanntes Phänomen. Hingegen ist das Inter*sein zum Zeitpunkt der Interviews ein noch recht unbekanntes Phänomen.

Beide Passagen zeigen, dass Expert_innen des Geschlechts in jedem Fall davon ausgehen, dass Inter*personen in ihrem geschlechtlichen Sein unterstützt werden müssten. Allerdings bleibt bei der Aussage H. Clasens offen, in welchem geschlechtlichen Sein Inter*personen gestärkt werden sollten. Diese Unklarheit lässt sich als Unsicherheit von Therapeut_innen im Umgang mit Inter*personen deuten, die auch auf den Status als Expert_innen qua Profession zurückzuführen ist.

Denn J. Hansen als Aktivist_in behauptet, eindeutig zu wissen, in welchem Sein Inter*personen Unterstützung benötigen: im Inter*sein. Die Unsicherheit H. Clasens kann daher auch auf den professionellen Status zurückgeführt werden. Dieser Status impliziert einerseits, für die Unterstützung von Inter*personen verantwortlich zu sein, andererseits der starken Kritik von Aktivist_innen ausgesetzt zu sein. Dieses Dilemma spiegelt sich in der Unklarheit H. Clasens wider. Therapeut_innen sind folglich sehr vorsichtig und benennen selten eindeutig, wie und worin Inter*personen unterstützt werden sollten.

1.4 Zwischenfazit – Geschlechterwissen von Expert_innen über Normal*-, Trans*- und Inter*personen

Die interviewten Expert_innen orientieren sich im Sprechen über Geschlecht primär an einem vorherrschenden alltagsweltlichen und professionellen Geschlechterwissen, für das eine binäre Geschlechterordnung konstitutiv ist. Dementsprechend wird Geschlecht in Normal*-, Trans*- und Inter*person kategorisiert. Es wird also von Menschen gesprochen, die diesseits, jenseits und zwischen dieser binären Geschlechterordnung stehen. Darüber hinaus orientieren sich Expert_innen allerdings auch an einem alternativen Geschlechterwissen, das ursprünglich von Gegenexpert_innen vertreten wurde. Diese Orientierung wird besonders deutlich an der Thematisierung der Notwendigkeit, Selbstverortungen bei Trans*personen zu akzeptieren, und über die Kritik an medizinischen Interventionen bei Inter*personen. Im Folgenden werden die drei Deutungsmuster Normal*-, Trans*- und Inter*person im Hinblick auf die Frage, an welchem Geschlechterwissen sich die interviewten Expert_innen beim Sprechen orientieren, noch einmal zusammengefasst und die Schwerpunkte herausgestellt.

Die Art, wie über Normal*personen in einem als Expert_inneninterview gekennzeichneten Setting gesprochen wird, verdeutlicht die Schwierigkeit auch von Expert_innen des Geschlechts, sich ausschließlich auf ein Geschlechtersonderwissen zu beziehen. Normal*personen werden nur von einer Person explizit als der Norm entsprechend in den Interviews markiert. Vokabeln wie „Cis“ und „Bio“, die im gender- und queer(theoretischen) Kontext entwickelt wurden, werden nur selten benutzt. Diese Vokabeln sollen verdeutlichen, dass Geschlecht immer konstruiert und die Geschlechternorm lediglich sozial produziert ist und daher nicht nur Personen, die von der vorherrschenden Geschlechternorm abweichen, markiert werden sollten (vgl. u.a. Born 2009; Schirmer 2010; Sigusch 2005).³² An der (Nicht-)Verwendung dieser Begriffe in den Interviews zeigt sich, dass gender- und queertheoretische Impulse unterschiedlich in den Sprachgebrauch von Expert_innen integriert werden. Allerdings lässt die Art wie über Normal*personen gesprochen wird, darauf schließen, dass die interviewten Expert_innen sich auch an einem alternativen Geschlechterwissen orientieren. Im Gegensatz zu Inter*- und Trans*personen werden Normal*personen den Interviewten zufolge nicht bezüglich ihres Geschlechts(körpers) stigmatisiert, diskriminiert, normalisiert und tabuisiert. Ihr Geschlecht wird also im Allgemeinen anerkannt. Daher wird davon ausgegangen, dass sie durch die vorherrschende Geschlechternorm weniger verletzt würden, sich mit dieser allerdings auch weniger auseinandergesetzt hätten und daher in ihrem geschlechtlichen Denken und Handeln begrenzt seien. Diese Perspektive entspricht gender- und queertheoretischen Perspektiven (vgl. u.a. Feinberg 2007; Lang 2006; Lindemann 1993; Polymorph 2002; Queen/Schimmel 1997; Schirmer 2010).

Anders als noch in der bekannten Transsexuellenstudie von Hirschauer (1993) kann nicht mehr eindeutig ein Prozess beschrieben werden, der durchlaufen werden muss, um das „Etikett Transsexuell“ von Expert_innen qua Profession verliehen zu bekommen. Im Gegensatz zu dieser Studie beziehen sich die interviewten Expert_innen gegenwärtig stärker auf das ursprünglich von Gegenexpert_innen vertretene Geschlechterwissen. Dies zeigt sich darin, dass auch Therapeut_innen im Sprechen über Trans*personen versuchen, die Kriterien, wann eine Person als Trans*person angesehen wird, nicht festzulegen, wie in meiner Analyse der Interviews und auch in der sexualwissenschaftlichen Literatur deutlich wird (vgl. u.a. Becker 2013; Pfäfflin 2008; Rauchfleisch 2009; Richter-Appelt 2012). Die proklamierte

³² Die Vorsilbe „Bio“ ist allerdings irritierend, da es auch die Selbstklassifikation „Biozwitter“ gibt, als Abgrenzung zu ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ als ‚Normalos‘ (Zehnder 2010: 266). Bio verweist entsprechend zumeist auf eine medizinische Zuschreibung, die sowohl im Hinblick auf Inter*- als auch Normal*personen genutzt wird.

Selbstverortungsmöglichkeit ist jedoch kein frei wählbarer „Entscheidungsspielraum“ (Franzen/Beger 2002: 54), da die Vorgabe, sich als ernsthafte Trans*person präsentieren zu müssen, in den Interviews ständig thematisiert wird. Die Interviewanalyse zeigt, dass Therapeut_innen nicht jede Trans*person auch als solche anerkennen.

Menschen, die medizinisch als Inter*person klassifiziert sind, werden von den interviewten Expert_innen auch als solche begriffen. Die Selbstverortung bei Inter*personen spielt anders als für Trans*personen in den Interviews eine wesentlich geringere Rolle. Die interviewten Expert_innen verlassen sich somit eindeutig auf ein medizinisches Geschlechterwissen im Sprechen über und in der Bewertung von Inter*personen. Trotz diesem als unmissverständlich präsentierten Kriterium zeigt die Interviewanalyse, wie Expert_innen darum bemüht sind, Inter*sein eindeutig zu fassen. Wie innerhalb der Interviews und in der gender- und queertheoretischen Literatur deutlich wird, existiert kein Ideal dessen, wie eine Inter*person zu sein hat. Gleichzeitig dominiert eine Perspektive auf Inter*personen, die Inter*sein als sehr problematisch beschreibt. So thematisieren (und kritisieren) die Interviewten primär Tabuisierung, Normangleichung durch operative Maßnahmen und Erziehung sowie Mystifizierung von Inter*personen (vgl. Groneberg/Zehnder 2008; Klöppel 2011, 2012; Fröhling 2003; Lang 2006; Zehnder 2010).

Innerhalb der Forschung zu Inter*personen und von Aktivist_innen für Inter*rechte wird häufig erklärt, Inter*personen würden ge- und benutzt, um geschlechtliche Theorien zu be- oder widerlegen und um bestimmte Rechte durchzusetzen. Hierüber gehe der Subjektstatus von Inter*personen als eigenständige Geschlechtlichkeit verloren (vgl. u.a. Butler 2002; Gregor 2010; Zehnder 2010). Da Inter*personen nicht als eigenständige Geschlechtlichkeit angesehen werden, gerade aufgrund der primären Orientierung an einem rein medizinischen Geschlechterwissen und einer daraus resultierenden problemzentrierten Perspektive auf Inter*personen, existiert ein Subjektstatus von Inter*personen bislang nicht wirklich. Dies liegt allerdings nicht allein daran, dass Inter*personen für die Theorien und Interessen anderer genutzt werden, sondern ebenfalls daran, dass viele – auch Expert_innen – sich stark auf das medizinische Geschlechterwissen verlassen. Zudem sind die Inter*bewegungen noch recht jung und es existieren darüber hinaus (noch) wenige Inter*rollenvorbilder, die sich nicht primär am medizinischen Geschlechterwissen orientieren (vgl. Kapitel I 2).

2 Über die Bedeutung der Anerkennung des Geschlechts und Geschlechtersonderwissens

*„[[...]] einerseits hat es
[[Geschlechtswahrnehmung]] nichts mit den
Genitalien zu tun und dann hat es doch wieder so
viel mit den Genitalien zu tun“ (P. Brandt 1018f.)*

Alle interviewten Expert_innen thematisieren die Anerkennung des Geschlechts als eine Grundvoraussetzung der Handlungsfähigkeit von Menschen. Personen, deren Geschlecht nicht anerkannt wird, müssen sich entweder Kontexte suchen, in denen sie anerkannt werden, oder sie müssen für die Anerkennung ihres Geschlechts kämpfen. Insbesondere die Aktivist_innen, die in dieser Studie zu Wort kommen, bezeichnen die Anerkennung von Geschlecht als überlebensnotwendig. So beschreiben sie umgekehrt Menschen, denen Anerkennung aufgrund ihres Geschlecht vorenthalten wird, als nahezu handlungsunfähig.

Benjamins (2004) psychoanalytisch ausgerichtete Überlegungen zu Anerkennung bieten produktive Anregungen für die Auswertung der folgenden Interviewpassagen, auch wenn Benjamin mit einem psychoanalytischen Subjektbegriff argumentiert, der nicht der Perspektive dieser Studie entspricht. Benjamin (2004: 68ff) bezieht sich vor allem auf freiwillige Unterwerfung in sadomasochistischen Beziehungen. In solchen Beziehungen, die explizit mit Unterordnung und Macht spielen, sei immer eine gegenseitige Anerkennung existent. Laut Benjamin existiert Macht nicht mehr, wenn das Gegenüber vollkommen kontrolliert wird; in einem solchen Fall spricht sie von Herrschaft. Das kontrollierte Gegenüber werde darüber zu einem 'dinghaften' Wesen gleich einem Objekt. Ein solches Objekt sei dann nicht handlungsfähig. Ein dinghaftes Wesen kann laut Benjamin auch keine Anerkennung spiegeln, weshalb auch der kontrollierende Mensch den Selbststatus verliert, wenn er das Gegenüber komplett kontrolliert. Benjamin verdeutlicht somit die Notwendigkeit von gegenseitiger Anerkennung für die Handlungsfähigkeit. Darüber hinaus verlieren beide Interagierende den Status des Selbst, wenn das Gegenüber nicht als solches anerkannt wird. In einer solchen Situation wäre also nicht mehr von einer Interaktionsbeziehung zu sprechen. Das Gegenüber darf Benjamin zufolge nicht als gänzlich abhängig wahrgenommen werden, da sonst beide Interagierende ihren Subjektstatus gefährden.

In der folgenden Analyse zeigt sich, dass bezüglich Inter*personen, bei denen Mediziner_innen ohne Zustimmung Operationen vollzogen haben oder diese stark unter

Druck setzen, oft von Ohnmachtsgefühlen gesprochen wird. Expert_innen berichten außerdem davon, dass Inter*personen häufig als interessante Forschungsobjekte behandelt werden. Darüber hinaus erzählen Expert_innen auch von Gefühlen der Hilflosigkeit im Sinne von Handlungsunfähigkeit, insbesondere bei Interaktionen zwischen Menschen, die nicht Inter* sind, und unfreiwillig operierten Inter*personen, und zwar auf beiden Seiten.

Es stellt sich hier in Anlehnung an die skizzierten Überlegungen Benjamins die Frage, ob unfreiwillig operierte und zur Forschung genutzte Inter*personen den Subjektstatus der mit ihnen interagierenden Personen gefährden, weil sie selbst als objekthaft behandelt werden und sich auch so wahrnehmen, und ob deshalb in der Interaktion auch Gefühle der Ohnmacht bei den mit ihnen Interagierenden entstehen.

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit Anerkennung ist es sinnvoll, sich über Benjamin hinaus ebenfalls auf Foucault zu beziehen. Expert_innen sprechen oftmals auch von der (Nicht-)Anerkennung einer Person durch das medizinische System und verweisen damit auf gesellschaftliche Strukturen, die über unmittelbare Interaktionsbeziehungen hinausgehen. Foucault schreibt über gesellschaftliche Auswirkungen auf Körper: „Ein Gewaltverhältnis wirkt auf einen Körper, wirkt auf Dinge ein: es zwingt, beugt, bricht, es zerstört: es schließt alle Möglichkeiten aus; es bleibt ihm kein anderer Gegenpol als der der Passivität.“ (Foucault 1994: 254).

Foucaults Ausführungen machen für gesellschaftliche Strukturen Ähnliches deutlich wie Benjamin für direkte Interaktionsbeziehungen. Beide Ansätze teilen die Perspektive, dass der Subjektstatus von Personen gefährdet ist, wenn diese nicht anerkannt werden, allerdings auch, wenn Personen ihr Gegenüber – in Benjamins Fall andere Menschen, in Foucaults Fall die Norm – nicht anerkennen. Diese Überlegungen sind erkenntnisleitend für die folgenden Rekonstruktionen aus den Interviews.

2.1 Von den Auswirkungen geschlechtlicher (Nicht-)Anerkennung – „Wenn ich diesen Kampf nicht aufgenommen hätte, dann wäre ich heute nicht mehr“

Etwa die Hälfte der von mir interviewten Expert_innen sind Aktivist_innen. Eine klare Abgrenzung zwischen den Gruppierungen Therapeut_innen und Aktivist_innen ist jedoch oft nicht möglich, da die Grenzen fließend sind und es auch sowohl aktivistisch als auch

psychotherapeutisch tätige Personen gibt. Im Folgenden kommen Interviewte hauptsächlich in ihrer Funktion als Aktivist_innen zu Wort, da ausschließlich diese über die Auswirkungen der (Nicht-)Anerkennung des Geschlechts in den Interviews sprechen. Interviewte Aktivist_innen erzählen häufig von der Notwendigkeit, einen Kampf für das eigene Geschlecht oder für andere Menschen aufzunehmen. Hintergrund dieser Argumentation ist die Annahme und Erfahrung, dass Menschen, die in ihrem Geschlecht nicht akzeptiert sind, in ihren Handlungsmöglichkeiten stark eingeschränkt sind.

2.1.1 Geschlechtliche Verortung als Lebensnotwendigkeit

Menschen, die für andere nicht geschlechtlich intelligibel sind, sind den interviewten Expert_innen zufolge in ihrer Existenz bedroht. Dies wird damit begründet, dass geschlechtlich nicht intelligible Menschen von der Gesellschaft nicht akzeptiert würden (vgl. Kapitel III 1.3, 2.1.2).

Anhand des folgenden Interviewdialogs wird allerdings auch ersichtlich, dass Menschen, die sich geschlechtlich nicht verorten, auch von Expert_innen in ihrem Menschsein hinterfragt werden:

„I: Ja. Ich hab mich gerade gefragt, ob das auch weniger Angriff- angreifbar is sozusagen wenn man nichts ein@deutiges@ is,[[...]]

B: [[...]]das würde ja voraussetzen, dass man die Person, (.) auch jenseits einer Geschlechtskategorie (I: Jaja °und das kann man nicht°) respektieren, anerkennen und wahrnehmen kann.“ (B. Grimm 697-699)

Die beiden hier interagierenden Interviewpartner_innen gehen davon aus, dass Menschen ohne geschlechtliche Verortung weder wahrgenommen noch anerkannt werden können. Für wen diese Anerkennung allerdings unmöglich ist, bleibt offen. Es scheint, als sei es den Interviewpartner_innen selbst auch unmöglich, geschlechtlich nicht verortete Menschen als solche zu akzeptieren.

Bereits die gestellte Frage im obigen Interviewausschnitt suggeriert, dass geschlechtlich uneindeutige Menschen weniger als Menschen und vielmehr als Objekte, die schwer einzuordnen sind, wahrgenommen werden. Auch das von beiden verwendete unbestimmte Pronomen „man“ lässt sich dahingehend interpretieren. Obwohl die Anerkennung des

Geschlechts, auch eines uneindeutigen, als notwendig begriffen wird, zeigt sich hier, wie schwer sich auch Expert_innen damit tun.

Die Passage steht somit beispielhaft dafür, dass Expert_innen zum einen davon sprechen, dass andere Menschen Personen, die geschlechtlich nicht eindeutig lesbar sind, nicht akzeptieren können, zum anderen allerdings auch, dass Expert_innen sich selber schwer damit tun, geschlechtlich nicht intelligible Menschen zu akzeptieren und ihnen somit einen Platz in dieser Gesellschaft zu ermöglichen.

Im Folgenden wird jedoch deutlich, dass es von Aktivist_innen als möglich angesehen wird, für die Anerkennung eines zuvor für andere nicht lesbaren Geschlechts zu kämpfen.

2.1.2 Vom Kampf um die Anerkennung des Geschlechts

Aktivist_innen erklären, dass es notwendig ist, für das eigene Geschlecht zu kämpfen, um sich selbst eine Existenzgrundlage zu schaffen. Der Kampf für ein geschlechtliches Sein, das von der hegemonialen Norm abweicht, ist für die meisten Aktivist_innen einer, den sie nicht nur für sich selbst, sondern (auch) für und mit anderen Trans*- oder Inter*Menschen ausfechten. Dieser Kampf wird als sehr kräftezehrend beschrieben. Typisch ist ein Abwägen zwischen dem eigenen Einsatz und der damit erreichbaren Wirkung dieses Kampfes, wie in der folgenden Passage deutlich wird:

„[[...]]wir hatten ja keine eigenen Gruppen. (I: hmh) Das war irgendwie alles im so ein Bereich des Verbotenen und (h) auch mit Angst besetzt, vor, vor Gewalt und so weiter. [[...]] Ich kann es gar nicht richtig begründen, aber ich glaube so einfach die Wut äh m-mich, ich wollte mich nicht damit abfinden, in so einer Rolle. (I: hmh)“ (O. Eggers 195-201)

O. Eggers erzählt hier vor allem von den Schwierigkeiten und den Ängsten, die mit dem Kampf um die Anerkennung des eigenen Geschlechts verbunden waren, und weist zugleich auf die Notwendigkeit dieses Kampfes hin. Der Begriff der „Rolle“ unterstreicht, dass eine aufgrund der körperlichen Geschlechtsmerkmale zugewiesene Geschlechterrolle nicht diejenige sein muss, in der eine Person sich selbst verortet. Darüber hinaus weckt die Vokabel „Rolle“ Assoziationen an ein Theaterstück, in dem O. Eggers eine bestimmte Geschlechterrolle für andere hätte spielen sollen. Vor diesem Hintergrund erklärt O. Eggers, nach einem alternativen Leben zu streben, in dem Geschlecht nicht von außen anhand

spezifischer Kriterien zugewiesen wird. Diese Abweichung vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen im Denken und Sein macht den Kampf für die eigene Vorstellung davon, wie Geschlecht gelebt und verstanden werden sollte, notwendig.

Der Kampf wird als kräftezehrend erinnert, weshalb O. Eggers auch im Nachhinein darüber reflektiert, warum er überhaupt aufgenommen wurde. Es scheint wie ein Abwägen darüber, ob es möglich gewesen wäre, den Kampf nicht auszufechten und ein Leben zu führen, in dem das eigene Geschlecht und die eigene Vorstellung davon, wie Geschlecht gelebt werden sollte, nicht existent ist. Schließlich resümiert O. Eggers jedoch, dass es sich gelohnt habe, dafür zu streiten, heute in einer „Rolle“ leben zu können, die nicht aufgezwungen, sondern selbst gewählt und erkämpft wurde.

Im folgenden Interviewausschnitt zeigt sich, dass die Erleichterung und Notwendigkeit für das eigene Geschlecht zu kämpfen von einem alltagsweltlich denkenden Umfeld oftmals nicht verstanden wird:

„[[...]]ich bekomme auch schon so Sätze mit wie 'Was willst du denn? Du hast es doch gut, du hast doch einen Mann, du hast doch ä::h: ein gutes soziales Leben.' Ja, das hab ich mir erkämpft, das müssen die äh, (h) d- d- das wird aber nicht gesehen, dass ich eigentlich nur, j.:a.:, dass ich so gut sein kann, weil ich kämpfe. (I: hmh) Und das kann mir, äh dass es mir nur so gut ä::h: geht, weil ich (..) weil ich spüre, dass ich lebe. (I: hmh) Dass ich sein darf. (.) (I: hmh) Wenn ich diesen Kampf nicht aufgenommen hätte, dann wäre ich heute nicht mehr. (I: hmh) (..)“
(J. Hansen 672-678)

Hier wird über das Unverständnis anderer Menschen gesprochen, die die Situation von J. Hansen nicht nachvollziehen können. Die Tatsache, dass J. Hansen ein gutes Leben führen kann, wird als das Resultat eines existentiellen Kampfes beschrieben, der auch mit dem Verlust des eigenen Lebens hätte ausgehen können. Die folgende Passage zeigt noch deutlicher, warum dieser Kampf als ein Überlebenskampf aufgefasst wird:

„Geschlecht ist ja nicht nur ein Gefühl. (I: hmh) (...) Also ich ähm, ich finde Geschlechter wichtig. (I: hmh) Wenn man keins mehr hat, keins mehr haben darf, sein eigenes nicht mehr haben darf, dann wird das °auf einmal wieder wichtig°. (I: hmh) Ich kann mich an meine-, äh eine Zeit meines Lebens erinnern, da hatte ich, durfte ich mein eigenes Geschlecht nicht haben. (I: hmh) Und ich möchte das verteidigen. Das ist etwas, wofür man einstehen muss und darf und können (I: hmh) können darf, oder dürfen muss ((lacht)) ko- können-dürfen-muss, ja. (I: hmh) Weil es etwas mit (..) meinem gesamten Leben zu tun

hat, es hat so viele Auswirkungen auf das, was ich darf, oder nicht darf. (I: hmh)“ (J. Hansen 1041-1049)

J. Hansen spricht rückblickend über eine Zeit, in der das eigene Geschlecht gar nicht zu existieren schien und deutet darauf hin, dass Geschlecht sich auf die Handlungsoptionen einer Person auswirkt. Deshalb sei es notwendig, für das „eigene“ Geschlecht zu kämpfen. Über Geschlecht wird dabei wie über eine Materie gesprochen, wenn J. Hansen sagt, ein Mensch könne potentiell auch „keins mehr haben“. Geschlecht ist demnach etwas, das eine Person zwar besitzt, das ihr aber auch jederzeit wieder entzogen werden kann. Somit wird Geschlecht als ein besonderer, zu verteidigender Wert kenntlich gemacht.

Die Vokabel „können-dürfen-muss“ ist treffend dafür, dass Aktivist_innen davon sprechen, dass es zum einen notwendig ist, für das eigene Geschlecht zu kämpfen, und zugleich, dass dieser Kampf in manchen Kontexten jedoch unmöglich ist:

„[[...]] die [[Verbund von Mediziner_innen und Psycholog_innen]] äh sind nicht auf uns zugegangen, sondern äh haben versucht einfach äh uns als, als, als ä:h: (.) als Futter zu benutzen, als ä:h: als Forschungsfutter, als Forsch-, als Forschungsobjekte (I: hmh) und ä:h: wir sind nicht Forschungsobjekte, sondern wir sind Menschen. (I: hmh) Menschen mit Bedürfnissen und wenn unsere Bedürfnisse nicht befriedigt werden, dann müssen wir uns abwenden, (I: hmh) so einfach ist das. Und äh wenn d- die::ser:, äh wenn wir dort nicht eine Änderung des Umganges mit uns verhandeln können, dann müssen wir dorthin gehen, wo wir es verhandeln können. (I: hmh) Und wir haben uns dann äh in der Folge an die Bundesregierung gewandt, die Bundesregierung hat sich dann aber äh nicht zuständig gefühlt, sondern hat wiederum auf die Fachgesellschaften (.) verwiesen. Also werden wir hier innerstaatlich mal nichts. Also müssen wir schauen, wo können wir denn noch was bewegen? (I: hmh) Also müssen wir mal gucken was außerstaatlich noch oder international noch so läuft. (I: h::m: hmh)“ (J. Hansen 559-571)

J. Hansen spricht von einem langen und intensiven Kampf als Gruppe und verknüpft die vorenthaltene Anerkennung durch das Medizinsystem damit, dass dessen Repräsentant_innen die „Bedürfnisse“ der Aktivist_innen verkennen. Um entsprechend dieser Bedürfnisse behandelt zu werden, müsse ein Kampf auf unterschiedlichen Ebenen ausgefochten werden, bis er zum Erfolg führe. Ein Erfolg zeige sich erst, wenn Inter*personen als Menschen und nicht als „Forschungsfutter“ angesehen würden.

Im folgenden Ausschnitt wird ein gesellschaftlich als abweichend konstruiertes geschlechtliches Sein und das damit verbundene Geschlechterwissen mit dem Gefühl von

kollektiver Verantwortung und Einsatz verbunden, wodurch die eigene Handlungsfähigkeit sowie die der anderen sich erweitern soll:

„[[...]] ich finde, dass sozusagen so ein bisschen die Aufgabe ist ((lacht)) ethisch gesehen, ((zieht Luft zwischen Zähnen hoch)) äh von denjenigen die diesen Zugang schon haben, dass dann für die andern mit der Zeit äh zu erkämpfen sozusagen“ (E. Franke 727-730)

In dieser Passage wird der Anspruch deutlich, dass Personen, die von der alltagsweltlichen Geschlechternorm abweichen, wechselseitig füreinander eintreten müssen. Dies gilt besonders dann, wenn Einzelne schon über mehr Möglichkeiten verfügen (den „Zugang schon haben“) als andere. Die Aussage impliziert, dass der Kampf um die Anerkennung des Geschlechts nicht nur vom Geschlechtersonderwissen, sondern vor allem auch vom Zugang, den Erfahrungen sowie der eigenen Anerkennung als Person und des eigenen Geschlechts, das heißt vom Kontext, in dem dieser Kampf stattfindet, abhängig ist.

Alle vorgestellten Interviewpassagen zeigen, dass Aktivist_innen Kämpfe auf unterschiedlichen Ebenen ausfechten, da die gesellschaftlichen Strukturen als diskriminierend gegenüber nicht Normal*Personen wahrgenommen werden. Die Anerkennung des Geschlechts einer Person wird dabei als so existentiell beschrieben, dass bei einer Nichtanerkennung die Existenz der betroffenen Person gefährdet sei. Dieser Existentialismus hebt die von Aktivist_innen artikulierte Notwendigkeit des Kampfes noch einmal hervor. Die Kämpfe werden daher als einerseits sehr anstrengend, andererseits jedoch auch als ein Gefühl von Leben vermittelnd beschrieben. Diese Zweidimensionalität werde den Interviewten zufolge von einem alltagsweltlich denkenden Umfeld häufig nicht verstanden.

Der Erfolg der Kämpfe wird von den Interviewten in starker Abhängigkeit zur Anerkennung des eigenen Geschlechts, des Geschlechtersonderwissens und damit einhergehend der An- oder Aberkennung des eigenen Expert_innenstatus wahrgenommen.

Hier zeigt sich auch die häufig formulierte Diskrepanz, sich selbst als Expert_in mit einem Geschlechtersonderwissen wahrzunehmen und dennoch nicht notwendigerweise als Mensch mit einem Geschlechtersonderwissen akzeptiert zu werden. Die von Aktivist_innen auszufechtenden Kämpfe sind somit einerseits darauf bezogen, dass Inter*- oder Trans*personen stärker akzeptiert werden und zum anderen auch darauf, im eigenen Geschlechtersonderwissen anerkannt zu werden.

2.1.3 Abweichen von der Norm als Lebensthema

Geschlecht wird in den Interviews als ein existenzielles Thema beschrieben, das Auswirkungen auf das gesamte Leben hat. Dies trifft beispielsweise auch auf Zugangsmöglichkeiten zu oder/und das Interesse an bestimmten Berufen zu, wie sich in folgender Interviewpassage zeigt:

„[[...]] für mich war damals dann die Motivation mir es nicht äh, so einfach bieten zu lassen, aktiv zu werden und da hab ich dann sehr viel Anstrengung reingesteckt. [[...]] Dann hab ich Medizin studiert und hab mich immer weiter für dieses Thema [[Trans*]] interessiert und hab das auch verfolgt und ähm ja es ist dann irgendwann so zu meinem eigenen Thema geworden, zum Lebensthema. (...) Und als ich dann diese Position hier hatte und dann auch meinen=eigenen Rollenwechsel hinter mir, hab ich mich eben mit[schol-] entschieden äh das auch offensiv anzugehen und nicht nur eben jetzt im, im genderpolitischen Bereich, sondern auch in meinem beruflichen Bereich. (I: hmh)“ (O. Eggers 73f, 81-86)

O. Eggers spricht in dieser Passage von einem Prozess der Veränderung und davon, je nach geschlechtlicher und beruflicher Rolle unterschiedliche Möglichkeiten des Intervenierens zu haben. Zunächst wird dabei thematisiert, sich nicht entsprechend der Vorstellung anderer verhalten zu wollen und daher aktiv geworden zu sein. Im vorangegangenen Abschnitt wurde deutlich, dass es O. Eggers dabei auch um das Auflehnen gegen die geschlechtliche Rollenzuweisung durch andere geht. Das eigene Abweichen von der hegemonialen Geschlechternorm hat sich, wie in dieser Aussage implizit deutlich wird, auch auf die Berufswahl ausgewirkt. Medizin ist eine gesellschaftlich hoch angesehene Berufsgruppe, die bezüglich des Geschlechts definiert, wer als krank oder gesund angesehen wird. Es wird also ein beruflicher Weg eingeschlagen, der die Möglichkeit suggeriert, sich auch innerhalb professioneller Kreise für eine Veränderung der Perspektive auf Trans*personen einzusetzen.

Das eigene geschlechtliche Abweichen von der Norm wird von O. Eggers als Auslöser des Interesses für dieses Fachgebiet beschrieben. Ob die Möglichkeiten, breiter intervenieren zu können, bei der Berufswahl mitgedacht wurden, bleibt jedoch offen. In jedem Fall wird deutlich, dass O. Eggers davon ausgeht, dass sowohl Geschlecht als auch beruflicher Status einen Einfluss auf die Handlungsoptionen einer Person haben, sowie darauf, ob diese in ihrem Geschlechtersonderwissen gehört und anerkannt wird. Denn O. Eggers spricht von der gegenwärtigen „Position“ und dem abgeschlossenen „Rollenwechsel“, die es ermöglichen, sich nicht mehr „nur [[...]] im genderpolitischen Bereich“ für Trans*themen einzusetzen.

Das Geschlechtersonderwissen von O. Eggers besteht somit aus zwei, sich teilweise widersprechenden Wissen: Einerseits die eigene Erfahrung des Abweichens von der geschlechtlichen Norm, andererseits das gesellschaftlich anerkannte, da wissenschaftlich legitimierte Wissen durch das Studium der Medizin. Wie in dieser Aussage auch deutlich wird, sind beide wandelbar und werden durch das eigene Intervenieren verändert.

Im Folgenden wird über eine andere Dimension der Erfahrung von (Nicht-)Anerkennung gesprochen, die einen direkten Bezug zum Geschlechtskörper miteinschließt.

2.2 Über die Bewertung geschlechtskörperlicher Eingriffe – „Dass Körperbild eben nicht alles ist“

Die interviewten Expert_innen stehen medizinischen Geschlechtskörperveränderungen oftmals kritisch gegenüber. Medizinische Eingriffe werden zwar als zum Teil unabdingbar beschrieben, vor allem um eine Anerkennung des Geschlechts zu erhalten. Trotzdem sollten sie wenn möglich, so ein Großteil der Interviewten, vermieden werden. Die Art und Weise, wie über Geschlechtskörperveränderungen gesprochen wird, zeigt, dass an die Vorstellung angeknüpft wird, dass sich ein natürlicher Körper von einem medizinisch veränderten Körper unterscheidet. Bei Inter*personen werden normangleichende geschlechtskörperliche Veränderungen oft als grenzüberschreitend thematisiert. Daraus resultierende Ohnmachtsgefühle und Assoziationen zu Tod und Sterben führen dazu, dass insbesondere Menschen, die mit Inter*personen Kontakt haben, Geschlechtskörper verändernde Maßnahmen sehr kritisch betrachten. Zunächst jedoch zur angesprochenen Grenzziehung zwischen natürlichen und medizinisch veränderten Geschlechtskörpern.

2.2.1 Grenzziehungen – Natürlicher versus medizinisch veränderter Geschlechtskörper

Im Folgenden werden diverse Perspektiven bezüglich geschlechtsverändernder Maßnahmen dargestellt, wobei unterschiedlich stark auf die eigenen Erfahrungen der Interviewten eingegangen wird. In allen Passagen zeigt sich, dass die interviewten Expert_innen den medizinischen Maßnahmen zwar ablehnend gegenüberstehen, zugleich jedoch deren potentielle Notwendigkeit anerkennen. Die Argumentation für sowie gegen medizinische Eingriffe ist daher teilweise sehr komplex.

Beispielhaft zeigt sich diese Abgrenzung zwischen akzeptablen und kritisierten Geschlechtskörperveränderungen in der folgenden Passage:

„[[...]] mit neunzehn war ich auch noch so schmal, dass ich mir aussuchen konnte, ob ich heute in der Disco als Junge oder als Mädchen gelten (..) wollte. Ich fand das ausgesprochen lustig, aber die Idee, meinen Körper zu verändern oder meine Brust abschneiden zu lassen, wäre mir nicht gekommen. (I: hmh) Also insofern hat das seine Grenzen.“ (S. Albers 330-334)

S. Albers spricht zunächst über den eigenen Körper, beschreibt diesen als variabel (zu einem bestimmten lebensgeschichtlichen Zeitpunkt) und den eigenen Umgang damit als eine Möglichkeit, mal die eine und mal eine andere Version des Geschlechtskörpers zu betonen. Vor dem Hintergrund dieser Retrospektive wird dann betont, dass eine operative Veränderung des eigenen Körpers nicht in Frage gekommen sei und auch bis heute eine Grenze darstellt, die zu überschreiten keine Option für S. Albers ist.

Die bewusste Inszenierung von Geschlechtskörpern entgegen alltagsweltlicher Vorstellungen wird zudem als wertzuschätzender Umgang mit dem eigenen Körper bewertet. Nur Geschlechtskörperveränderungen, die mit medizinischen Eingriffen in Zusammenhang stehen, lehnt S. Albers mit Nachdruck ab. Dies unterstreichen die Distanzierungen, wenn zunächst ein Gegensatz („aber“) aufgebaut wird, zudem im Konjunktiv gesprochen wird und die Möglichkeit der operativen Veränderung für den eigenen Körper schließlich verneint wird.

Das Bild des „Abschneidens“ unterstreicht die strikte Abgrenzung gegenüber geschlechtskörperlichen Eingriffen. Darüber hinaus wechselt S. Albers am Ende der Passage ins Präsens, worüber noch deutlicher wird, dass medizinische Geschlechtskörperveränderungen nicht akzeptabel erscheinen.

Hier stellt sich die Frage, was genau die Grenze zwischen verschiedenen Formen der Körperveränderung ausmacht. Das „Abschneiden“ suggeriert einen dinghaften Umgang mit dem Geschlechtskörper, der mit Hilfe der Chirurgie nach eigenen Vorstellungen umgeformt werden kann. Das Gegenbild dazu ist, den eigenen Körper nur so weit zu verändern, dass dieser Prozess ohne grundlegende irreversible Änderungen auskommt. Obgleich nicht offen ausgesprochen, liegt es nahe, dass dieser Kontrast mit der Vorstellung eines 'natürlichen' Körpers verbunden ist, dem durch operative Veränderung Gewalt angetan wird. Auch in der folgenden Passage aus dem Interview mit J. Hansen wird eine ähnliche Grenze gezogen, allerdings mit Bezug auf medikamentöse Eingriffe:

„Äh::m wenn man zum Beispiel gegengeschlechtlich Hormone nimmt, äh die machen ja was mit einem (I: hmh) und zu erkennen, dass das vielleicht nicht so gut ist (I: hmh) und dass man das, das Wohlbefinden, dass man da doch etwas dran drehen kann, auch äh wenn das auf Kosten des Körperbildes geht. (I: hmh) Dass Körperbild eben nicht alles ist.“ (J. Hansen 13-17)

J. Hansen wägt zwischen der Möglichkeit, den Körper durch Hormone zu beeinflussen oder darauf zu verzichten, ab. Der Verzicht auf Hormone führt zwar potentiell nicht zu einem anerkannten Körperbild, dies wird aber als „nicht alles“ relativiert. J. Hansen argumentiert, dass körperverändernde Maßnahmen das Wohlfühlen negativ beeinflussen könnten. Um diese Ansicht zu verstehen, sei es notwendig zu erkennen, dass „Körperbild eben nicht alles ist“.

Auch in der folgenden Passage zeigt sich die von Expert_innen des Geschlechts vertretene Ansicht, dass körpermedizinische Veränderungen, wie eine Hormontherapie, kritisch zu sehen sind, selbst wenn sie an einem Körperbild ansetzen, das nicht dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen entspricht:

„[[...]] also, wenn ich es mir richtig gut überlege, sag ich 'Ich kann nicht, ich kann keinen Stopp machen, das geht nicht.' Sehe aber, wenn dass mit sechzehn Jahren steht da ein Kerl vor mir irreversibel, und wenn der immer noch dabei bleiben will Frau zu sein, dann aus dem, gut, richtige Frau wird aus dem sowieso nicht, als, ist die Frage was richtige Frau ist, das ist aber jetzt eine andere, nochmal es ist alles irreversibel, (I: hmh), aber viele kommen damit zurecht. (I: hmh) Viele kommen damit zurecht. Die erle-s-e-erleb ich dann auch im äh hier, wenn das eine oder andere Problem kommt, aber die kommen eigentlich damit zurecht. (...) Ist nicht so e- einfach, aber manche die das re- früher machen, die kommen damit gut zurecht, also besser zurecht, aber ich, man müsste auch mal [[in]] die Forschung gucken, was die da rausgefunden hat.“ (H. Clasen 448-457)

H. Clasen ringt in dieser Passage damit, trotz eigener widersprüchlicher Erfahrungen, für die Entscheidung gegen Hormonvergabe in der Pubertät zu argumentieren. Hierdurch wird deutlich, wie wichtig es für H. Clasen ist, medizinische Geschlechtskörperveränderungen nach Möglichkeit zu verhindern.

Es wird dreifach betont, den Stopp nicht machen zu können: „'Ich kann nicht, ich kann keinen Stopp machen, das geht nicht.'“ Die Hormonindikation für Jugendliche wird dementsprechend als absolut undenkbar thematisiert. Indem H. Clasen darauf hinweist, dass „viele“ „eigentlich“ auch ohne frühe hormonelle Eingriffe zurechtkommen, wird suggeriert, dass es auch Personen gibt, die Probleme damit haben, keine frühzeitige Hormontherapie beginnen zu können.

Zudem impliziert die Vokabel des „Zurechtkommens“, dass es sich nicht um eine Zufriedenheit ohne die Hormontherapie handelt, sondern um ein notwendiges Arrangement. Des Weiteren berichtet H. Clasen stockend von Trans*personen, die keine Hormontherapie beanspruchten und dann Probleme damit hatten. Es scheint somit für H. Clasen kaum aussprechbar, dass Menschen wegen nicht stattgefundener hormoneller Eingriffe Schwierigkeiten haben könnten. Mögliche auftretende Probleme werden daher als sehr kleine dargestellt: „wenn das eine oder andere Problem kommt“, was einem Herunterspielen dieser Probleme gleichkommt. Der Abschlusssatz dieser Sequenz – „man müsste auch mal [[in]] die Forschung gucken, was die da rausgefunden hat“ – lässt auf eine Unsicherheit im Hinblick auf die dennoch nachdrücklich vertretene Perspektive, Geschlechtskörper sollten nicht mithilfe medizinischer Interventionen verändert werden, schließen.

In allen drei zitierten Aussagen wird implizit angedeutet, es sei eventuell in Einzelfällen sinnvoll, eine Veränderung durch körpermedizinische Maßnahmen vorzunehmen, um im Rahmen alltagsweltlicher Geschlechtskörpernormen anerkannt zu werden. Gleichzeitig wird es eindeutig positiver bewertet, wenn der Geschlechtskörper nicht mithilfe medizinischer Interventionen verändert wird. Im kommenden Abschnitt wird wesentlich eindeutiger herausgearbeitet, wie stark die Bewertung geschlechtskörperlicher Eingriffe davon abhängt, zu welchem Zeitpunkt im Leben eines Menschen sie stattfinden und ob sie an Inter*- oder Trans*personen durchgeführt werden. Dies hängt direkt mit Mit- und Selbstbestimmungsmöglichkeiten zusammen.

2.2.2 Von der Anerkennung im Rahmen alltagsweltlicher Geschlechtskörpernormen

Geschlechtskörper verändernde Maßnahmen werden von Expert_innen teilweise als notwendig eingeschätzt, damit Menschen, die hegemonialen Geschlechternormen nicht entsprechen, im Alltag und im Alltagsdenken ihres Umfelds akzeptiert werden. Diese Perspektive, die in der folgenden Passage dargestellt wird, ist allerdings höchst umstritten:

„[[...]] wenn diese Welt komplett anders wär und man sich mit keine Ahnung, ja? Also solchen Hü- Hüften und solchen Brüsten und langen Haaren, ne hinstellen könnte und sagen könnte 'Ich bin aber äh ein, ein Mann' und alle würden das nicht weiter komisch finden, ja gut, da, ja dann müsste man vielleicht seinen Körper auch nicht verändern, ne?“ (E. Franke 451-455)

In dieser Aussage wird der Fokus auf den interaktiven Aspekt geschlechtlicher Anerkennung gelegt. Wenngleich die meisten der interviewten Expert_innen betonen, dass der Geschlechtskörper einer Person keinen kausalen Zusammenhang mit dem eigenverorteten Geschlecht einer Person bildet, wird hier trotzdem davon ausgegangen, dass der Körper gegebenenfalls durch medizinische Interventionen verändert werden muss, da die gesellschaftlichen Erwartungen immer noch einer solchen Kausalität entsprechen.

Das Verb müssen betont dabei den Zwang, sich einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen zu unterwerfen, in manchen Fällen auch durch operative Eingriffe. Dabei startet E. Franke mit einer Utopie („wenn diese Welt komplett anders wär“), die eine solche Unterwerfung überflüssig machen würde. Im Kontrast dazu, so E. Franke, wird Geschlecht im Alltag der meisten Menschen nicht entsprechend der Selbstverortung akzeptiert, sondern anhand bestimmter körperlicher Attribute und Klassifikationen konstruiert. Dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen entsprechend wird eine Eigenverortung entgegen dieser Wahrnehmungsgewohnheiten („Ich bin aber“) laut E. Franke mindestens als „komisch“ bewertet. Wie bereits erwähnt, berichten die interviewten Expert_innen davon, im Fall einer Aberkennung des Geschlechts in jeder Interaktion um Anerkennung kämpfen und ihre geschlechtliche Verortung verteidigen zu müssen (vgl. Kapitel III 2.1). Um ohne solche dauerhaften Kämpfe im selbstverorteten Geschlecht anerkannt zu werden, betrachtet E. Franke eine Geschlechtskörperveränderung je nach körperlichem Erscheinungsbild und eigener Bereitschaft, für ein vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichendes Sein zu kämpfen, als unabwendbar. Medizinische Geschlechtskörperveränderungen werden demgemäß als Möglichkeit gesehen, als anerkanntes und handlungsfähiges Subjekt anstatt als nicht gleichwertiges und somit weniger handlungsfähiges Gegenüber wahrgenommen und positioniert zu werden.

Umgekehrt wird ein operativer Eingriff, der gegen den ausdrücklichen Willen einer Person durchgeführt wird, als Zerstörung von Handlungsfähigkeit verurteilt:

„[[...]] wenn du geboren wirst warst, warst du ein ganz normaler Mensch, gesund und ein dir f-, dir fehlt eigentlich nichts, (I: hmh) wenn man dich als Norm anerkennen würde, am Ende wenn du zurechtgeschnitten bist, bist du ein schwerbesch- äh schwerbehinderter Mensch.“ (J. Hansen 592-595)

J. Hansen spricht über die gewaltvolle Zurichtung des Körpers, der grundlos „zurechtgeschnitten“ wird, was dazu führe, dass aus einem „normal[[...]]“ und „gesund“ geborenen Menschen ein „schwerbehinderter Mensch“ wird. Die Schwerbehinderung kann als Metapher gelesen werden, dass operative Eingriffe als Angriff auf die Handlungsfähigkeit von Menschen gewertet werden. Die Schwerbehinderung ist jedoch nicht nur als Metapher anzusehen, sondern spiegelt auch die juristische Perspektive auf Inter*personen nach geschlechtskörperlichen Eingriffen wider. Denn rechtlich wurde bereits mehrfach eine Schwerbehinderung bei Inter*personen aufgrund medizinischer Interventionen festgestellt.³³

Die beiden Aussagen zeigen, dass Expert_innen medizinische Eingriffe unterschiedlich bewerten, je nachdem, wie viel Mitbestimmungsmöglichkeit einem Menschen, an dessen Körper eine Intervention erfolgt, zugesprochen wird. Dabei entsteht ein dichotomes Bild vom aktiv-selbstbestimmten Akt im scharfen Kontrast zum passiv-fremdbestimmten Übergriff. Dieses Bild korrespondiert mit einer Befürwortung oder Ablehnung, impliziert aber zugleich, dass es immer auch um eine Anpassung an (oder Abgrenzung von) gesellschaftlichen Normen geht.

2.2.3 Ohnmachtsgefühle bei Inter*personen

In der Einführung dieses Kapitels wurde mit Bezug auf Benjamin (2004) und Foucault (1994) herausgearbeitet, dass Ohnmachtsgefühle kennzeichnend sind für Situationen, in denen ein Mensch nicht als anerkanntes handlungsfähiges Gegenüber wahrgenommen wird. Solche Gefühle der Ohnmacht werden in den Interviews – nicht immer explizit, sondern häufig implizit – besonders dann deutlich, wenn über Inter*personen gesprochen wird. Das medizinische System wird von den interviewten Expert_innen dann als übermächtig wahrgenommen, wenn medizinische Interventionen ohne Zustimmung und nicht nachvollziehbar durchgeführt werden. Daraus resultierende Gefühle der Hilflosigkeit und Handlungsunfähigkeit werden von allen sich bezüglich Inter*personen äussernden Expert_innen thematisiert. Der Kontakt mit Inter*personen wird daher oft als sehr schwierig wahrgenommen, was sich im folgenden Gesprächsausschnitt zeigt:

³³ In der Stellungnahme „Zur Situation von Menschen mit Intersexualität in Deutschland“ von Dr. med. Jörg Wowerie zeigt sich der Kausalzusammenhang von Operationen an Inter*personen und der rechtlich anerkannten Form von Schwerbehinderung: „...die Ämter für Soziale Angelegenheiten beurteilen z. B. bei sog. XY-Frauen, die operiert worden sind, einen 'Grad der Behinderung an der Teilhabe am Leben' (GdB) regelmäßig mit einem Grad von über 80 Prozent. Es wird also eine Schwerbehinderung auf Grund der Folgen und der verursachten Schäden der medizinischen Interventionen festgestellt“ (Wowerie 2011: 17).

„I: [[...]] wie ist das denn bei Inter<sexuellen? (S: <Ganz schwierig)“ (S. Albers 566)

Es wird zunächst eine unkonkrete, allgemeine Frage gestellt, die S. Albers unterbricht, sobald die Vorsilbe „Inter“ fällt. Durch diese Unterbrechung wird offensichtlich, dass der Kontakt, oder die Arbeit mit Inter*personen als „ganz schwierig“ wahrgenommen wird.

Ähnliches zeigt sich auch im folgenden Gesprächsausschnitt, wobei hier die Schwierigkeit mit Inter*personen zu arbeiten, konkreter ausformuliert wird:

„Ja, also ich sag auch Hilflosigkeit. Ich glaube, das ist einfach ein Bewusstsein meiner Grenzen. (I: hmh) (..) So weit geht meine, gehen meine Möglichkeiten nicht.“ (H. Clasen 829-830)

Die Einschätzung H. Clasens der eigenen Möglichkeiten und Grenzen ist Teil einer Erzählung darüber, dass Eltern von Inter*kindern vor einer Entscheidung für oder gegen eine Operation keine psychotherapeutische Beratung aufsuchen müssen. H. Clasen spricht in diesem Zusammenhang von „Hilflosigkeit“, was auf das Empfinden einer begrenzten Handlungsfähigkeit als Therapeut_in hinweist und sich als ein Gefühl der Ohnmacht deuten lässt. Diese Deutung resultiert auch aus der Aussage „So weit geht meine“, welche assoziativ fortgeführt werden kann in: 'so weit geht meine Macht nicht'. Wer diese Macht besitzt, wird von H. Clasen nicht eindeutig benannt. Es kann jedoch vermutet werden, dass diese Mediziner_innen zugeschrieben wird, die Eltern von Inter*kindern bezüglich operativer Maßnahmen beraten. H. Clasen kann nur optional als Beratungsinstanz hinzugezogen werden (vgl. Kapitel III 1.3.3); es gibt keine Verpflichtung, sich vor einer solchen Entscheidung für oder gegen eine Operation an Therapeut_innen zu wenden. Dies führt bei H. Clasen zu einem Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Das Geschlechtersonderwissen von Therapeut_innen wird, wie in H. Clasens Aussage angedeutet, im Umgang mit Inter*personen als nahezu irrelevant angesehen, da sich rechtlich ausschließlich auf das medizinische Wissen gestützt werden kann. Dies gilt insbesondere bei der Frage, ob eine Operation bei Inter*kindern als sinnvoll oder nicht sinnvoll beurteilt wird.³⁴

³⁴ Trotz der Veränderungen in der Anerkennung des Geschlechterwissens von Expert_innen, wie es die Stellungnahme des Ethikrats (2012) bezüglich der Situation von Inter*personen in Deutschland suggeriert, obliegt die Deutungsmacht im Hinblick auf Inter*personen nach wie vor Mediziner_innen. Dies kritisiert auch die internationale Vereinigung Intergeschlechtlicher Menschen (2012).

Die psychotherapeutische Beratung wird, auch von J. Hansen nach einer bereits stattgefundenen Operation an Inter*personen als überflüssig angesehen:

„[[...]] da kann ein Psychologe noch so viel beraten, was will der da eigentlich as- äh attestieren? (I: hmh) Dass dieser Mensch aus seiner, er müsste eigentlich attestieren, dass der Mensch aus seinem Leben gerissen worden ist und aus seiner persönlichen Entwicklung (I: hmh) und nix anderes.“ (J. Hansen 102-106)

Die Handlungsmöglichkeit von Therapeut_innen im Zusammenhang mit operierten Inter*personen wird auch von J. Hansen als stark begrenzt beschrieben. Ihre Aufgabe sei unklar („was will der da eigentlich“). Eine Lesart, die sich über das Versprechen „as- äh attestieren“ ergibt, ist, dass Therapeut_innen Inter*personen nur noch assistieren können, wenn es darum geht, damit umzugehen, dass sie durch medizinische Interventionen aus einem Leben und der persönlichen Entwicklung gerissen wurden. Diese Perspektive, dass Therapeut_innen bei bereits operierten Inter*personen nahezu überflüssig seien, resultiert daraus, dass der Akt der Operation als gewalttätig und damit als tiefer Einschnitt in das Leben eines Menschen gesehen wird. Laut J. Hansen kommt die Hilfe im Sinne einer postoperativen psychotherapeutischen Unterstützung folglich zu spät.

Ein letzter abschließender Ausschnitt des Interviews mit J. Hansen verdeutlicht, dass die Gewalt, die Inter*personen in den Augen der Interviewpartner_innen angetan wird, nicht nur für Expert_innen, sondern für alle, die mit Inter*personen interagieren, spürbar ist. Die Konfrontation mit Gefühlen der Ohnmacht ist im Kontakt mit Inter*personen den Interviewten zufolge also unausweichlich:

„[[...]] Durch meine Körperfülle, äh (h) ja bin ich so ein Hausmütterchen vielleicht, werd ich vielleicht so wahrgenommen; dass das eigentlich der Körper eines Kastraten ist, ä:hm: () das mag man nicht so gerne hören. (I: hmh) Das ist so, (.) äh das ist schmerzlich. (I: hmh)“ (J. Hansen 643-646)

In der Interaktion mit Inter*personen wird, so J. Hansen, versucht, das Thema der medizinischen Interventionen zu vermeiden, weil dieses allen Interaktionspartner_innen unter die Haut gehe. Um dieser Auseinandersetzung zu entgehen, würde beispielsweise auf eine andere körperliche Besonderheit, hier die „Körperfülle“, eingegangen. J. Hansen weist darauf hin, dass die meisten Menschen („man“) zwar nichts von operativen Eingriffen, wie z.B. einer Kastration, hören wollten, aber gegebenenfalls doch damit konfrontiert würden. Das heißt, der

Kontakt mit Inter*personen birgt das Risiko, sich mit medizinischen Interventionen an Inter*körpern auseinandersetzen zu müssen. Möglicherweise entsteht dadurch ein Gefühl des Ausgeliefertseins im Kontakt mit Inter*personen: ein Ausgeliefertsein an die potentielle Notwendigkeit, sich mit geschlechtskörperlichen Interventionen beschäftigen zu müssen und diese am eigenen Leib³⁵ zu verspüren („das ist schmerzlich“). Für operierte Inter*personen wird ebenso wie für die mit ihnen Interagierenden die Handlungsfähigkeit als begrenzt beschrieben. Es wird darüber hinaus von einem als gewaltvoll zu deutenden Intervenieren durch Mediziner_innen gesprochen, mit dem sich auch die mit Inter*personen Interagierenden potentiell auseinandersetzen müssen. Diese Auseinandersetzung wird häufig als belastend dargestellt.

Eine weitere Erklärung dessen, warum einige Expert_innen so stark auf körpermedizinische Interventionen an Inter*-, aber auch in abgeschwächter Form an Trans*personen reagieren, wird im folgenden Abschnitt herausgestellt.

2.2.4 Vom Töten und Sterben im Zusammenhang mit Trans*- und Inter*personen

Medizinische Eingriffe rufen bei einigen Interviewten eine Assoziation an das Töten und Sterben geschlechtlicher Anteile hervor. Der folgende Interviewausschnitt entstand auf die Bitte hin, zu spezifizieren, aus welchen Gründen Inter*personen in die Therapie kämen. Zunächst wurden als Gründe „Traumatisierung“ und „Probleme mit der Geschlechtsidentität“ benannt. Anschließend folgte die Erzählung eines Falles:

„[[...]] Türkischer Patient, Patientin, als Junge aufgewachsen, sogar noch mit einem richtig tollen Jungennamen, der besonders war: 'von Gott Willkommener' oder so etwas, ja? Und mit Zwillingsbruder, nicht transsexuell oder nicht dasselbe Syndrom. Mit acht hat man ihm gesagt, er käme jetzt ins Krankenhaus und wenn er wieder rauskomme, sei er ein Mädchen. Er kam hier mit der Frage 'transsexuell?' hin.

³⁵ In der phänomenologischen Theorie wird zwischen dem Leib und dem Körper differenziert. Der Körper wird dabei begriffen als objektiv vorhandene Materie, als „Ding“ (Merleau-Ponty 1966: 198), der Leib beziehungsweise die Wahrnehmung des Leibs und durch den Leib macht jedoch durch ein „leiblich-affektives“ Wahrnehmen anderer beziehungsweise der Welt, erst eine Interaktion möglich (Merleau-Ponty 1966: 188). Die Wahrnehmung von und durch den Leib befähige Personen daher erst zum Kontakt mit der Umwelt (Lindemann 1993: 32). Der Leib wird somit als Schlüssel für eine Kommunikation mit anderen begriffen, als eine Möglichkeit des Begreifens des Selbst und anderer (Merleau-Ponty 1966: 197). Nur durch das Spüren des Leibes, also ein leibliches Erleben, wird eine leibliche Interaktion mit anderen möglich und nur darüber eine spezifische Wahrnehmung anderer (Lindemann 1993: 140).

I: <Wie alt war=er da?

S: < Sie war damals dreiundzwanzig. (I: hmh) Sie blieb, bis sie achtundzwanzig war, weil er war dann auch gestorben, der Zwillingbruder, und so weiter. Sie ist heute eine selbstbewusste türkische, lesbische Frau.“ (S. Albers 616-626)

Hier verhandelt S. Albers die Themen Trans*, Inter* und Sterben auf einer Ebene. Zwar wird im Sinne der Darstellung ausgedrückt, dass der Zwillingbruder gestorben sei. Durch die Undifferenziertheit der Referenzen wird jedoch implizit ausgedrückt, dass auch „er“, also der „als Junge“ Aufgewachsene gestorben sei. Anzunehmen wäre dann der Logik dieser Passage zufolge, dass „er“, entsprechend der Aussage „wenn er wieder rauskomme, sei er ein Mädchen“, entweder schon durch die Operation oder erst „dann“ im Laufe der Therapie gestorben sei.

S. Albers argumentiert an anderer Stelle auch, dass es manchmal sinnvoller sei, Begutachtung und Indikation bezüglich geschlechtskörperlicher Eingriffe bei Trans*personen von der Psychotherapie zu trennen, und geht dabei auf die Metapher des Tötens ein. S. Albers bezieht sich in dieser Argumentation auf die psychotherapeutische Arbeit mit einer „Patientin“, die häufig Suizidversuche unternommen habe. Nachdem schließlich die Einnahme von Hormonen Schwächeanfälle ausgelöst hätten, hätten S. Albers und sie beschlossen, ein Anteil in ihr („Mister 10 Prozent“ genannt) dürfe bleiben, damit „er“ nicht sterben müsse:

„Ok, Ergebnis war, dass sie erst gesagt hat, sie müsse ihn umbringen, damit er endlich Ruhe gibt, dann hat sie beschlossen, sie müsse mit ihm sprechen und hören, was er will. Das Endergebnis ist, sie lebt sozial als Frau, sieht auch gut als Frau aus, aber sie hat sich ganz gegen die Operation entschieden, weil ihr klar war, dass sie ihn sonst tötet.“ (S. Albers 729-741)

Auch in dieser Passage wird deutlich, dass S. Albers geschlechtskörperliche medizinische Eingriffe in engem Zusammenhang mit dem Töten geschlechtlicher Anteile sieht. In der erzählten Erfolgsgeschichte einer Person, die entsprechend der Eigenverortung als Frau lebt und anerkannt wird, wird die angedachte Operation als eine in angemessener Weise zu umgehende Option dargestellt. Es wird also darauf hingewiesen, dass Trans*personen geschlechtskörperliche Eingriffe und damit das Töten geschlechtlicher Anteile oftmals vermeiden könnten, wenn sie selbst einen Umgang jenseits des Tötens damit finden würden.

Der Vergleich dieser beiden Passagen verdeutlicht, dass S. Albers im Zusammenhang mit Trans*personen davon spricht, dass die Trans*person selber die geschlechtlichen Anteile in

sich töte. Bei Inter*personen hingegen wird davon gesprochen, dass andere – Mediziner_innen im Rahmen einer Operation – diese töteten bzw. ein Töten dieser bereits vorbereitet worden sei, so dass Therapeut_innen lediglich Hilfestellung bei diesem Prozess geben könnten. Diese Perspektive auf Inter*- und Trans*personen unterstreicht noch einmal den Aspekt der Ohnmacht im Zusammenhang mit geschlechtskörperlichen Eingriffen bei Inter*personen, die alle sich bezüglich Inter*personen äßernden Interviewpartner_innen implizit thematisieren. Die Mediziner_innen, die ungefragt zum Messer greifen, erinnern an Foucaults Ausführungen zum Gewaltakt am Körper.

2.3 Zwischenfazit – Reziprozität von (Ohn-)Macht und der (Nicht-) Anerkennung des Geschlechts(körpers)

In Bezug auf operative Maßnahmen wird im gender- und queertheoretischen Kontext darauf verwiesen, dass es gesellschaftlich akzeptierte und nicht akzeptierte operative Eingriffe gibt: Operative Eingriffe im Sinne gesellschaftlich anerkannter Ideale – beispielsweise das Anpassen an geschlechtliche Ideale wie etwa die Vergrößerung von Brüsten oder zugunsten eines *gesunden* Körpers – gelten als akzeptiert. Solange Menschen sich also entsprechend normativer Vorgaben formen lassen, findet dies Akzeptanz (Villa 2008). Als unakzeptabel werden hingegen (schönheits-)chirurgische Eingriffe bewertet, die als unnütz oder unnatürlich verstanden werden (Koch-Rein 2006: 56f).

In der vorangegangenen Analyse zeigt sich, dass ein Wandel im Hinblick darauf zu verzeichnen ist, welche Eingriffe von Expert_innen des Geschlechts als nützlich oder unnütz gedeutet werden. Galten vor einigen Jahren geschlechtskörperliche Eingriffe an Trans*- und Inter*personen gerade unter Expert_innen qua Profession als legitime Praxis, um die Anerkennung und somit Handlungsfähigkeit und das Überleben einer Person zu sichern, so werden sie gegenwärtig als weniger anerkennenswert thematisiert. Die meisten interviewten Expert_innen sprechen sich sogar dafür aus, medizinische Interventionen wenn möglich zu verhindern.

Alle Expert_innen argumentieren außerdem, dass ein Leben auch als geschlechtlich vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichende Person möglich sei, allerdings nur wenn ein intelligibler Personenstatus erkämpft oder bereits existent sei. Dieser Kampf wird als kräftezehrend, aber auch als gewinnbringend beschrieben. Vor allem Aktivist_innen sprechen davon, dass sie sich kollektiv für eine Öffnung von Räumen für diverse Geschlechter

einsetzen. Therapeut_innen thematisieren in diesem Kontext vor allem eigene Anstrengungen, in der Therapie Lebensmöglichkeiten mit und für Inter*- oder Trans*personen zu erarbeiten.

Die Versuche, geschlechtskörperliche medizinische Eingriffe an Menschen nach Möglichkeit zu verhindern, deuten darauf hin, dass medizinische Interventionen gegenwärtig als unnütze Machtunterwerfung zugunsten normativer Geschlechtervorstellungen wahrgenommen werden. Diese Deutung resultiert aus den von Interviewpartner_innen berichteten negativen, körperlich spürbaren Reaktionen sowie den vielen berichteten Anstrengungen, medizinische Eingriffe abzuwenden.

Die Thematisierung von körpermedizinischen Maßnahmen bei Inter*personen als offensichtliche Machteinwirkung zeigt sich, wenn von Inter*personen als durch die Medizin traumatisierte Forschungsobjekte gesprochen wird. Ein nicht anerkanntes Gegenüber kann, so wurde anhand Benjamins (2004) Überlegungen zu Beginn dieses Kapitels deutlich, keine Anerkennung spiegeln, wenn es als rein dinghaftes Wesen wahrgenommen wird. Ohne ein anerkanntes und anerkennendes Gegenüber verliert eine Person potentiell ihren Selbststatus und wird somit ebenfalls zu einem dinghaften Wesen. Wird also der Kontakt mit Inter*personen als problematisch beschrieben, weil diese teilweise als Forschungsobjekte wahrgenommen werden oder sich selbst aufgrund der Behandlung durch Mediziner_innen als solche empfinden und somit potentiell auch den Subjektstatus der mit ihnen interagierenden Person gefährden? Diese Frage bleibt an dieser Stelle unbeantwortet, da hierzu die gewählte Forschungsmethode nicht angemessen ist und sie das Vorhaben dieser Studie sprengt. Im Fazit wird auf diese wesentliche Frage allerdings noch einmal eingegangen.

Zunächst jedoch zu der von Expert_innen thematisierten Unsicherheit im Umgang mit dem diversen, sich zum Teil widersprechenden Geschlechterwissen.

3 (Un-)Sicherheit – Vom Ringen mit unterschiedlichem Geschlechterwissen

„[[...]] also wenn ich dich jetzt so anschau, dann beobachte ich dich, deine Bewegungen und schau dich an und habe eine Assoziation dazu. (I: hmh) Einfach nur ein Gefühl und ich finde, dieses Gefühl hat etwas mit den eigenen Erfahrungen oder dem Wissen zu tun“ (J. Hansen 764-767)

Dieses Kapitel handelt davon, wie die interviewten Expert_innen den Umgang mit dem eigenen, teilweise widersprüchlichen, impliziten und expliziten Geschlechterwissen und dem heterogenen Geschlechterwissen, mit dem sie konfrontiert sind, dem alltagsweltlichen und dem eigenen Geschlechtersonderwissen, thematisieren. Hierbei wird deutlich, dass es Unsicherheitsgefühle hervorruft, wenn theoretisches Geschlechtersonderwissen dem eigenen Denken oder Handeln widerspricht. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ein Mensch als weiblich wahrgenommen wird, obwohl gleichzeitig klar ist, dass diese Person sich selbst als Inter*person verortet und von Mediziner_innen als solche diagnostiziert wurde. Unsicherheit wird auch dann artikuliert, wenn Expert_innen aufgrund des eigenen Geschlechtersonderwissens negative Reaktionen in einem alltagsweltlich denkenden Umfeld, dem ihre Arbeit fremd ist, erwarten. Wird allerdings ein Weg gefunden, das alltagsweltliche Geschlechterwissen anderer Menschen zu verändern, bringen die interviewten Expert_innen implizit Gefühle der Sicherheit zum Ausdruck. Die Expert_innen thematisieren Gefühle der Unsicherheit oder Sicherheit bezüglich des eigenen Geschlechts und Geschlechtersonderwissens also in Relation zu den Positionen ihres jeweiligen Gegenübers.

In der Emotionssoziologie wird davon ausgegangen, dass es eine generelle Herausforderung darstellt, „mit der zunehmenden Komplexität und normativen Unsicherheit des modernen Lebens“ (Illouz 2011: 398) umzugehen. Unsicherheit vermittelt ein Gefühl der Bedrohung und des Risikos, daher wird versucht, diese zu vermeiden. Sicherheit wird im Gegensatz dazu als gewiss, verlässlich und berechenbar konstruiert. Daher ist es aus emotionssoziologischer Sicht in pluralistischen Gesellschaften ein primäres Ziel jedes Menschen, ein Gefühl von Sicherheit zu erreichen oder zumindest darzustellen (vgl. Flam 2002; Goffman 1959; Hochschild 2006a; Hochschild 2006b; Illouz 2011; Raststetter 2008). In der folgenden Rekonstruktion zeigt sich ebenfalls der Versuch der Interviewten, in unsicheren Situationen Gefühle der Sicherheit wiederherzustellen oder darzustellen.

Neben Gefühlen von Sicherheit und Unsicherheit sprechen die Expert_innen auch über Angst aufgrund des eigenen Geschlechts oder Geschlechtersonderwissens. Angst ist ein Gefühl, das auch aus emotionssoziologischer, philosophischer und phänomenologischer Perspektive in Zusammenhang mit Unsicherheit gebracht wird. Angst, die durch große Unsicherheit entstehen kann, impliziert ein starkes Gefühl von Bedrohung oder Nichtzugehörigkeit (Butler 2001: 128; Hochschild 2006a: 47; Lindemann 1993: 84). Den Versuch, Gefühle der Unsicherheit oder Angst zu vermeiden, zu korrigieren oder zu kompensieren, beschreiben die Interviewpartner_innen oftmals als Arbeit im Umgang mit den eigenen und den Gefühlen anderer.

Szymenderskie (2012: 86) unterscheidet zwischen „Gefühle[n] als Arbeitsgegenstand, Gefühle[n] als Arbeitsmittel und Gefühle[n] als Bedingung.“ Dieses Konzept erscheint sinnvoll, um die Arbeit, die Aktivist_innen und Therapeut_innen bezüglich der eigenen und der Gefühle anderer im Zusammenhang mit Geschlecht und Geschlechterwissen thematisieren, nachvollziehen zu können. Unter Gefühlen als Arbeitsgegenstand versteht Szymenderskie das gezielte Einsetzen von Gefühlen, um andere Menschen zu verändern oder Situationen gemäß eigener und beruflicher Vorstellungen zu gestalten und zu regulieren. Hierbei leistet die Person, die diese Taktik anwendet, selbst eine starke Gefühlsarbeit, um Gefühle zum Zwecke der Arbeit zu nutzen. Gefühle als Arbeitsmittel werden von Szymenderskie so definiert, dass sie, ähnlich wie Gegenstände, eingesetzt werden können. Hierbei spielt laut Szymenderskie auch eine Rolle, wie der Interaktionsraum gestaltet wird oder welche Kleidung Menschen tragen. Somit werden Gefühle je nach Erfahrung und entsprechendem Erfahrungswissen eingesetzt. Gefühle als Bedingung erfordern laut Szymenderskie eine Bearbeitung, damit sie mit den beispielsweise im Beruf geforderten Emotionen übereinstimmen (Szymenderskie 2012: 86ff).

Wie weiter oben deutlich wurde, wird Sicherheit zumeist als normativer Maßstab für die eigene Orientierung gesetzt. Daher wird im Folgenden mit der Thematisierung von Sicherheit in Bezug auf das Geschlechterwissen von Expert_innen begonnen. Im Anschluss werden die in den Interviews zumeist implizit artikulierten Gefühle der Unsicherheit analysiert.

3.1 Relative Sicherheit – „man kann das irgendwie ziemlich lernen, Leute auch so zu lesen, wie sie gelesen werden wollen“

Erfahrungswissen wird von den interviewten Expert_innen des Geschlechts oftmals stärker anerkannt als ausschließlich theoretisch angeeignetes Wissen. Die interviewten Aktivist_innen spekulieren häufig, ob ein Mensch vergleichbare eigene Erfahrungen gemacht haben müsse, um das Geschlecht einer anderen Person verstehen zu können. Gemäß dieser Logik kann nur eine Inter*person eine andere Inter*person wirklich verstehen. Erfahrungswissen wird von Expert_innen somit als notwendig gedeutet, um Menschen, die nicht der geschlechtlichen Norm entsprechen, verstehen zu können. Einigen Interviewten zufolge kann Erfahrungswissen allerdings auch über den Kontakt mit vielen Trans*- und Inter*personen generiert werden. Neben dieser Betonung des Erfahrungswissens stellen alle Interviewpartner_innen einen bewussten Umgang mit den eigenen Grenzen des Geschlechterwissens als unabdingbar dar, um kompetent mit den diversen, sich teilweise widersprechenden Formen des Geschlechterwissens umzugehen und ein eigenes Gefühl der Sicherheit zu erleben.

3.1.1 Kompetenter Umgang mit Nichtwissen

Expert_innen des Geschlechts sind sich bewusst, dass einerseits sehr unterschiedliche Geschlechterwissensformen co-existieren und sich andererseits das Wissen um Geschlecht und mögliche geschlechtliche Lebensformen schnell verändert. Es wird daher als unmöglich beschrieben, absolut sicher das Geschlecht einer anderen Person jetzt oder in Zukunft benennen zu können. Die Interviewten präsentieren daher selten die eigenen Aussagen bezüglich des Geschlechts einer anderen Person als sicher, sondern betonen stets die Relativität der eigenen Einschätzung. Das eigene Geschlechterwissen wird dabei allerdings nicht aufgrund der Unmöglichkeit, alles wissen zu können, hinterfragt. Vielmehr stellen die Expert_innen es als ein Zeichen von Kompetenz dar, mit diesem Nichtwissen einen angemessenen Umgang zu finden und sich dessen bewusst zu sein. Die folgende Passage macht dies deutlich:

„[[...]] man kann das irgendwie ziemlich lernen, Leute auch so zu lesen, wie sie gelesen werden wollen“ (E. Franke 1536f).

Diese Aussage steht stellvertretend für eine von allen interviewten Expert_innen in ähnlicher Form geäußerte Einstellung. Gemäß dem eigenen Geschlechtersonderwissen wird es als unmöglich beschrieben, das Geschlecht anderer Menschen eindeutig sicher benennen zu können. Gleichzeitig erscheint es laut E. Franke „irgendwie ziemlich“ möglich. Diese Formulierung könnte zunächst auf eine große Unsicherheit hindeuten, ob es wirklich möglich ist, das Geschlecht anderer Personen zu lesen. Gleichzeitig wird dies als möglich präsentiert: „man kann“. Die Worte „irgendwie ziemlich“ sind ein Verweis darauf, dass gerade dieses Wissen um das eigene Nichtwissen als Kompetenz angesehen wird.

Das artikuliert Gefühl von Sicherheit des eigenen Wissens trotz Nichtwissens zeigt sich nicht nur in Bezug auf momentane geschlechtliche Wahrnehmungen, sondern auch in Bezug auf die Unmöglichkeit, das Geschlecht anderer Menschen in der Zukunft eindeutig benennen zu können:

„[[...]] auch wenn ich so viel Ahnung habe, weiß ich ja nicht, in welche, welche Schritte im Laufe des, oder zu welchen, andersartigen Schritten sich eben die die Betroffenen eventuell ent- entschließen.“ (M. Dietrich 77-79)

Auch M. Dietrich begreift das eigene Geschlechtersonderwissen als begrenztes Wissen. Es wird gleichzeitig als Kompetenz bewertet, sich der Begrenzung des eigenen Wissens bewusst zu sein und daher einschätzen zu können, wie dieses Wissen sinnvoll eingesetzt werden kann und was die Grenzen dieses Wissens überschreitet. „Viel Ahnung“ zu haben bedeutet, in den Augen M. Dietrichs, gerade keine Zukunftsprognosen zu erstellen.

Das eigene Zulassen des Nichtwissens wird also als Zeichen von Kompetenz in den Interviews verhandelt. Entsprechend wird die Frage danach, wonach die Geschlechtszugehörigkeit beurteilt würde, in folgender Weise beantwortet:

I: „Äh::m: wonach beurteilen Sie Geschlechtszugehörigkeit?

H: (...) ((I lacht etwas)) Also das muss man unterscheiden. Ähm (..) also die Patienten haben dann (..) muss ich Geschlechtszugehörigkeit gar nicht mich entscheiden. Müssen die selber machen. Ich muss denen verhelfen, dass sie, dass sie ihren Weg finden. (..) Das ist ganz, ganz individuell. Ich entscheid das nicht. (I: hmh)“ (H. Clasen 1212-1218)

Auch in dieser Passage wird der eigene Expert_innenstatus kenntlich gemacht und zugleich eine Begrenzung des eigenen Wissens artikuliert, wobei auch hier diese Begrenzung als

kompetent dargestellt wird. H. Clasen nimmt eine geradezu beherrschende Haltung ein und erklärt in dieser Rolle als Expert_in, dass die eigene Kompetenz gerade darin besteht, Menschen in ihrer eigenen geschlechtlichen Entscheidungsfindung zu unterstützen. Indem H. Clasen eindeutig zwischen der eigenen und der professionellen Beurteilung unterscheidet, wird eine Grenze gesetzt, was Expert_innen über das Geschlecht anderer Menschen sagen können. In dieser Rolle ist es offenbar nicht legitim, die Geschlechtszugehörigkeit anderer Personen zu beurteilen.

Alle drei Passagen stehen beispielhaft dafür, dass der eigene Umgang damit, nicht alles über das Geschlecht einer anderen Person in der Gegenwart oder Zukunft wissen zu können, als Zeichen von Kompetenz gewertet wird. Insbesondere in der letzten Passage zeigt sich eindeutig, dass die interviewten Expert_innen sehr bewusst mit dem eigenen Geschlechtersonderwissen umgehen und daher differenzieren zwischen der privaten Perspektive auf Geschlecht und der Expert_innenperspektive. Diese können voneinander abweichen.

3.1.2 Inkompetenter Umgang mit Nichtwissen als Negativfolie

Da die interviewten Expert_innen einen bewussten Umgang mit dem begrenzten Wissen als Zeichen von Kompetenz bewerten, gilt es entsprechend als inkompetent, wenn Menschen sich nicht der Grenzen des eigenen Wissens bewusst sind. Ein inkompetenter Umgang mit dem eigenen Nichtwissen wird beispielsweise als verantwortlich für Gefühle von Wut und Hilflosigkeit beschrieben, wie im folgenden Gesprächsausschnitt deutlich wird:

„Na es gibt äh (..) (h)((klatscht)) Berichte von Situationen mit A-ärzten, Ärztinnen äh, wo die dann (h) <emotional ((<klatscht)) wütend wurden oder was weiß ich. Oder hilflos wurden. Es gibt Gutachten, ähm wo (h) (h) ein dauernder Wechsel zwischen er und sie stattfindet, wo man merkt äh die Gutachten sind völlig konfus, haben eigentlich ihr Konzept verloren und äh dann äh wird es aber natürlich äh, weil der Gutachter sich das ja natürlich nicht eingestehen kann, ähm findet das dann irgendwie wieder Ausdruck i-(h)in der Beziehung zum Patienten, °ja°?“ (O. Eggers 426-432)

Das fehlende eigene Bewusstsein über die Grenzen des eigenen Wissens in Bezug auf das Geschlecht anderer Personen und die fehlende Fähigkeit, sich das eigene Nichtwissen eingestehen zu können, beschreibt O. Eggers als unprofessionell. Die Unsicherheit

manifestiere sich in Wut und Hilflosigkeit, die auch „Ausdruck i-(h)in der Beziehung zum Patienten“ und in Gutachten finde.

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass O. Eggers es als Zeichen von Kompetenz ansieht, sich der eigenen Grenzen bewusst zu sein und sich auf das eigene Erfahrungswissen zu stützen. Diese von den Interviewten thematisierte Notwendigkeit, sich auf das eigene Erfahrungswissen stützen zu müssen, um das Geschlecht anderer Personen angemessen lesen und beurteilen zu können, wird im folgenden Abschnitt noch eindeutiger herausgestellt. Hierbei zeigt sich auch, dass das Erfahrungswissen den Interviewpartner_innen zufolge sich mit der Zeit ändern kann, was sich wiederum auf die eigene Arbeit der Interviewpartner_innen auswirkt.

3.1.3 Geschlechtliches Sein als Ressource zur geschlechtlichen Wahrnehmung anderer

Erfahrungswissen ist für ein Geschlechtersonderwissen den interviewten Expert_innen zufolge unabdingbar. Daher wird es als hilfreich angesehen, das gleiche Geschlecht zu haben wie eine Person, um diese besser zu verstehen. Es wird also davon ausgegangen, dass Menschen mit dem gleichen Geschlecht ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Welches Geschlecht als gleich angesehen wird, um Personen verstehen zu können, ist unterschiedlich. Manche Expert_innen beziehen sich auf das Geburtsgeschlecht, andere auf das selbstverortete Geschlecht eines Menschen.

In der folgenden Sequenz wird ersichtlich, wie das gleiche Geschlecht als potentiell notwendige Verstehensressource interpretiert wird:

„[[...]] bei diesem Menschen war es ja natürlich jetzt so, er identifiziert sich jetzt schon irgendwie als Mann aber eben schon auch explizit als Transmann. (I: hmh) Und ähm, auch wenn ich ähm (..) ja auch, auch wenn ich das nicht so hundertprozentig nachvollziehen kann, vielleicht kann ich das, v- vielleicht, vielleicht geht das auch gar nicht ähm, das hundertprozentig nachzu- äh -empfinden, ohne eben selbst so zu sein.“ (B. Grimm 389-393)

Dieser Gesprächsausschnitt steht exemplarisch für häufig innerhalb der Interviews formulierte Überlegungen, ob die eigene geschlechtliche Verortung der einer anderen Person entsprechen

müsse, um diese gänzlich begreifen zu können. Die sehr zögerliche Sprechweise in dieser Passage zeigt jedoch die damit verbundene Unsicherheit.

Es bleibt in dieser Aussage also ungewiss, ob Menschen ein anderes Geschlecht überhaupt nachvollziehen können. Das „selbst so zu sein“ wird hingegen als eine relativ verlässliche Wissensquelle gewertet. Dieser Deutung folgend könnten z.B. Transmänner sich gegenseitig eher verstehen als alle anderen. Das eigene Sein wird somit als eine relativ verlässliche Quelle des Verstehens von Personen des eigenen Geschlechts vorgetragen.

Allerdings zeigt die folgende Passage, dass das als gleich wahrgenommene Geschlecht, welches als Wissensressource hervorgehoben wird, sehr unterschiedlich interpretiert werden kann:

„[[...]] zunächst fand ich mehr die Frau-zu-Mann-Transsexuellen interessant, vielleicht war das auch leichter, weil es das Ausgangsgeschlecht ist. Inzwischen mache ich aber den Unterschied nicht mehr und habe beide in der Therapie“ (S. Albers 294-296)

S. Albers definiert sich selbst als Frau, das gleiche Geschlecht wird entsprechend bei „Frau-zu-Mann-Transsexuellen“ als ein weibliches thematisiert. Auch in dieser Passage wird erklärt, dass das eigene Geschlecht potentiell leichter zu verstehen sei.

Argumentativ beziehen sich beide vorgestellten Passagen darauf, dass das eigene Sein, wenn es dem des Gegenübers gleich sei, das Verständnis für das Geschlecht dieser Person erleichtere. Dabei variiert der Bezugsrahmen für die Konstruktion eines gleichen oder verschiedenen Geschlechts jedoch stark. Im ersten Beispiel wird sich primär auf eine Selbstverortung bezogen, im zweiten auf eine äußere Zuschreibung des Geschlechts – das Ausgangsgeschlecht. Die zweite Aussage ist dementsprechend, trotz ähnlicher Argumentationslogik, nicht mit der ersten gleichzusetzen. Dies zeigt, dass das Verständnis, welches Geschlecht als gleich wahrgenommen wird und worauf sich die Argumentation bezieht, von Fall zu Fall divergiert.

Beide Passagen verdeutlichen, dass Expert_innen des Geschlechts davon ausgehen, dass das eigene geschlechtliche Sein zu einem spezifischen Geschlechterwissen führt, an das eine spezifische Wahrnehmung geknüpft ist. In der letzten Aussage wird zudem noch auf die Möglichkeit hingewiesen, diese Wahrnehmung zu verändern: „Inzwischen mache ich aber den Unterschied nicht mehr“. Die Veränderung der geschlechtlichen Wahrnehmung wird, so

zeigt sich in dieser Passage implizit, über den langjährigen Kontakt mit Trans*personen erklärt. Da in diesem Gesprächsausschnitt nicht weiter darauf eingegangen wird, warum diese Wahrnehmungsveränderung eingetreten ist, werden nun zur Analyse weitere Aussagen herangezogen.

3.1.4 Durch Erfahrungen ein alternatives Geschlechterwissen erlernen

Es ist möglich, Geschlecht anders zu denken und zu leben, als es im alltagsweltlichen Geschlechterwissen angenommen wird. Um Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen diese Perspektive auf Geschlecht zu vermitteln, sei es notwendig, so erklären die interviewten Expert_innen, dass alternative Formen Geschlecht zu leben selbst erspürt und erlebt werden. Ein rein theoretisches Aufklären über alternative Möglichkeiten, Geschlecht zu leben, wird als wenig erfolgversprechend angesehen. Erfahrungswissen wird dementsprechend als wesentlich sinnvollerer Zugang für die Generierung eines alternativen Geschlechterwissens gewertet³⁶.

E. Franke erzählt in der folgenden Passage davon, diese Taktik des Vermittelns durch eigene Erfahrungen und Nacherleben von alternativem geschlechtlichem Sein sehr bewusst zu nutzen:

„[[...]] das mach ich im Moment tatsächlich in bestimmten Szenen sehr strategisch, dass ich diese Strategie verfolge, ne, also ich geh da erst mal rein und oute mich nicht gleich sofort, sondern oute mich dann, wenn die Leute mich schon irgendwie als Person so ein bisschen respektieren und geschnallt haben, dass ich was draufhabe und auch mich als Mann sehen und so, äh dann, dann kommt sozusagen diese Zusatzinfo, ach ja und übrigens @ne@ damit sich bei denen was tut und wenn sie dann so äh das schnallen äh äh und sagen 'Ja aber, ach du wirkst für mich auch total als Mann und so.' Dann kann man ja auch anfangen und Gespräche zu führen und dann klar zu machen: 'Ja, ja klar, also du siehst mich als Mann, äh äh weil ich auch relativ so @aussehe@ und so, aber so selbst wenn ich jetzt anders aussehen würde, ne, würde ich ja, wär ich ja dieselbe Person und' also dann eben so (I: hmh) Gedanken anzustoßen, um dann auf

³⁶ Es wird ausschließlich die Formulierung des alternativen Geschlechterwissens verwendet, wenn Expert_innen darüber sprechen, dass sie Menschen dieses vermittelt hätten. Vokabeln wie Geschlechtersonderwissen oder Geschlechterspezialwissen würden naheliegen. Sowohl der Begriff des „Sonderwissens“ (Meuser/Nagel 2009: 39), als auch der des „Spezialwissens“ (Maiwald 2004: 43) sind in der Wissenssoziologie jedoch zu sehr mit der Rolle einer Person als Expert_in verknüpft. Die Menschen, über die in diesem Kapitel gesprochen wird, sind und werden jedoch keine Expert_innen, sondern sind Personen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen, denen von den interviewten Expert_innen eine alternative Perspektive auf Geschlecht vermittelt wird.

Dauer das so weiter zu öffnen, das ist irgendwie immer so mein Ziel.“ (E. Franke 731-742)

E. Franke stellt eine nicht primär theoretisch-sprachliche, sondern interaktiv-körperliche Form vor, Menschen ein alternatives Geschlechterwissen näherzubringen. E. Franke setzt das eigene geschlechtliche Sein gezielt ein, um Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen dazu zu bringen, ihre Einstellung und ihr Handeln zu reflektieren. Der Hinweis darauf, sich aus strategischen Gründen nicht „gleich sofort“ zu outen, impliziert, dass die vorgestellte Taktik als funktionaler begriffen wird als ein sofortiges Vorstellen als Trans*person. E. Frankes Strategie besteht darin, anderen Menschen erst einmal die Möglichkeit zu geben, innerhalb ihres Geschlechterwissens wahrzunehmen und eine diesbezügliche geschlechtliche Anerkennung zu erhalten („mich als Mann sehen“). Zudem sei es notwendig, eine positive Einstellung beim Gegenüber zu evozieren – „wenn die Leute mich schon irgendwie als Person so ein bisschen respektieren und geschnallt haben, dass ich was draufhabe“. Erst im Anschluss werde die „Zusatzinfo“ geliefert, dass es sich bei E. Franke nicht um einen Normal*mann handle. E. Franke argumentiert, dass ein rein sprachliches Aufklären wahrscheinlich nicht dazu führen würde, „Gedanken anzustoßen“.

Auch H. Clasen erzählt davon, dass Menschen oftmals besser über einen emotionalen Erfahrungszugang Personen, die nicht der alltagsweltlichen Geschlechternorm entsprechen, akzeptieren und verstehen können:

„Nur das Problem war, dass die Eltern sich das nicht vorstellen konnten, so in so einem Interzustand zu sein. (I: hmh) Und wenn man dann irgendwie sehr erfahren ist, ich sag das immer jetzt so (), dann kann man mit den Eltern, muss man, muss man Zugang finden oder ihnen ermöglichen, das überhaupt als Denkmöglichkeit (I: hmh) für sich nicht nur zu denken, sondern auch emotional irgendwie zu, nachzuvollziehen. Und das ist mir zum Beispiel bei der Familie gelungen. (I: hmh) So. Thea, die also jetzt sagen wir mal einen Namen, äh NAME ist NAME. (I: hmh) Und nichts weiter.“ (H. Clasen 703-709)

Durch ein Nachempfinden und somit ein Sehen und Erleben des Geschlechts einer anderen Inter*person, so H. Clasen, sei es möglich, auch Geschlechter abseits der eigenen Wahrnehmungs- und Vorstellungsmöglichkeit denkbar und akzeptierbar zu machen. H. Clasen betont dabei die Wirksamkeit der vorgestellten Form der Wissensvermittlung: Zum einen wird auf die eigene Erfahrung hingewiesen („und wenn man dann irgendwie sehr erfahren ist“), zum anderen wird eine Erfolgsgeschichte erzählt („Und das ist mir zum

Beispiel bei der Familie gelungen“). Darüber hinaus betont H. Clasen, dass es sich bei der Geschichte um ein Beispiel handelt. Letzteres suggeriert, dass diese Praxis des Lernens eines spezifischen Geschlechterwissens durch einen emotionalen Verstehenszugang auch bei anderen Menschen gelungen sei. H. Clasen erklärt somit diese Praxis des Lernens als besonders erfolgreich und stellt sich selbst als Expert_in dieser Form von Wissensvermittlung dar.

Zudem gibt die Interviewpassage Hinweise darauf, dass es notwendig sein könnte, das eigene Sein zu verändern, um das Geschlecht einer anderen Person zu begreifen. Es wird von einem „Problem“ der Eltern gesprochen, da sie „sich das nicht vorstellen konnten, so in so einem Interzustand zu sein“. Das Inter*sein des Kinds wird als etwas begriffen, auf das auch die Eltern sich emotional einlassen müssen. Es ist folglich ein Zustand, der in den Augen H. Clasens die ganze Familie betrifft und das Sein der ganzen Familie verändert.

Dass das Geschlechterwissen einer Person sich auf das gesamte Leben eines Menschen auswirkt, wird in der nachstehenden Sequenz noch ersichtlicher. Bislang unbekannte Geschlechterkonstruktionen über eigenes Empfinden zu begreifen, wird nicht nur in Bezug darauf artikuliert, das Geschlecht anderer zu verstehen, sondern auch auf das eigene Geschlecht bezogen:

„[[...]] wenn ich zum Beispiel einer Patientin, die unendlich viel darüber nachged- und gelitten hat, dass sie nicht weiß, was sie ist, so und dann Therapie macht und dann sag ich 'Jetzt setzen Sie mal' in einem bestimmten Tagtraumverfahren, was ich sehr hilfreich finde, weil es um Träu- also weil es um Bilder geht und nicht nur um Worte, sie soll die Geschlechterbrille mal absetzen. In so einem Tra- Traum, in so einem traumartigen Zustand und mit einem Mal war, war sie vollkommen klar, sie wusste nicht, wer sie ist. Aber das war mit keinem Leid verbunden und sagte 'So ist es, jetzt, jetzt bin ich ganz und vollständig.'“ (H. Clasen 735-742)

H. Clasen macht hier deutlich, dass das Nachdenken über Geschlecht alleine nicht ausreicht, um Geschlecht wirklich zu begreifen. Anders als in den vorangegangenen Passagen wird hier darauf hingewiesen, dass auch zum Begreifen des eigenen Geschlechts ein nicht rationales, sondern vielmehr emotionales Verstehen funktionaler sei. Um ein Geschlecht entsprechend verlässlich und in Gänze erfassen zu können, muss es H. Clasen zufolge erlebt werden. Träume werden hier als eine Möglichkeit der antizipierten Wirklichkeit beschrieben, das eigene Geschlecht zu erleben. Das eigene von der hegemonialen Geschlechternorm

abweichende Geschlecht kann demnach zunächst in einem Zustand des Unterbewusstseins erlebt werden und dort bereits eine Veränderung des Seins ermöglichen, um anschließend dieses Sein auch in einer späteren, diesen Zustand verlassenden Phase weiter spüren und leben zu können.

Diese Erzählung wird als eine Erfolgsgeschichte präsentiert, da H. Clasen auf die lange Leidensgeschichte hinweist und darauf, dass nach dieser Praxis kein Leid, sondern im Gegenteil, ein Vollständigkeitsempfinden vorhanden gewesen sei. Letzteres impliziert einen herausragenden Erfolg, zumal in der Rekonstruktion mehrfach auf die problematisierende Perspektive auf Inter*personen eingegangen wurde. Es ist selten, dass in den Interviews davon gesprochen wird, dass Inter*personen sich selbst in ihrem Sein akzeptieren. Das emotionale Begreifen wird als ein sehr sicheres Mittel vorgestellt, ein alternatives Geschlechterwissen zu generieren und dadurch vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichende Geschlechter anerkenbar zu machen. Ein emotionales Erlernen eines alternativen Geschlechterwissens bezieht sich folglich auf die ganze Person und ist auch in der Auswirkung nicht rein kognitiv. Alternative Formen des Geschlechterwissens, erlernt durch ein Nach- und Miterleben dieser Möglichkeit, wirken sich vielen der interviewten Expert_innen zufolge grundsätzlich auf eigene Einstellungen und eigenes Erleben aus (vgl. Kapitel III 1.3.2; 5.1).

Das Erspüren des Geschlechts anderer Menschen wird dabei nicht nur als Lernmöglichkeit zur Generierung einer spezifischen Perspektive auf Geschlecht thematisiert, sondern auch als Arbeitsmittel bei bereits vorhandenem Geschlechtersonderwissen.

3.1.5 Inkorporiertes Geschlechtersonderwissen als psychotherapeutisches Arbeitsmittel

Einige der interviewten Therapeut_innen begreifen das Erspüren des Geschlechts anderer Personen als verlässliche Wissensquelle und setzen es daher in ihrer psychotherapeutischen Arbeit gezielt ein. S. Albers erklärt beispielsweise, Patient_innen dieses Arbeitsmittel transparent zu machen und beschreibt es als sinnvoll für alle Beteiligten:

„Sie haben mehr davon, wenn ich Ihnen sage, wie ich es jeweils empfinde. (I: hmh) (...) Und vielleicht vermeide ich auch ab und zu die Anrede, weil ich es nicht so genau weiß, aber ich werde es Ihnen immer sagen' (I: hmh). Einem habe

ich auch einmal gesagt:[...] 'Wissen Sie, Herr Mayer kann ich noch nicht empfinden, aber Max (..) erlebe ich jetzt schon.' [...] Und dann fahre ich auch gut.“ (S. Albers 350-356)

S. Albers spricht in dieser Passage davon, das inkorporierte Geschlechtersonderwissen in der eigenen Arbeit sinnvoll einbringen zu können. Dieses wird sowohl von S. Albers als auch von den Patient_innen als aner kennenswertes Arbeitsmittel gedeutet.

Das inkorporierte Geschlechtersonderwissen wird als sicheres, verlässliches Arbeitsmittel entworfen, um auch mit unsicherheitsstiftenden Situationen einen Umgang finden zu können. Selbst wenn das Gegenüber geschlechtlich nicht eindeutig wahrnehmbar sei, sei diese Wahrnehmung angemessen, da die Trans*person auch unsicher in der geschlechtlichen Selbstverortung sein könne. Implizit wird angedeutet, dass selbst wenn die Aussage der Trans*person eine andere sei, wie im Falle von „Herr[n] Mayer“, das inkorporierte Geschlechtersonderwissen von S. Albers so verlässlich sei, dass damit festgestellt werden könne, dass ein Mensch (noch) nicht so weit sei, ein „Herr“ zu sein. Diese Praxis des sich Verlassens auf das inkorporierte Geschlechterwissen, auch bei unsicheren Situationen, wird auch von den Patient_innen, S. Albers zufolge, als aner kennenswert gedeutet: „Und dann fahre ich auch gut“.

Trotz dieser hier als erfolgreich thematisierten Praxis, das inkorporierte Geschlechtersonderwissen im Zusammenhang mit Trans*personen sinnvoll einbringen zu können, berichten Therapeut_innen auch von problematischen Situationen, in denen das eigene Geschlechtersonderwissen und die eigene Wahrnehmung zu großer Unsicherheit führe. Im Umgang mit solchen Unsicherheiten erklären einige der interviewten Therapeut_innen, dass sie sich auf die Aussage von als gleichgeschlechtlich klassifizierten Personen verlassen, wie im folgenden Abschnitt ersichtlich wird.

3.1.6 Absicherung des eigenen Geschlechterwissens

Als Bestätigung der eigenen professionellen Position ziehen Therapeut_innen Aussagen von anderen, als gleichgeschlechtlich angesehenen Personen heran. Dies gilt insbesondere bei kritischen Fragen. Von Therapeut_innen, die sich nicht selbst als Trans* verorten, werden Aussagen von Trans*personen als Bestätigung des eigenen Standpunkts in Bezug auf Trans*patient_innen angeführt. Im folgenden Beispiel geht es um die kontrovers diskutierte Frage, ob und wann mit einer Hormonbehandlung in der Jugend begonnen werden sollte:

„Und das [[die Problematik des Pubertätsstopps durch eine frühe Hormonvergabe]] bestätigen mir auch äh, auch diejenigen, die relativ früh mit hormonellen, aus bestimmten Gründen, äh also () ich denke da an an eine, vor allen Dingen an eine bestimmte Person, Pubertätsstopp, (..) weil, weil es es da auch gewichtige Gründe warn, das äh auch zu machen, Suizidalität, und dann äh ist er mit sechzehn hormonelle Behandlung eingeleitet worden und äh und das war al- allerdings ein sehr reflektierter Person und die auch mit mir das Ganze, dieser ganze Wechsel und auch was passiert jetzt und was passiert jetzt sehr, sehr gut irgendwie mitgemacht hat und der immer noch kommt. Und der hat mir das bestätigt, dass er sagt 'Ich eine Reife', ist jetzt fünfundzwanzig, 'eine Reife hatt' ich damals nie (I: hmh), nie und nimmer. Aber ich bin dankbar, dass ihr das gemacht habt. (I: hmh) Und das Eis war verdammt dünn.' (I: hmh)“ (H. Clasen 425-435)

H. Clasen bezieht sich auf Trans*personen, um zu untermauern, dass Hormontherapie, wenn möglich, erst im Erwachsenenalter begonnen werden sollte. Grund dafür sei, dass ein Mensch vorher noch keine ausreichende Reife besitze. Die Referenz auf einen Menschen, der bereits früh mit der Hormontherapie anfing, bekräftigt H. Clasen's Perspektive.

H. Clasen erklärt zudem, dass viele Trans*personen diese kritische Perspektive auf eine Hormonbehandlung in der Jugend teilen. Aus der Erwähnung des konkreten, sehr drastischen Falles lässt sich schließen, dass H. Clasen die Ausführungen von unspezifisch vielen Trans*personen als zu schwaches Argument wahrnimmt. Indem H. Clasen darüber hinaus davon berichtet, dass dieser Mensch noch immer in die Therapie komme, wird das eigene Geschlechtersonderwissen und der Umgang mit diesem noch stärker als angemessen entworfen. Trans*personen werden als zufriedene Patient_innen dargestellt, mit denen gemeinsam gravierende Krisen überstanden werden können.

H. Clasen's Aussage macht einen sehr bewussten Umgang mit dem eigenen Geschlechtersonderwissen von Expert_innen deutlich. Insbesondere bei umstrittenen Fragen, wie der der Hormonbehandlung in der Jugend, beziehen sich die interviewten Therapeut_innen, die nicht Inter* oder Trans* sind, häufig auf die Aussage anderer Inter*- oder Trans*personen zur Untermauerung der eigenen Perspektive.

Das obige Zitat steht beispielhaft dafür, dass einige Therapeut_innen, die selbst nicht Inter* oder Trans* sind, das eigene Geschlechtersonderwissen gegenwärtig nicht als sicher bei den sehr kontrovers diskutierten Fragestellungen präsentieren, ohne sich zur Untermauerung auf die Perspektive anderer Inter*- oder Trans*personen zu beziehen (vgl. Kapitel III 1.2.5; 2.2.1).

3.2 Unsicherheit – „dieses Gefühl, dass man, das ja etwas mit den eigenen Erfahrungen zu tun hat, oder mit dem Wissen“

Die folgenden Ausführungen machen deutlich, dass die interviewten Expert_innen häufig auch Gefühle der eigenen oder der Unsicherheit anderer thematisieren. Diese Unsicherheitsgefühle werden immer dann angesprochen, wenn intrapsychisch oder in Interaktion mit anderen verschiedenes Geschlechterwissen als inkongruent und nicht miteinander vereinbar erlebt wird, beispielsweise wenn Expert_innen merken, dass sie das alltagsweltliche Geschlechterwissen so sehr inkorporiert haben, dass sie sich nicht gänzlich von diesem freimachen können, selbst wenn sie es möchten. Darüber hinaus werden Gefühle der Unsicherheit thematisiert, wenn Expert_innen mit Menschen interagieren, deren Geschlechterwissen eindeutig nicht dem eigenen entspricht.

3.2.1 Von der Diskrepanz zwischen Geschlechterwissen und -wahrnehmung

Einige Interviewpartner_innen sprechen davon, dass sie trotz ihres Geschlechtersonderwissens bisweilen andere Menschen entsprechend einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen wahrnehmen. Das eigene Gefühl in Bezug auf das Geschlecht anderer Personen wird dann als unzuverlässig bewertet, wenn beispielsweise Inter*personen entgegen deren Eigenverortung binärgeschlechtlich wahrgenommen werden. Bei Trans*personen hingegen bewerten Therapeut_innen ein Gefühl entgegen der Selbstverortung der Trans*person teilweise als angemessen (vgl. Kapitel III 3.1.5). Die Äußerungen zu der Widersprüchlichkeit zwischen dem, was Expert_innen aufgrund ihres Geschlechtersonderwissens wahrnehmen wollen und dem, was sie wahrnehmen, zeigt, dass sich Expert_innen trotz ihres Geschlechtersonderwissens und des mehrfach geäußerten Wunsches nicht gänzlich vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen frei machen können.

Trotzdem werden auch produktive Möglichkeiten angesprochen, die beiden sich zum Teil widersprechenden Formen des Geschlechterwissens zu verbinden. Zunächst zeigen jedoch zwei Interviewsequenzen, dass die interviewten Expert_innen die alltagsweltliche Wahrnehmung bezüglich Inter*personen, die in ihrer Selbstdefinition uneindeutig sind, vor allem als Problem begreifen:

„[[...]] ich habe halt ein Interview mit so einer äh Intersex*person gemacht und das war mir total, also es war total schwierig, denn ich hatte also das war ne

völlig bizarre Situation für mich, weil ich n-nehm diesen Menschen als Mann wahr irgendwie und frag mich nicht warum, weil es n-natürlich viele Dinge gibt, die auch dagegen sprechen, also die Stimme ist ambivalent irgendwie, ähm aber aus irgendeinem Grund, hab ich diese, diese Person als Mann wahrgenommen (I: hmh) und musste dann total darum kämpfen, weil das ist ja dann auch ne, das ist ja dann auch irgendwie ne, also ich mach es zwar nicht absichtlich, aber es ist gewissermaßen auch eine Respektlosigkeit gegenüber diesem Menschen, dann irgendwie immer wieder so ähm 'Herr ähm nein' und ähm da die entsprechenden Pronomen zu benutzen, war, bedurfte einiger Konzentration, und es war wirklich eine total bizarre Situation, weil ich wollte es ja nicht, (I: hmh) aber ich konnte meine, ich konnte meine Wahrnehmung trotzdem nicht so manipulieren. Ich hab dann irgendwie so versucht, mich auf die Dinge zu konzentrieren, die dann irgendwie (I: lacht) dagegensprechen, aber es war nicht leicht.“ (B. Grimm 715-728)

Hier wird deutlich, wie verunsichernd Expert_innen eine eindeutig als unangemessen interpretierte eigene emotionale Reaktion auf das Geschlecht einer Person erleben können. B. Grimm beurteilt diese Reaktion als eigenes Problem, was an der im Vergleich zum Rest des Gesprochenen stärkeren Betonung von „ich“ und „mich“ erkennbar wird. Zudem kommt es zum Stocken und Stottern („n-nehm“, „n-natürlich“), wenn B. Grimm über die eigene Wahrnehmung berichtet. Von Beginn an weist B. Grimm mehrfach darauf hin, dass diese Wahrnehmung unzweifelhaft unangemessen sei.

Durch die Aussage „und frag mich nicht warum“ wird zudem darauf aufmerksam gemacht, dass die Wahrnehmung der Person als Mann nicht einmal gedanklich vollzogen werden dürfe. Stattdessen führt B. Grimm Argumente auf, warum diese Person als Inter*person hätte wahrgenommen werden können. Die eigene Wahrnehmung, beruhend auf einem inkorporierten alltagsweltlichen, also binären Geschlechterwissen, wird als so dominant beschrieben, dass von einer enormen Gefühlsarbeit berichtet wird („musste dann total darum kämpfen“). Der Hinweis auf die nötige „Konzentration“, um „die entsprechenden Pronomen“ zu benutzen, verdeutlicht, dass durch einen Rückgriff auf das explizite Geschlechtersonderwissen eine Interaktion mit der Inter*person als Inter*person stattgefunden hat. Dennoch spricht B. Grimm von einem Scheitern: „Aber ich konnte meine, ich konnte meine Wahrnehmung trotzdem nicht so manipulieren.“

Die Diskrepanz zwischen dem expliziten Geschlechtersonderwissen und dem inkorporierten, sich an hegemonialen Normen orientierenden Wissen kann Expert_innen also offenbar stark verunsichern. Das inkorporierte Wissen wird demnach nicht nur als Ressource für die Wahrnehmung des Geschlechts anderer Menschen thematisiert, sondern auch als

unsicherheitsstiftend, wenn die gefühlte Wahrnehmung nicht mit dem Anspruch, dem eigenen expliziten Geschlechtersonderwissen gerecht zu werden, übereinstimmt. Dies zeigt auch die folgende Passage:

„Aber im Beb- bezug auf die [[Inter*]]Kinder, wissen Sie, das, das Problem ist, was ich so am Anfang hatte äh und sich auch immer wieder mal reinschleicht, ich möcht die in eine Richtung haben“ (H. Clasen 1504-1506)

Auch H. Clasen erzählt von einer, in der eigenen Wahrnehmung und Arbeit nicht immer bewussten, Orientierung an einem hegemonialen binären Geschlechterwissen bei Inter*personen, trotz eines besseren expliziten Geschlechtersonderwissens, dass darin besteht, dass Inter*personen auch zwischengeschlechtlich sein und bleiben könnten. H. Clasen stockt im Erzählen („im Beb- bezug“) und es fällt sichtlich schwer, die eigene Unzulänglichkeit zu artikulieren. Darüber hinaus erinnert die Darstellung ansatzweise an eine Beichte („wissen Sie, das, das Problem ist“), was noch einmal unterstreicht, dass der Wunsch und somit die Orientierung an einem hegemonialen binärgeschlechtlichen Wissen als absolut inakzeptabel in Bezug auf Inter*personen angesehen wird.

Der oft als missglückt erlebte Wunsch, sich von einer hegemonialen Perspektive auf Geschlecht freizumachen, wird nicht nur mit Blick auf Inter*personen artikuliert, sondern als grundsätzliches Dilemma präsentiert:

„Geschlecht ist so abstrakt und hat so wenig mit Leben zu tun. Für mich ist Geschlecht eigentlich nur eine, ja es ist wieder eine Normierung, von der ich mich gerne freimachen möchte. (I: hmh) (..) Weil sie einengt. (I: hmh) Sie reduziert“ (J. Hansen 725-728)

Geschlecht ist, J. Hansens Geschlechtersonderwissen zufolge, eine soziale Kategorie, die dem Leben der Menschen nicht gerecht wird. Geschlecht, so wie es im alltagsweltlichen Geschlechterwissen genutzt wird, bringe vor allem negative Konsequenzen mit sich. Trotz des eigenen Geschlechtersonderwissens und des Wunsches, sich ausschließlich an diesem zu orientieren, spricht auch J. Hansen davon, sich nicht von der alltagsweltlichen einengenden Perspektive auf Geschlecht „freimachen“ zu können.

Expert_innen erzählen allerdings auch davon, dass sie das eigene Geschlechtersonderwissen mit alltagsweltlichem Geschlechterwissen produktiv verbinden können:

„S: Innerhalb der ersten drei Sekunden fällt man das Urteil, ob jemand ein Mann oder eine Frau ist.

I: Und das geht Ihnen auch immer noch so, sozusagen?

S: Das geht mir auch immer noch so, obwohl ich natürlich (..) sozusagen (...) inzwischen vielleicht gar nicht mehr nur Mann oder Frau sehe, sondern sehr viel, sozusagen die Schattierungen mir bewusster sind, die man auch noch dazu denkt.“ (S. Albers 488-495)

S. Albers macht deutlich, dass sowohl das alltagsweltliche Geschlechterwissen als auch das Geschlechtersonderwissen in jeder Alltagspraxis wirksam werden. Beide werden hier als verlässliche, automatische Wissensquellen für die Praxis vorgestellt. Diese werden dabei nicht als notwendigerweise widersprüchlich zueinander stehende Wissensformen thematisiert, sondern als produktiv miteinander kombinierbares Wissen, das die eigenen Handlungs-, Entscheidungs- und Urteils Kompetenzen umfassender fundiert.

Die schnelle Deutung des Geschlechts anderer wird durch die beiden zeitlichen Verweise und das unpersönliche „man“ als etwas dargestellt, dem sich keine Person, unabhängig vom eigenen Geschlechterwissen, entziehen könne. Das Geschlechtersonderwissen impliziert eigentlich, dass Personen geschlechtlich nicht eindeutig fremdbeurteilt werden können und dass das alltagsweltliche Geschlechterwissen nicht ausreicht, um Geschlechterrealitäten zu beschreiben. Die Formulierung „immer noch“ verweist darauf, dass trotz Geschlechtersonderwissen weiterhin eine binärgeschlechtliche Beurteilung erfolgt.

Diese Praxis der Beurteilung erscheint zunächst als widersprüchlich zum Geschlechtersonderwissen von Therapeut_innen, das suggeriert zumindest die Nachfrage („I: Und das geht Ihnen auch immer noch so, sozusagen?“). Beschrieben wird allerdings ein Unterschied zur gängigen Beurteilung, wenn S. Albers erklärt, dass „man“, also Expert_innen des Geschlechts, automatisch die beiden Formen des Geschlechterwissen verbinden.

Bei der Wahrnehmung und Beurteilung des Geschlechts anderer können sich also auch Expert_innen häufig nicht von alltagsweltlichem Geschlechterwissen freimachen. Dies wird von den Interviewten unterschiedlich bewertet: Bezüglich Inter*personen wird es als Problem angesehen, bezüglich Normal*- und Trans*personen stellt für die interviewten Expert_innen die unvermeidliche Orientierung am alltagsweltlichen Geschlechterwissen jedoch nicht zwingend einen Widerspruch zum zusätzlichen Geschlechtersonderwissen dar. Vielmehr wird in Bezug auf Trans*- und Normal*personen davon gesprochen, die beiden Formen des

Geschlechterwissens teilweise produktiv verbinden zu können, um schneller handeln und urteilen zu können. Bezüglich Normal*- und Trans*personen wird sich also wesentlich stärker auf die Angemessenheit des eigenen inkorporierten Geschlechtersonderwissens verlassen.

Therapeut_innen sprechen in Bezug auf Trans*personen aber auch von Verunsicherungen des eigenen Geschlechtersonderwissens, wenn Trans*personen sich anders verhalten, als es im psychotherapeutischen Setting erarbeitet wurde.

3.2.2 Zweifel an der professionellen Arbeit

Expert_innen zweifeln ihre Arbeit teilweise an, wenn Trans*personen sich entgegen der in der Therapie erarbeiteten Verortung nach einigen Jahren wieder dem Geburtsgeschlecht zugehörig verorten. Implizit wird in der Wahrnehmung einiger Therapeut_innen damit auch das eigene Geschlechtersonderwissen angezweifelt, wie in der folgenden Passage deutlich wird:

„[[...]] bei einer (h) Ex-Patientin krieg ich mit, dass sie so in einer Psychose ist und auch nicht mehr rauskommt ((atmet tief ein)) [[...]] das bringt einen zum Grübeln, so wie uns natürlich generell Rückkehr, das wär ja dann noch mal der extreme Fall, Rückkehrwünsche oder Rückkehrüberlegungen ins Grübeln bringen: 'Was haben wir da in der Zwischenzeit gemacht? Haben wir das ausreichend bearbeitet, betreut, behandelt, ja?' (I: hmh)“ (M. Dietrich 525-531)

„Rückkehrüberlegungen“ führen bei M. Dietrich zu einer starken Verunsicherung bezüglich des professionellen Intervenierens und Interagierens mit Trans*Patient_innen. Da von einem unspezifischen „wir“ gesprochen wird, kann davon ausgegangen werden, dass Rückkehrüberlegungen nicht nur bei M. Dietrich Unsicherheiten auslösen, sondern auch bei Kolleg_innen.

Je nach Informationen über die weitere Entwicklung der therapierten Trans*person kann vor allem ein Rückkehrwunsch zu einer Verunsicherung in der psychotherapeutischen Arbeit und damit einhergehend zu einer Unsicherheit in der geschlechtlichen Wahrnehmungsfähigkeit führen. Die genannte „Psychose“ regt daher in dem vorgestellten Interviewausschnitt weniger zum Nachdenken an als der Wunsch nach Rückkehr, da letzterer eine unangemessene Bearbeitung des Themas Geschlecht eindeutiger impliziert als eine Psychose. Die Rückkehr

wird daher als „der extreme Fall“ vorgestellt, der „natürlich“ zum Nachdenken führe. Noch stärker unterstreicht M. Dietrich die mit einer Rückkehr verbundene Unsicherheit dadurch, dass bereits „Rückkehrüberlegungen“ als potentiell eigenes professionelles Versagen aufgefasst werden.

Trans*personen, die sich nicht entsprechend der eigenen professionellen Beurteilung verhalten, können also bei Therapeut_innen starke Gefühle der Verunsicherung des eigenen Geschlechtersonderwissens hervorrufen. Auch im anschließenden Abschnitt wird auf die Verunsicherung des professionellen Geschlechtersonderwissens eingegangen, das Trans*personen den Interviewten zufolge auslösen (können).

3.2.3 Verunsicherung des professionellen Geschlechterwissens

Trans*personen werden aus professionellen therapeutischen oder medizinischen Kontexten ausgeschlossen. Die interviewten Expert_innen argumentieren, dass dies nicht daran liege, dass das Wissen von Trans*personen für professionelle Kontexte irrelevant sei, sondern dass vielmehr das professionelle Geschlechterwissen durch die Perspektiven von Trans*personen verunsichert werde.

Zunächst zu einer Passage von M. Dietrich, die zeigt, wie Trans*personen zur Vermeidung der Verunsicherung von Expert_innen qua Profession aus professionellen Kontexten ausgeschlossen werden:

"I: Und in diesen Zirkeln sind dann auch transsexuelle Personen beteiligt, oder das sind dann

M: [[...]] in dem großen Arbeitskreis Transsexualität BUNDESLAND ist eine Ärztin, die selber betroffen ist, aber sonst [[...]] haben wir von Selbsthilfegruppen da niemanden, dass ist ja auch immer ein Problem, weil wir da auch Fallbesprechungen machen und da kommen wir da ins Schleudern [[...]], also Fallbesprechungen nehmen [[...]] ja doch einen sehr großen Teil da ein" (M. Dietrich 223-232)

M. Dietrich beschreibt hier die Mitsprache von Personen, die „selber betroffen“ sind, als problematisch. Trans*personen sind nicht Teil des Beratungszirkels. Begründet wird dieser Ausschluss nicht damit, dass diese Perspektive für eine professionelle interne Beratung unwichtig sei, sondern dass Therapeut_innen durch anwesende Trans*personen bei Fallbesprechungen „ins Schleudern“ kommen könnten. Die professionelle Beratung könne

durch als „betroffen“ klassifizierte Personen zu Unsicherheiten führen. Das Wissen von Trans*personen wird also als Risiko und Unsicherheitsfaktor für die professionelle Perspektive thematisiert. Allerdings wird von einer „Ärztin“ gesprochen, die „selber betroffen“ sei. Sie gehört mit zum professionellen Kreis. Ob das Wissen der Ärztin nicht als verunsichernd erlebt wird, weil es als medizinisches Geschlechtersonderwissen angesehen werden kann und nicht als Wissen, das auf eigenen Erfahrungen als Trans*person beruht, oder ob sie lediglich aufgrund ihres professionellen Status nicht ausgeschlossen werden kann, wird in dieser Passage nicht ersichtlich.

Der professionelle Status schützt O. Eggers zufolge allerdings nicht zwangsläufig davor, aus professionellen Kreisen als Trans*person ausgeschlossen zu werden:

„Ich habe viele (..) kritische (I: hmh) Augen aus der Psychiatrie, Widersacher aus der Psychiatrie. Äh, von durchaus angesehenen Leuten ähm, die damit größte Probleme hatten, dass ich, ich hab ja auch diese Diagnose jetzt, mit dieser Diagnose ausgestattet eben so eine Funktion bekleide.“ (O. Eggers 87-90)

O. Eggers erklärt, andere Professionelle hätten „größte Probleme“ damit, dass O. Eggers trotz Diagnose einen professionellen Status und eine hohe Stellung innehat. O. Eggers empfindet sich also von manchen Professionsangehörigen primär als Mensch „mit dieser Diagnose“, nicht als Expert_in qua Profession verstanden und vermittelt somit den Eindruck, die eigene Professionalität aufgrund der Diagnose abgesprochen zu bekommen. Implizit wird darüber auch das Geschlechtersonderwissen von O. Eggers angezweifelt. Mit der Formulierung „Widersacher“ wird ausgedrückt, dass es um ein Gegeneinander geht. O. Eggers spricht also von einem Kampf um Anerkennung des eigenen Expert_innenstatus und des damit einhergehenden Geschlechtersonderwissens am Arbeitsplatz. Dieses Ringen um Anerkennung sei durch die Diagnose, die O. Eggers als krank klassifiziert, ausgelöst. Allerdings zeigt sich implizit, dass nicht die Diagnose das Problem ist, das zu der Auseinandersetzung führt, sondern die Annahme, dass O. Eggers aufgrund des eigenen Trans*seins eine besondere, der medizinisch-psychologischen Perspektive teilweise entgegenstehende Perspektive auf Trans*sein hat.

Expert_innen gehen demnach davon aus, dass das eigene Geschlecht eine Auswirkung auf die Perspektive auf Geschlecht hat. Es wird angenommen, Trans*personen – ob Professionsangehörige oder nicht – hätten eine alternative Perspektive auf Geschlecht. Diese löst Verunsicherungen im professionellen Kontext aus und führt daher zu Ausschlüssen von

Trans*personen. In Kapitel III 3.1.6 wurde deutlich, dass einige Expert_innen qua Profession sich auf die Perspektive von Trans*personen zur Untermauerung eigener Argumente und eigener Perspektiven auf Trans*personen stützen. Hierbei entscheiden sie allerdings, welche Perspektive wann und wie stark eingebracht wird. Das heißt, dass der Einsatz des Erfahrungswissens von Trans*personen hier Menschen obliegt, die selbst nicht Trans*personen sind. Wenn allerdings Trans*personen selbst sich einbringen, die aufgrund ihres Expert_innenstatus die Möglichkeit hierzu haben, sorgt dies für Verunsicherung unter Expert_innen qua Profession (vgl. Kapitel II 2.2).

Die Wahrnehmung von Trans*personen als Auslöser für Irritationen und Verunsicherungen wird im Folgenden auch im Kontext von Interaktionen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen deutlich. Daraus resultiert die Notwendigkeit, Erklärungsarbeit leisten zu müssen, so die interviewten Expert_innen. Allerdings zeigt sich hierbei noch deutlicher als in der Passage von O. Eggers, zu welcher Verunsicherung die Infragestellung der eigenen Person führen kann.

3.2.4 Erklärungsarbeit und Bewältigungsstrategien

Trans*- und Inter*personen werden im Regelfall in Alltagssituationen anders behandelt als Normal*personen. Vor allem in Form von verbalen oder körperlichen Ausdrucksformen wird ihnen oft deutlich gemacht, dass sie primär als Abweichung begriffen werden. Dieses Verhalten führt Expert_innen zufolge zu einer ständigen Verunsicherung, da Inter*- und Trans*personen sich ständig Umgangsstrategien mit einem solchen Verhalten überlegen müssen.

In der folgenden Passage wird sehr anschaulich von einem abweichenden Verhalten gegenüber Trans*personen in Alltagssituationen berichtet:

„[[...]] was was problematisch ist am Umgang mit Transgenderpersonen ja dass, dass die Leute immer meinen, sie dürfen alles total privat und persönliches sofort über dich erfahren, nur weil du anders bist und ähm das ist so ein Grunddilemma, ne? (I: hmh) Also wenn du irgendwo hingehst und jemand fragt dich sofort nach deinen Genitalien, also pf oder 'Ha- Was hattest du denn für OPs? Oder hast du einen Schwanz?' Oder so, also äh, äh, äh wie reagiert man (I: hmh) jetzt?“ (E. Franke 787-792)

E. Franke berichtet von einem grenzüberschreitenden Verhalten von Normal*personen gegenüber Trans*personen. Dieses Verhalten zwingt Trans*personen zu einer permanenten Auseinandersetzung. Die Frage nach den Genitalien wird nicht als grundsätzlich unangemessen vorgestellt, sondern lediglich aufgrund des gewählten Zeitpunkts und Interaktionszusammenhangs als unpassend bewertet. Die selbstverständliche Haltung von Normal*personen gegenüber Trans*personen, solche persönlichen Fragen stellen zu dürfen, wird als unangebracht gewertet. E. Franke kritisiert diese Fragepraxis also deshalb, weil Trans*personen eindeutig anders behandelt werden als Normal*personen und deshalb in jeder Interaktion immer wieder aufs Neue („jetzt“) über eine angemessene Reaktion nachdenken müssen. Der zeitliche Wechsel ins Präsens sowie die Kritik an einer solchen Fragepraxis zeigen, dass das Verhalten von Normal*personen wiederholt zu einem Gefühl der Verunsicherung für eine als geschlechtlich abweichend angesprochene Person führt.

Auch B. Grimm setzt sich mit der Anrufung³⁷ von Inter*- und Trans*personen als Abweichung von der hegemonialen Geschlechternorm auseinander und der daraus resultierenden Verunsicherung:

„[[...]]ich empfinde es so, dass es bei Trans*menschen und bei äh=Inter*menschen auf die Spitze getrieben ist. (I: hmh) Diese, [[...]] Erklärungsarbeit zu leisten, so 'Ich möchte, dass du mich so und so und so ansprichst und das (h) tue ich aus diesen und jenen Gründen und so', also das ist ja, eben Arbeit. (I: hmh) (h) Arbeit an der Identität auch und ähm, äh::m: (..) ja.“
(B. Grimm 943-953)

Hier wird darüber gesprochen, dass vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichende Menschen vor besondere Herausforderungen gestellt seien. Das Problem besteht B. Grimm zufolge darin, ständig zwei Formen von Arbeit leisten zu müssen: anderen Menschen das eigene Sein zu erklären und, dadurch hervorgerufen, auch „Arbeit an der Identität“ zu leisten. Der Begriff der Arbeit, insbesondere in Bezug auf Identität, verweist auf eine existenzielle Tätigkeit. Die Ungleichbehandlung von Inter*- und Trans*personen schätzen Expert_innen des Geschlechts also als starken und in jeder Interaktion erfolgenden Eingriff in deren Leben ein, so dass Inter*- und Trans*personen sich Umgangsweisen mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen explizit aneignen müssen.

³⁷ Jede Person wird erst durch eine „Anrufung“ zum (handlungsfähigen) Subjekt. Durch das Annehmen, also reagieren auf diese Anrufung, erkennt sie darüber hinaus aber auch die gesellschaftliche Ordnung an und reproduziert sie somit auch (vgl. Althusser 1977: 130ff; Butler 1997, 2001).

Dabei verstehen Expert_innen des Geschlechts nicht die Beschäftigung und das Austauschen über Geschlecht an sich als unsicherheitsstiftend. In den beiden vorgestellten Passagen wird dies nur aufgrund des Umgangs mit geschlechtlich von der Norm abweichenden Menschen im hegemonialen Kontext als negativ artikuliert. In einem nicht alltagsweltlich denkenden Umfeld wird eine Auseinandersetzung mit Geschlecht auch als amüsante (Freizeit-)Beschäftigung beschrieben:

„[[...]] mein weiteres Umfeld, wo viele Queers und also wo viele Leute einfach äh äh dazugehören, die sich viel über Gender Gedanken machen, viel über äh Geschlecht i- a- sich auch identifizieren und das verhandeln und so weiter, ist eigentlich ständig irgendwo Thema so in meinem ganzen Bekanntenkreis im weiteren Sinne, würd ich mal sagen. Und ja, das ist ja auch irgendwie alles nicht unbedingt Arbeit, aber manchmal °Arbeit°. ((I lacht etwas)) Arbeit, die auch Spaß machen kann, aber (I: Ja) ja, genau. Arbeit und Hobby. Gibt es auch Geschlecht als Hobby?“ (E. Franke 59-66)

Dieser Interviewausschnitt zeigt, dass die Auseinandersetzung mit einem von der hegemonialen Norm abweichenden Geschlecht auch Freude machen kann. Voraussetzung ist laut E. Franke, dass die miteinander Interagierenden grundsätzlich bereit sind, über Geschlecht nachzudenken. Eine in den vorangegangenen Passagen thematisierte maximale, die Existenz von Menschen in Frage stellende Verunsicherung scheint in solchen Interaktionszusammenhängen also nicht, oder zumindest nicht in gleicher Weise, zu entstehen. Dies liegt E. Franke zufolge an einer ähnlich alternativen Perspektive auf Geschlecht. Es wird nicht die Situation eines Alltagskontakts beschrieben, in der ein Mensch einem anderen (implizit) zu verstehen gibt, dass dieser von der Norm abweiche und sich daher erklären müsse, sondern es existiert der gemeinsame Wunsch, sich mit Geschlecht auseinanderzusetzen. Anders als im Alltagskontakt haben in einem solchen Kontakt also die Interagierenden ein ähnliches Interesse und somit eine ähnliche Möglichkeit, das Gesprächsthema mitzubestimmen.

Sich selbst ein Geschlechtersonderwissen anzueignen und aufgrund dessen andere „Bekanntenkreis[e]“ aufzubauen, in denen eine Auseinandersetzung mit Geschlecht als Ausgleich („Hobby“) zur täglichen Erklärarbeit empfunden wird, stellt den interviewten Expert_innen zufolge eine Bewältigungsstrategie dar. Dies verdeutlicht auch folgende Passage:

„[[...]] die Idee, ähm 'Ich bin vielleicht nicht falsch, sondern (I: hmh) das große Ganze ist falsch', die kommt ja sicherlich auch aus der, aus der Beschäftigung mit den dazugehörigen Theorien und so ähm weiter und das ist natürlich auch, also klar, das ist auf lange Sicht doch irgendwie eine gute Bewältigungsstrategie, glaube ich. (I: hmh) Also funktioniert vielleicht nicht sofort ab dem Moment, an dem man das festgestellt hat, aber auf lange Sicht glaub ich schon. ((I lacht))“ (B. Grimm 281-287)

B. Grimm verweist implizit darauf, dass Menschen, die als „falsch“ angesprochen werden, irgendeine Form von Umgangsstrategie mit dieser Anrufung entwickeln müssen. Menschen können sich, wie in B. Grimms und E. Frankes Aussagen deutlich wird, nicht gänzlich aus hegemonialen Kontexten lösen und müssen daher eine „Bewältigungsstrategie“ entwickeln, um in diesen Kontexten trotz der permanenten Ansprache als Abweichung interagieren zu können und nicht handlungsunfähig im Status 'falsch' und 'anders' verbleiben zu müssen. Die Generierung eines Geschlechtersonderwissens wird somit als potentielle Möglichkeit der Bewältigung benannt.

E. Frankes Aussage verdeutlicht, dass eine emanzipierte, spielerische sowie selbstgewählte Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht die negative Konnotation der „Arbeit“ am Geschlecht verändern kann. B. Grimms Aussage spiegelt die Hoffnung wider, die damit verknüpft ist, Erfahrungswissen mit einem theoretischen Wissen zu kombinieren, um so auch in Alltagssituationen eine andere Perspektive auf Geschlecht und alternative Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen.

Allerdings zeigen beide Aussagen auch, dass diese Bewältigungsstrategien nur in Kontexten mit Menschen, die eine alternative Perspektive auf Geschlecht haben, anwendbar sind, oder gegebenenfalls nur „auf lange Sicht“ funktionieren. Ein Geschlechtersonderwissen schützt demnach nicht davor, in Alltagssituationen aufgrund des eigenen, nicht der hegemonialen Norm entsprechenden Geschlechts starke Gefühle der Unsicherheit zu empfinden. Im nachstehenden Abschnitt zeigt sich, dass ein_e Therapeut_in sogar von Angst vor Angehörigen aufgrund der Arbeit mit Trans*personen spricht.

3.2.5 Angst vor Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen

Nicht nur das eigene Abweichen von der hegemonialen Geschlechternorm ruft den Interviewpartner_innen zufolge ein Empfinden von Unsicherheit hervor, sondern auch die

Unterstützung von nicht hegemonialen Geschlechternormen entsprechenden Menschen kann zu großer Verunsicherung oder sogar Ängsten führen.

M. Dietrichs Aussage macht dies besonders deutlich:

„So und Reaktion ansonsten ist natürlich hier, in der Arbeit selber, dass besonders dann die Angehörigen, dass man immer ein bisschen Angst hat, welcher Angehörige [[...]] möchte mir nachstellen und ist also vollkommen sauer auf mich“ (M. Dietrich 662-665)

M. Dietrich geht davon aus, dass Angehörige, die eine Trans*selbstverortung nicht akzeptieren, ihre Wut möglicherweise auf die Therapeut_innen richten. M. Dietrich sieht sich somit als Projektionsfläche für das Unverständnis von Angehörigen. Das hier artikuliert Angstgefühl wird als eine dauerhafte Begleitung der Arbeit beschrieben. Es wird als „natürlich“ vorgestellt, also als ein selbstverständlich mit der Arbeit als Therapeut_in für Trans*personen einhergehendes Gefühl, das „immer ein bisschen“ vorhanden sei. Auch M. Dietrich denkt darüber nach, wie dieses Gefühl verändert werden kann und kommt zu einem ähnlichen Schluss wie E. Franke (vgl. Kapitel III 3.2.5): Das alltagsweltliche Geschlechterwissen von Interaktionspartner_innen müsse verändert werden, da es als verantwortlich für die Gefühle von Bedrohung und Verunsicherung anzusehen sei.

Die interviewten Expert_innen überlegen daher häufig, wie sie das alltagsweltliche Geschlechterwissen verändern können, ohne dabei zu sehr im eigenen Sein oder Wissen verunsichert zu werden.

3.2.6 Gefühlsarbeit zur Reduktion von Unsicherheit

Im Kontakt mit einem alltagsweltlich denkenden Umfeld wird von den Interviewten von Unsicherheit bis hin zu Angst gesprochen. Um dieser Angst entgegenzuwirken, wird häufig über Veränderungsmöglichkeiten nachgedacht. Dabei findet eine Abwägung zwischen Kosten und Nutzen der zu leistenden Gefühlsarbeit statt: Ist es einfacher Gefühlsarbeit zu leisten, um das Wissen anderer effektiv zu verändern, oder ist es einfacher, sich nicht auf diese anstrengende Arbeit einzulassen? Dafür muss allerdings hingenommen werden, dass das alltagsweltliche Geschlechterwissen anderer sich nicht oder nur sehr begrenzt verändert und diese sich daher weiterhin unangemessen und angsteinflößend Menschen gegenüber verhalten, deren Wissen oder/und Sein vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweicht.

M. Dietrich befindet sich im Denkprozess, welche Strategie sinnvoll sein könnte, um das als Bedrohung wahrgenommene alltagsweltliche Geschlechterwissen zu verändern:

„[...] natürlich überlegt man wie, wie könnte man jetzt Angehörige rein-ziehen und überlegt auch bei zukünftigen, wie krieg ich die eben hier rein, damit ich nicht doch in so einer gewissen Furcht lebe, denn unterm Strich nimmt es mir wieder Lebensenergie weg und nimmt mir auch Energie für die Arbeit weg, wenn ich mich mit so was beschäftigen muss.“ (M. Dietrich 754-758)

Im vorliegenden Gesprächsausschnitt bewertet M. Dietrich die Suche nach einem präventiven Verhalten im Umgang mit Angehörigen von Trans*personen als unbedingt notwendig, da auch die negativen Reaktionen von Angehörigen M. Dietrich zufolge unabdingbar zur Arbeit gehören. Dies wurde auch im vorangegangenen Abschnitt schon deutlich. Das Integrieren von Angehörigen in die psychotherapeutische Praxis wird dabei als gewinnbringend präsentiert, um die eigene „Furcht“ zu verringern und Lebens- und Arbeitsenergie zurückzugewinnen. Die vorgestellte mögliche Strategie des „[[R]]ein-ziehen[[s]]“ suggeriert, dass Angehörigen ein alternatives Geschlechterwissen vermittelt werden könne, indem sie in den Prozess involviert werden und darüber ihr Handeln sich verändere. Auffällig ist an dieser Passage die Unsicherheit darüber, was zu tun ist, damit diese Strategie funktioniert („wie krieg ich die eben hier rein“). Die hier vorgestellte Strategie des „[[R]]ein-ziehen[[s]]“ und Verändern des Wissens wird demgemäß als eine denkbare Praxis thematisiert, die jedoch noch nicht zufriedenstellend praktiziert wird.

E. Franke denkt ebenfalls über mögliche Strategien für die Modifizierung von alltagsweltlichem Geschlechterwissen nach, verdeutlicht allerdings, dass eine gezielte Veränderung des Geschlechterwissens anderer Menschen nicht zu emotional anstrengend für die eigene Person sein sollte:

„[...] ich [[habe]] mich dann eben auch schon mal gefragt [...]: sollte man da [[beim Unterrichten von Queer Theory]] vielleicht auch manchmal leidenschaftlicher sein, ne? Also sollte man nicht auch manchmal Gefühle zeigen, also jetzt nicht Gefühle im Sinne von 'Ha, du hast mich jetzt verletzt'. Also so was natürlich nicht, aber so, äh auch mal zeigen, dass einen irgendwas wütend macht, oder so, äh keine Ahnung. Äh, äh so, also ist das dann eigentlich nicht authentisch? Oder bringt das auch wieder andere Lernergebnisse? (I: hmh) Also das habe ich mich didaktisch dann schon mal gefragt, (I: hmh) so, ne? Also ob ich nicht zu entspannt bin, schon wieder, °so zu so°. Keine Ahnung, das machen ja andere Leute auch anders. Aber ich glaube, das wär mir dann eben

auch zu anstrengend. (I: hmh) Ich finde, dafür bin ich auch @unterbezahlt@.
((beide lachen))“. (E. Franke 929-938)

E. Franke spricht von den eigenen unterschiedlichen Gefühlen, die in der Interaktion mit einem Umfeld, in dem (noch) kein Geschlechtersonderwissen vorhanden ist, aufkommen. Dabei wird deutlich, welche Gefühlsarbeit in diesem Kontext von E. Franke geleistet wird und welche Strategien in Erwägung gezogen werden, um Studierenden Geschlechtersonderwissen zu vermitteln.

E. Franke verweist darauf, dass Verletzlichkeit im professionellen Kontext in keinem Fall eine Rolle spielen sollte. Dieser gänzliche Ausschluss der Offenlegung von Verletzlichkeit könnte auf Unsicherheit in einem Kontext hinweisen, in dem primär alltagsweltliches Geschlechterwissen vorherrscht. Das Zeigen von persönlicher Verletzbarkeit birgt besonders in einem Arbeitskontext das Risiko, sich dadurch angreifbar zu machen.

Im Gegensatz zu Verletzlichkeit wird Wut theoretisch als potentiell Arbeitsmittel in Erwägung gezogen. Auch das Zeigen von Wut ist eher untypisch in einem Arbeitskontext. Wut ist ein Gefühl, das assoziativ beispielsweise an eine starke, kraftvolle Äußerung denken lässt. Im Gegensatz zu Verletzlichkeit bedeutet dieses Gefühl ein geringeres Risiko angreifbar zu sein, da Wut ein selbstbewusstes Auftreten impliziert. Wut wird des Weiteren als potentiell effektives Gefühlsmittel zur Veränderung des Geschlechterwissens der Studierenden beschrieben, da sie „authentisch“ sei. Authentische Gefühle werden demgemäß als potentiell sinnvolle Mittel zur Veränderung des Geschlechterwissens angeführt, zugleich weist E. Franke allerdings darauf hin, dass dieses Gefühl für die eigene Person zu viel Arbeit bedeuteten würde, eben weil es authentisch ist.

E. Franke beschreibt folglich ein Gefühlsmanagement in dem Sinne, dass der eigene Ärger und Verletzlichkeit nicht gezeigt werden, um einen passenden Umgang in einem professionellen Kontext zu finden, in dem alltagsweltliches Geschlechterwissen dominiert. Das Gefühlsmanagement dient dabei auch dem Schutz der eigenen Person.

Expert_innen des Geschlechts denken also häufig darüber nach, wie und ob Gefühle als Arbeitsmittel oder als Arbeitsgegenstand eingesetzt werden können. Im folgenden Abschnitt zeigt sich, welche Strategien als sinnvoll angesehen werden, wobei allerdings immer wieder auch ersichtlich wird, dass trotzdem häufig implizit auch Unsicherheit thematisiert wird.

3.2.7 (Schutz-)Strategien für den Umgang mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen

Expert_innen sprechen häufig davon, dass es notwendig sei, im Umgang mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen wirkungsvolle Strategien zu entwickeln. Insbesondere Menschen, die selbst nicht dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen entsprechen, artikulieren die Notwendigkeit von (Schutz-)Strategien im Alltagskontakt. In diesen Kontexten Selbstsicherheit auszustrahlen, wird dabei als besonders wirkungsvolle Strategie beschrieben, um ein eigenes Gefühl der Sicherheit zu gewährleisten und den Kontakt mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen zu erleichtern. Allerdings wird diese Strategie nicht immer als erste Wahl begriffen, da davon ausgegangen wird, dass sie nicht dazu führt, das Geschlechterwissen des Gegenübers zu verändern. Wenn der eigene Anspruch also ist, nicht nur ein eigenes Gefühl der Sicherheit zu erreichen, sondern andere Menschen auch zu einem Nachdenken über ihr alltagsweltliches Geschlechterwissen anzuregen, werden andere Strategien als sinnvoll angesehen:

„[[...]] dass äh entscheide ich mittlerweile eher intuitiv, bei wem eigentlich was besser ist, also bei manchen Leuten kommt es natürlich viel besser an, du erzählst so was wie so eine persönliche Leidensgeschichte schon fast, ((beide lachen etwas)) auch wenn du die gar nicht so empfindest so, weil das so das ist, worüber die einsteigen, ja? Die m- sind so empathisch, und müssen jetzt irgendwas sehr Persönliches hören, und wenn du jetzt denen so eher so einen Vortrag hältst, dann geht das so pft (I: hmh) an denen vorbei und bei andern Leuten ist es viel besser du ge- begegnest dem ganzen intellektueller, so. Und ich finde auch, manchmal muss man so Grenzen zeigen.“ (E. Franke 776-783)

In dieser Passage präsentiert E. Franke verschiedene Strategien in Abhängigkeit vom Gegenüber, um das alltagsweltliche Geschlechterwissen von Interaktionspartner_innen zu modifizieren. Es werden drei zielführende Strategien zur Veränderung dieses Geschlechterwissens vorgestellt: „eine persönliche Leidensgeschichte“ erzählen, etwas „intellektueller“ einzusteigen, oder „Grenzen zeigen“. E. Franke verweist darauf, über die Zeit ein Gefühl dafür entwickelt zu haben, welche Strategie bei welchem Gegenüber sinnvoll ist, um verstanden zu werden. Der Eindruck der Verlässlichkeit entsteht dadurch, dass in der gesamten Darstellung die jeweils angewandte Strategie als die richtige vorgestellt wird. Es wird an keiner Stelle auch nur implizit darauf hingewiesen, dass gelegentlich eine im

Nachhinein als unangemessen zu betrachtende Strategie ausgewählt wurde. E. Franke entwirft sich hier demzufolge als Expert_in für die Veränderung des Geschlechterwissens anderer.

Die letzte Strategie weist allerdings darauf hin, dass es als emotional belastend empfunden wird, im Kontakt mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen zu sein. Die Praxis des Zurückweisens von Erklärungsaufforderungen wird erst als letzte Strategie aufgeführt. Es ist somit anzunehmen, dass E. Franke zunächst versucht, eine Veränderung des Wissens des hegemonialen Umfeldes zu bewirken und nur im Notfall auf diese letzte Strategie zurückgreift. Daraus lässt sich schließen, dass diese Strategie nicht als effektiv angesehen wird, um alltagsweltliches Geschlechterwissen zu verändern, aber als besonders effektiv um die eigene Person zu schützen. Dies zeigt sich auch in einer Äußerung von J. Hansen:

„[[...]] ich persönlich habe eigentlich noch nie eine echte Diskriminierung wegen meines Geschlechtes, äh erlebt. (I: hmh) Seitdem ich so offen damit umgehe. (I: hmh) Das traut sich keiner, (I: hmh) macht niemand. (I: hmh)“ (J. Hansen 189-192)

J. Hansen schildert hier die Erfahrung, dass ein offensiver Umgang mit dem eigenen Geschlecht eine effektive Strategie darstellt, um ein Gefühl der Sicherheit (wieder-)zuerlangen. Die Formulierung „das traut sich keiner“ impliziert, dass es für andere risikoreich sei, sich diskriminierend gegenüber J. Hansen zu verhalten. J. Hansen zeigt demgemäß durch das offensive Umgehen mit dem eigenen Geschlecht eine klare Grenze auf.

Gleichzeitig behauptet J. Hansen „nie eine echte Diskriminierung“ erlebt zu haben. Die zögernd gesprochene Endung des Satzes, „äh erlebt“, lässt darauf schließen, dass J. Hansen noch einmal darüber nachgedacht hat, ob dieser Satz wirklich zutreffend ist. Wenn betont wird, dass „persönlich“ bisher keine Diskriminierungen erlebt wurden, wird deutlich, dass auch trotz eines selbstbewussten offensiven Auftretens solche erlebt werden könnten. Die Strategie des offensiven Auftretens wird demgemäß nicht als eine Garantie des Schutzes vor Diskriminierungen präsentiert. Zudem weist die Formulierung, keine „echte“ Diskriminierung erlebt zu haben darauf hin, dass gegebenenfalls durchaus Diskriminierungserfahrungen gemacht wurden, diese jedoch von J. Hansen als nicht ernst zu nehmend eingeschätzt werden.

Auch P. Brandt erklärt die Praxis des offensiven Umgangs als effektiv und verweist darauf, dass diese so effektiv sei, weil sie für beide Interagierende eine Erleichterung in einer verunsichernden Situation bedeute:

„Je selbstbewusster, im eigentlichen Sinne, sich jemand über seine eigene Identität ist und wie er diese Identität leben möchte, desto einfacher ist es auch für das Gegenüber.“ (P. Brandt 504f)

P. Brandts Aussage weist darauf hin, dass Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen, die mit Menschen, die diesem Verständnis von Geschlecht nicht entsprechen, interagieren, verunsichert sind. Die Praxis, eine Eindeutigkeit zu präsentieren, im Sinne von Sicherheit, wird vor diesem Hintergrund als funktional begriffen, da sie für beide eine Hilfestellung in einer Situation bietet, für die es gegenwärtig noch nicht viele Skripts und Verhaltensregeln gibt. Es wird eine Erklärarbeit angedeutet, in dem Sinne, dass Menschen ihre „Identität“ und wie diese ausgelebt werden sollte, erklären könnten, um Interaktionen zu erleichtern.

Die interviewten Expert_innen erklären häufig die Praxis der Abgrenzung als sinnvoll in Interaktionen mit Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen, um sich selbst vor Verunsicherung zu schützen. Der offensive selbstbewusste Umgang mit Geschlecht kann als eine Facette dieses Aufzeigens von Grenzen gefasst werden. Es ist davon auszugehen, dass Menschen in einer solchen Situation eindeutig sagen, wie das eigene Geschlecht definiert wird und somit keine Widerrede zulassen. Dennoch wird in allen drei Passagen deutlich, dass diese Praxis nicht immer zu gelingen scheint und deshalb ein Risiko in sich birgt. Daher ist es nicht erstaunlich, dass die Strategie des „Nicht-Outens als präventiver Schutz“ ebenfalls von den interviewten Expert_innen thematisiert wird.

3.2.8 Verbergen des Geschlecht(ersonderwissen)s als präventiver Schutz

Neben dem selbstbewussten Umgang mit dem eigenen geschlechtlichen Abweichen wird auch das Verbergen des eigenen Geschlechts als mögliche und in manchen Fällen notwendige Strategie thematisiert, um sich selbst oder andere in einem Umfeld mit einem antizipierten alltagsweltlichen Geschlechterwissen zu schützen. Darüber hinaus wird auch das Nichtbenennen der eigenen Perspektive auf Geschlecht in manchen Situationen als sinnvoll eingeschätzt, um unangenehmen Situationen in einem solchen Umfeld zu entgehen. Wenn

Menschen sich also entscheiden können, ob ihr Geschlecht oder Geschlechterwissen Thema ist oder nicht, weil es nicht offensichtlich ist, so wird einigen Interviewten zufolge abgewogen, ob es sinnvoller ist, dieses zu offenbaren oder zu verbergen.

Ein offensives Auftreten als Trans*person kann verschiedene Gefahren in sich bergen:

„Und äh andere Leute, die brauchen eben eher einen Job, auf den sie sich verlassen können oder müssen auch ne Familie ernähren oder sonst was, also ich finde das auch jetzt kein, ich will das auch nicht beurteilen, ne?“ (E. Franke 1143-1145)

Die gegenwärtigen Strukturen sind E. Franke zufolge so, dass Menschen etwa ihre Arbeitsstelle durch ein Trans*outing gefährden können. Deshalb stellt E. Franke die Praxis des Versteckens als sinnvolle Strategie dar, je nach Lebenssituation und eigenen Werten. Durch die Aussage „ich will das auch nicht beurteilen“ wird implizit allerdings angedeutet, dass E. Franke diese Praxis dennoch kritisch sieht. Sie wird somit als teilweise notwendig, jedoch nicht unbedingt befürwortenswert präsentiert. Dies lässt sich im Kontext der anderen Aussagen E. Frankes so erklären, dass diese Praxis nicht notwendigerweise die Lebenssituation von Menschen, die von der hegemonialen Geschlechternorm abweichen, verbessert. Dies allerdings hat sich E. Franke zum Ziel gesetzt (vgl. Kapitel III 2.1.2).

Die Praxis des Nicht-Outens als präventive Schutzstrategie schätzt auch P. Brandt je nach Kontext als sinnvoll ein. P. Brandt beschreibt, diese Praxis bezüglich des eigenen Geschlechtersonderwissens schon genutzt zu haben:

„[[...]] also, die meisten Leute sind sehr interessiert. [[...]] im Grunde hab ich bis jetzt einmal die Erfahrung gemacht, wo ich Leute kennengelernt hab, wo ich dachte, 'Nee denen erzähl ich jetzt besser nicht, was ich tue.'“

I: °weil?°

P: Och weil ich im Grunde keine Lust hatte auf Erklärungen oder, weil ich mich da nicht so wohl gefühlt (I: <hmh) <hab.

I: Und die waren, also kannst du die beschreiben, was, was hat die ausgezeichnet, dass du es nicht erzählen wolltest?

P: [[...]] ich hatte einfach so das Gefühl, die hatten beide ein sehr traditionelles Geschlechtsrollenverständnis.“ (P. Brandt 746-765)

Das Nicht-Erzählen und Verbergen wird auch in dieser Passage als Schutzstrategie thematisiert. Der Grund für die hier bewusst gewählte Strategie, nicht von der eigenen Arbeit zu erzählen, ist demnach ein Gefühl der Unsicherheit.

Beide Aussagen deuten darauf hin, dass von einem im alltagsweltlichen Geschlechterwissen verhafteten Gegenüber das eigene, von diesem abweichende Geschlecht oder/und Geschlechterwissen aberkannt werden könne. Entsprechend wird eine präventive Schutzstrategie, das Verbergen, als sinnvoll gedeutet: in der ersten Passage, um die Arbeit nicht zu verlieren, in der zweiten, um keine Erklärarbeit zum eigenen Beruf leisten zu müssen. Die Konsequenzen dieser Strategie sind jedoch unterschiedlich, je nachdem ob es sich um die Aberkennung des eigenen Geschlechts oder Geschlechterwissens handelt. Außerdem zeigt sich in beiden Passagen, dass Expert_innen diese Strategie trotz ihrer Wirksamkeit auch kritisch deuten, da sie nicht zu einer Veränderung des alltagsweltlichen Geschlechterwissens beiträgt.

3.3 Zwischenfazit – Von der alltäglichen Gefühlsarbeit von Expert_innen des Geschlechts

In diesem Kapitel wurden die Ursachen, die Expert_innen des Geschlechts für Gefühle der Sicherheit und Unsicherheit im Umgang mit dem eigenen Geschlecht oder/und Geschlechtersonderwissen thematisieren, herausgearbeitet.

Gefühle der Sicherheit in Bezug auf das eigene Geschlecht oder/und Geschlechtersonderwissen werden dann benannt, wenn ein als kompetent wahrgenommener Umgang mit dem eigenen und dem Geschlecht(erwissen) von Interaktionspartner_innen praktiziert wird. Dies beinhaltet, dass das Geschlechterwissen von Interaktionspartner_innen gemäß dem eigenen Wissen erfolgreich verändert wird oder die Akzeptanz der Begrenzung des eigenen Wissens als Zeichen von Kompetenz gewertet wird. Letzteres impliziert eine Offenheit für Ergänzungen des eigenen unvollständigen Geschlechterwissens.

Die Unmöglichkeit, alles zu wissen, vermittelt paradoxerweise ein Gefühl der Sicherheit in Bezug auf das Geschlechtersonderwissen. Ausgehend hiervon wird der Umgang mit den vielen unterschiedlichen co-existierenden Geschlechterwissensformen – alltagsweltliches und alternatives Geschlechterwissen sowie explizites und implizites – als kompetent empfunden.

Dies entspricht grundsätzlich dem gegenwärtigen Umgang mit Sonderwissen aus professionssoziologischer Perspektive (vgl. Kapitel I 1).

Als Gründe für Gefühle der Unsicherheit werden die eigene oder die Orientierung von Interaktionspartner_innen am alltagsweltlichen Geschlechterwissen benannt. Der Kontakt mit Menschen, die sich stark am alltagsweltlichen Geschlechterwissen orientieren, wird von den Interviewten als sehr verunsichernd oder sogar Angst auslösend beschrieben. Deshalb wird über Strategien der Veränderung dieses Wissens nachgedacht oder es wird versucht, sich diesen Interaktionszusammenhängen zu entziehen. Expert_innen thematisieren das Entziehen als weniger aner kennenswert und weisen zugleich darauf hin, dass es in vielen Kontakten, sei es im beruflichen Setting oder bei Alltagsbegegnungen, nicht möglich ist, sich zu entziehen.

Daher berichten alle Expert_innen von Strategien, die ich als alltäglich zu leistende Gefühlsarbeit deute, um nicht in einem Gefühl der Unsicherheit bis hin zur Angst verbleiben zu müssen. Hierbei richte ich mich nach dem Konzept der Gefühlsarbeit von Szymenderskies (2012), das in der Einleitung dieses Kapitels vorgestellt wurde. Sowohl ein Geschlechtersonderwissen als auch ein von der hegemonialen Norm abweichendes Geschlecht führen also dazu, eine andauernde Gefühlsarbeit leisten zu müssen, niemals gänzlich frei zu haben. Allerdings wird in diesem Kapitel auch deutlich, dass Expert_innen die Bedrohung für Menschen, die nicht nur bezüglich ihres Wissens, sondern auch bezüglich ihres Geschlechts vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichen, als besonders gravierend und real beschreiben. Inter*- und Trans*personen würden in jedem Alltagskontakt als Abweichung angerufen, was zu einer ständigen Verunsicherung führe. Dies wird auch in gender- und queertheoretischer Literatur immer wieder kritisiert (vgl. u.a. Franzen/Beger 2002; Guhde 2002; Hirschauer 1993; Schirmer 2010). Inter*- und Trans*personen müssen daher in jedem Alltagskontakt eine doppelte Gefühlsarbeit leisten: Zum einen gilt es, Gefühle als Arbeitsgegenstand angemessen einzusetzen und zu überlegen, welche Strategie in welchem Kontext sinnvoll ist. Zum anderen ist eine kontinuierliche intrapsychische Gefühlsarbeit gefordert, da Inter*- und Trans*personen, den interviewten Expert_innen zufolge, durch die Anrufung ständig in ihrer Identität irritiert werden.

4 Einsamkeit – Chancen und Risiken des Alleinseins

„[[...]] ich habe in meinem Leben glaub ich - mindestens ((lacht etwas)) drei sehr eindeutige Gefühle kennengelernt, also dass man sich in bestimmten Situationen eindeutig als Frau fühlt, eindeutig als Mann fühlt und eindeutig als was dazwischen und dann noch in Schattierungen- die drei Grundzustände sind mir @auf jeden Fall@ sozusagen bekannt [[...]] wenn Leute mich schon länger kennen und das wissen, führt das auch nicht zu großen Irritationen.“

(E. Franke 318-322;334f)

Allein zu sein oder sich einsam zu fühlen mit den Themen Inter* oder Trans* ist ein häufiges Thema von Expert_innen des Geschlechts. Die interviewten Aktivist_innen betonen dabei stärker das eigene Alleinsein, Therapeut_innen das der Inter*- oder Trans*personen. Alle Interviewten sprechen allerdings implizit davon, allein zu sein und sich einsam mit Trans*- und/oder Inter*themen oder/und -sein zu fühlen und damit auch mit dem eigenen Geschlechtersonderwissen.

Aus soziologischer Perspektive ist zu differenzieren zwischen Alleinsein und Einsamkeit: Einsamkeit wird als eine emotionale Gefühlslage verstanden, wohingegen Alleinsein lediglich eine Zustandsbeschreibung ist. Dreitzel erklärt treffend: „Nicht jeder, der allein ist, fühlt sich einsam“ (Dreitzel 1970: 7). Einsamkeit bedeute einen „Kontaktverlust zu den Bezugsgruppen, an denen wir unser Verhalten orientieren und die uns Möglichkeiten der Identifikation mit Relevanzbereichen des sozialen Handelns bieten, in denen wir unser eigenes Handeln als sinnvoll erleben“ (Dreitzel 1970: 14).

Da soziales Handeln sich auch in der Sprache niederschlägt, bedeutet Einsamkeit ebenfalls, die gemeinsame Sprache, beispielsweise innerhalb eines Kontextes oder Themenkomplexes, nicht mehr zu verstehen oder/und zu akzeptieren (Dreitzel 1970: 38). Auch die interviewten Expert_innen beschreiben das hegemoniale Geschlechterwissen und damit einhergehend, wie über Geschlecht im alltäglichen und professionellen Diskurs gesprochen wird, oftmals als inakzeptabel und irrational. Es gibt Deimling zufolge einen Moment, in dem einem Menschen bewusst wird, dass der klare Orientierungsrahmen der Bezugsgruppe nicht mehr zum eigenen Handeln und Denken passt. Dieser Moment löst besondere Angst im Vorhinein aus und eine extreme Erleichterung im Nachhinein, da mit dem Abweichen von der Norm auch Freiheiten verknüpft sind, anders zu leben und eigene Wege zu gehen (Deimling 1980: 28ff). Dieser

Moment schafft somit auch die Möglichkeit, etwas Eigenes schaffen zu können. Die interviewten Expert_innen sprechen oft davon, dass das Gefühl anders zu sein dazu führe, etwas schreiben, politisch aktiv werden oder psychotherapeutische Arbeit mit Inter*- oder/und Trans*personen anbieten zu müssen. Im Gefühl der Einsamkeit liegt also auch die Möglichkeit, diesen Zustand als individuelle Freiheit umzudeuten (Bohn 2006: 29ff). Da dieser Aspekt in der Rekonstruktion aus den Interviews besonders deutlich wird, stütze ich mich neben dem soeben vorgestellten, allgemeinsoziologischen Ansatz zusätzlich auf die emotionssoziologische Perspektive Bohns (2006). Diese orientiert sich auch an psychologischen Theoretiker_innen und kommt zu dem Schluss, dass Einsamkeitsgefühle zum einen ein Gefühl des „subjektive[n] Empfinden[s] nicht 'richtig' zu sein“ (Bohn 2006: 30f), zum anderen aber auch ein positiv-schöpferisches Gefühl beinhalten (Bohn 2006: 13). Dies zeigt sich auch in den Interviews, vor allem in den Beschreibungen des Zustands des Alleinseins, daraus resultierenden Einsamkeitsgefühlen und dem damit einhergehenden Impuls, etwas erschaffen zu können und zu müssen. In diesem Kapitel folgt zunächst die Rekonstruktion der Auseinandersetzung mit den Themen Alleinsein und Einsamkeit vor circa fünfzehn bis zwanzig Jahren, bevor auf gegenwärtige Beschreibungen von Alleinsein und Gefühle der Einsamkeit eingegangen wird.

4.1 Rückblickende Erfahrungen der Einsamkeit – „Gut, dann mach ich das“

Im Folgenden wird zunächst die aktivistische Perspektive auf Einsamkeit bezüglich Inter*- und Trans*themen vorgestellt und anschließend die professionelle Sichtweise beleuchtet. Diese analytische Trennung ergab sich aus der Rekonstruktion der Interviews, sie bezieht sich jedoch lediglich auf die in der jeweiligen Passage thematisierte Sprecher_innenposition.

4.1.1 Von der Notwendigkeit aus aktivistischer Perspektive selbst Expert_in zu werden

Das Geschlechterwissen zu den Themen Inter* und Trans* war vor circa fünfzehn bis zwanzig Jahren in Deutschland wenig ausdifferenziert. Beide geschlechtlichen Seinsformen waren beinahe ausschließlich als (medizinische) Abweichung von der Geschlechternorm, nicht als lebbar Geschlechterkonzepte, bekannt. Dies wurde im Kapitel I 2 herausgestellt und

zeigt sich in den Interviews. So erzählen einige der Interviewpartner_innen davon, früher kaum Menschen gefunden zu haben, die ebenfalls Inter* oder Trans* waren. Die Interviewten berichten, dass sie sehr allein mit dem geschlechtlichen Abweichen von der Norm waren und schließlich aktiv wurden, damit sich der Zustand für sie selbst und für andere ändere. In der folgenden Passage wird dies deutlich:

„[[...]] ich hab 2000 einen Computer bekommen, einen Internetanschluss (I: hmh) und das erste Wort, das ich bei Google eingegeben habe, war DIAGNOSENAME. (I: hmh) Das war eine Diagnose. Und dann fand ich auf einmal eine Gruppe. (I: hmh) Warn die GRUPPENNAME, warn auch nur ein ganz paar.“ (J. Hansen 134-137)

J. Hansen spricht in dieser Passage implizit davon, selbst lange allein mit dem Thema Inter* gewesen zu sein. In der Beschreibung der Suche nach Informationen im Internet wird die Dringlichkeit artikuliert, mehr über die eigene Diagnose erfahren zu wollen. Das medizinische Geschlechterwissen wird demgemäß als eines vorgestellt, das zu einem Gefühl der Nichtzugehörigkeit und einem Zustand des Allein-Seins geführt hat. Dass im Internet recherchiert wurde, zeigt, dass J. Hansen nach anderen Perspektiven und Menschen mit ähnlichen Erfahrungen gesucht hat.

J. Hansen spricht davon, über die Internetrecherche auf eine Selbsthilfegruppe gestoßen zu sein. Indem J. Hansen auf die geringe Anzahl der Gruppenmitglieder verweist, wird die Unwahrscheinlichkeit angedeutet, anderen Inter*personen zufällig im Alltag zu begegnen. Stattdessen wurden sie über das Internet, also einen anonymen Raum, gefunden. Ein schnelles persönliches Kennenlernen wäre demnach damals sehr unwahrscheinlich gewesen. Außerdem lässt der anonyme Raum des Internets darauf schließen, dass es sich um Menschen handelt, die nicht öffentlich sichtbar werden wollten. Dies verweist ebenfalls auf das Alleinsein von Inter*personen zu dieser Zeit.

Alleinsein als Inter*person wird von J. Hansen also bezüglich der Zeit vor circa fünfzehn Jahren thematisiert. Inter*personen waren damals in der Gesellschaft nicht anerkannt, konnten nicht als Inter*personen auftreten und beanspruchten bis auf einen Raum im Internet keinen Platz als Gruppe. Es kann angenommen werden, dass die von J. Hansen gefundene Gruppe das Ziel verfolgt(e), dem Alleinsein von Inter*personen entgegenzuwirken. Darüber hinaus wird durch die Existenz der Gruppe die von Inter*personen empfundene Notwendigkeit deutlich, zusätzlich zum medizinischen Wissen zum Thema Inter* ein alternatives Wissen zu

entwickeln und zu verbreiten. Damit verbunden war eine gegenseitige Unterstützung im Umgang mit dem medizinisch vermittelten Geschlechterwissen.

Die Erkenntnis, dass es nur sehr wenig Informationen zum Thema Inter* und Trans* gab, führte häufig auch zum eigenen Engagement. In J. Hansens Aussage wird dies nur über die gefundene Gruppe angedeutet. O. Eggers spricht konkret von dem eigenen Aktivwerden aufgrund der Feststellung, dass es zu wenig Wissen über das Thema Trans* gegeben habe:

„[[...]] ich hab dann mal Bücher gesucht und bin dann nach GROSSSTADT gefahren, dann war ich in verschiedenen Buchläden, unter anderem auch i-im Schwulenbuchladen und so weiter und es gab kein Buch über Transsexualität, in Deutschland. Ja. Welche aus, äh aus USA bestellt und äh dann ist mir eigentlich klargeworden, ja muss man erst mal selber was schreiben. (I: hmh) Und dann haben wir diese Zeitung über-, die hatte jemand anders noch angefangen, und die hab ich dann äh, über großes Suchen kennengelernt. Ja und dann warn es so ein paar Leutchen, die sich kannten, es gab sicherlich auch noch andere Gruppen, aber äh es war keine Vernetzung da, ne? (I: hmh) Hmh.“ (O. Eggers 389-396)

Auch O. Eggers spricht davon, mit dem eigenen, von der hegemonialen Geschlechternorm abweichenden Sein allein mit „so ein paar Leutchen“ gewesen zu sein. Hier werden allerdings zwei Seiten des Einsamkeitsgefühls sichtbar: zum einen das Gefühl, nicht in diese Gesellschaft zu passen, und zum anderen ein daraus resultierendes Gefühl, diese Gesellschaft verändern zu wollen. Diese Zwiespältigkeit ist typisch für Gefühle der Einsamkeit und wird von beinahe allen Interviewten aufgrund des von der hegemonialen Norm abweichenden Geschlechts beschrieben, weshalb diese Zwiespältigkeit im Folgenden detailliert nachgezeichnet wird

Durch eine Aufzählung verschiedener Anstrengungen, die unternommen wurden, um den eigenen Informationsbedarf zu befriedigen, wird zunächst der eigene Wissensdurst betont. Zugleich liefert O. Eggers hierüber eine Zustandsbeschreibung der Situation im Umgang mit Wissen über Trans* vor circa fünfzehn bis zwanzig Jahren. Nicht einmal in einer Großstadt seien trotz intensiver Suche Informationen über Trans*themen gefunden worden. Welcher Art das gesuchte Wissen „über Transsexualität“ hätte sein sollen, wird nicht genauer erklärt. Möglich wären zum Beispiel professionelle oder autobiografische Darstellungen gewesen. Gerade durch diese Undifferenziertheit wird deutlich, dass es keine Informationen gegeben hat. Zum einen macht diese Undifferenziertheit also auf die Wahrnehmung eines gesellschaftlichen Missstandes aufmerksam. Zum anderen weist sie auf die Erkenntnis hin,

alleine mit einem ungewöhnlichen Interesse zu sein. Aufgrund dieses Wissensrückstandes in Deutschland erklärt O. Eggers, „man [[müsse]] erst mal selber was schreiben“. Was geschrieben werden müsse und wer dies tun solle, bleibt unspezifisch. Hier wird eine noch nicht besetzte Rolle angedeutet, die zur Aufgabe hat, ein Sonderwissen über Trans* zu verbreiten. Dass O. Eggers diese Rolle übernimmt, ergibt sich über das eigene Entdecken dieser Leerstelle.

Was sich also anhand dieser beiden beispielhaften Sequenzen ableiten lässt ist, dass es vor fünfzehn bis zwanzig Jahren kaum Informationen über Inter* und Trans* im deutschsprachigen Raum gegeben hat. Dies führte zur Notwendigkeit, selbst Expert_in zu werden, nach dem Motto: 'Wenn es sonst niemand tut, muss ich es tun'. Dieser Erkenntnisprozess wird von Therapeut_innen ähnlich beschrieben.

4.1.2 Von der Notwendigkeit aus professioneller Perspektive Expert_in zu werden

Die interviewten Therapeut_innen argumentieren in Bezug auf die Wahrnehmung des Alleinseins mit den Themen Inter* und Trans* größtenteils anders als die interviewten Aktivist_innen. Therapeut_innen erklären ‚die Trans*- und Inter*personen seien allein gewesen. Die Konsequenz aus dieser Erkenntnis ist, ähnlich wie bei Aktivist_innen, selbst ein_e Expert_in zu werden.

Im Folgenden werden zwei Gesprächsausschnitte gleichzeitig betrachtet, um die Typik dieser Argumentationslogik aufzuzeigen.

„[[...]] mit, mit Intersex bin ich rein durch Zufall auch in Berührung gekommen, weil hier eine Beratungsstelle, die kannten mich, so, äh:m: eine Beratungsstelle gefragt hat, ob ich ne Therapie übernehme eines Kindes, was offensichtlich irgendwas mit dem Geschlecht nicht stimmt. (..) (I: hmh) Und das war vor ungefähr fünfzehn Jahren, oder fast zwanzig. (..) Und da ich gen- null Ahnung hatte, irgendwie dacht ich 'Nö wei- wüsst ich gar nicht, ich muss mich erst mal umgucken und', aber mich reizte da irgendwas dran ((räuspert sich)) und da ich überhaupt keine, äh keine Kompetenz fand in Deutschland von psychologischen, oder psychotherapeutischen und ich dann auch nochmal so richtig Koryphäen gefragt hab, ich kannte dann da einen in New York zum Beispiel und der riet mir dazu, weil das Kind sowieso keinen findet. (..) Wenn ich irgendwie Zugang hab. (I: hmh) Und dann hab ich gesagt, 'Gut, dann mach ich das.'“ (H. Clasen 157-168)

„Ich habe relativ früh hier begonnen, weil das damals gerade ein bisschen brach lag und ich irgendwie das Gefühl habe, man kümmere sich nicht um die [[Trans*personen]] und dann habe ich angefangen, mich dafür zu interessieren.“
(S. Albers 292-294)

In beiden Passagen wird erklärt, dass Inter*- und Trans*personen alleine gewesen seien und daher Hilfe benötigten. Andere Therapeut_innen hätten jedoch keine Unterstützung angeboten und daher sei es notwendig gewesen, selbst ein_e Expert_in auf diesem Gebiet zu werden. H. Clasen begründet die Einschätzung, dass Inter*personen alleine gewesen seien damit, dass eine „Koryphäe“ die gleiche Auffassung hatte; S. Albers stützt die Annahme, dass Trans*personen allein und ohne die notwendige Unterstützung durch Therapeut_innen waren, auf das eigene „Gefühl“. Beide Argumentationslogiken unterstreichen jedoch die Einschätzung, dass Inter*- und Trans*personen ohne angemessene Unterstützung waren. Daher stellen auch S. Albers und H. Clasen es als unbedingt erforderlich dar, sich eine entsprechende Expertise anzueignen.

Die Bezeichnung „Koryphäe“ in der ersten Passage verweist darauf, dass diese Person über ein außergewöhnliches Wissen auf dem Gebiet Inter* verfügt, durch das eine Autorität und Deutungshoheit bezüglich des Geschlechtersonderwissens impliziert wird. Unterstrichen wird dies noch, indem auch der Ort, New York, aus dem die genannte Koryphäe stammt, benannt wird. Wissen aus dem US-amerikanischen Kontext stellen die Expert_innen in den meisten Gesprächen als fortschrittlich in Bezug auf das Geschlechterwissen vor. Dies wird auch anhand der geschilderten Buchbestellungen aus den USA in der vorangegangenen Darstellung aus aktivistischer Perspektive deutlich.

In der zweiten Passage verweist S. Albers auf das eigene Gefühl als Legitimationsgrundlage für die Einschätzung, dass Trans*personen alleine gewesen seien. Der Verweis auf eigene Gefühle findet in den Interviews meist dann statt, wenn etwas als gesichertes Wissen vorgestellt wird, das jedoch objektiv nicht bewiesen werden kann.

Die Notwendigkeit, sich selbst als Expert_in zu benennen, wird in beiden Fällen durch eine wahrgenommene Hilflosigkeit von Inter*- bzw. Trans*personen gerechtfertigt. Hier greift die gleiche Argumentationsgrundlage wie aus aktivistischer Perspektive: Allein die Annahme, dass es sonst niemanden gebe, der sich diesem Thema beziehungsweise der Personen annehme, ist Legitimation genug, sich selbst als Expert_in zu erklären.

Die Ambivalenz, die der empfundenen Notwendigkeit, selbst Expert_in zu werden, innewohnt, wird an der Beschreibung der Anfrage zur Betreuung eines Inter*kindes deutlich. Dabei ist es irrelevant, ob H. Clasen sich selbst als kompetent für diese Aufgabe begreift. H. Clasen erklärt: „der riet mir dazu [[...]] wenn ich irgendwie den Zugang hab“. Diese Formulierung suggeriert einen ambivalenten Appell, der sowohl Risiken als auch Chancen für H. Clasen in sich birgt: Risiken dahingehend, alleine mit einer sehr schwierigen Aufgabe zu sein und keine Unterstützung durch andere Professionsangehörige erwarten zu können, und Chancen dahingehend, Expert_in für Inter*personen bzw. -themen in Deutschland werden zu können. Dahinter steht einerseits der Gedanke, dass eine professionelle Person die Pflicht habe, diesen Personen zu helfen, egal ob sie kompetent genug ist, diese Aufgabe zu erfüllen. Andererseits könnte auch vermutet werden, dass das Herantragen dieses Themas an die eigene Person auf eine besondere Begabung hindeutet, die dazu befähigt, kompetent mit dem Thema umzugehen.

Diese Ambivalenz zeigte sich implizit auch in den vorangegangenen Passagen aus aktivistischer Perspektive und wird in den folgenden Interviewausschnitten ebenfalls immer wieder unterschwellig angedeutet. Sie beinhaltet, dass das Einsamkeitsempfinden mit Inter*- und Trans*themen sowohl das Risiko birgt, allein zu sein, aber auch die Chance umfasst, etwas neues Eigenes zu generieren.

Sowohl in Bezug auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart wird in den Interviews von einem Zustand des Alleinseins und einer daraus resultierenden Einsamkeitserfahrung gesprochen. Die beiden hier aufgeführten Sequenzen beziehen sich zwar auf Beschreibungen einer ca. zwanzig Jahre zurückliegenden Situation, könnten jedoch auch in etwas abgeschwächter Form auf die Gegenwart zutreffen. In beiden Interviewpassagen wird gerade an der Stelle, wo es um die direkte Unterstützung von Inter*- oder Trans*personen geht, ins Präsens gewechselt: „ob ich ne Therapie übernehme“; „weil das Kind sowieso keinen findet. (..) Wenn ich irgendwie Zugang hab“ und „ich irgendwie das Gefühl habe“. Der zeitliche Bruch impliziert, dass dieses Gefühl der Einsamkeit, das mit der Unterstützung von Inter*- und Trans*personen zusammenhängt, von der Vergangenheit bis in die Gegenwart reicht.³⁸

³⁸ Im ersten Gesprächsausschnitt könnte zunächst angenommen werden, es handle sich nicht um Gefühle der Sprechenden Person zu dem Inter*kind, sondern um die medizinische Diagnose, dass das Geschlecht des Kindes offensichtlich nicht stimme. Da jedoch keine Distanzierung zu dieser Aussage vorgenommen wird, ist anzunehmen, dass das offensichtliche Nicht-Stimmen auch der eigenen Wahrnehmung entspricht.

Im Folgenden soll nun spezifischer herausgearbeitet werden, wie in Gegenwartsbeschreibungen von Einsamkeitsgefühlen im Zusammenhang mit Inter*- bzw. Trans*themen gesprochen wird.

4.2 Gegenwärtige Erfahrungen der Einsamkeit – „es ist trotzdem notwendig“

Ein Einsamkeitsempfinden aufgrund eines von der hegemonialen Norm abweichenden Seins oder/und Wissens artikulieren Expert_innen des Geschlechts auch für die Gegenwart. Dieses Empfinden führt bei Expert_innen zu der Einschätzung, selbst aktiv gegen die als Missstand empfundene Vernachlässigung dieser Themen angehen zu müssen. Auch hier ist Einsamkeit ambivalent im Sinne des Risikos alleine zu sein, zugleich jedoch auch mit der Chance verknüpft, ein anderes Sein zu leben sowie ein neues Wissen mitzugenerieren und damit auch Expert_in zu werden. Im Folgenden wird hauptsächlich auf die Thematisierung des Alleinseins mit dem Thema Trans* eingegangen, da dies primär in den Interviews angesprochen wurde.

4.2.1 Vom Alleinsein mit dem Chaos um Trans*wissen

Das Geschlechterwissen zum Thema Trans*, so die Expert_innen, hat sich verändert, so dass gegenwärtig das Phänomen im professionellen und alltagsweltlichen Geschlechterwissen präsenter ist. Obwohl es mehr Wissen um das Phänomen Trans* gibt, bleibt unklar, wie mit diesem Wissen umgegangen werden soll, wie eine Unterstützung von Trans*personen in der Gegenwart aussehen kann und wann diese Unterstützung angemessen ist. Das Gefühl, diese Unterstützungsarbeit selbst leisten zu müssen, besteht fort, da es kaum andere Personen gibt, die in diesem Bereich tätig seien.

Exemplarisch zeigt sich diese Wahrnehmung der interviewten Expert_innen in der folgenden Sequenz, in der E. Franke über die eigene Tätigkeit als lehrende Person spricht:

„[[...]] hab ich schon öfter überlegt, ob ich das nicht doch auch deutlicher machen sollte, ob ich mich da nicht doch auch manchmal outen sollte äh äh, weil ich s- es hat ja beides Vor- und Nachteile, ne °also so. Natürlich, didaktisch gesehen°, aber (h) (h) weil es ja so wenig Rollenmodelle gibt, weil es so wenig Ansprechpersonen gibt in so einem Kontext und äh ob man da nicht, wenn man

schon Queer Studies und so unterrichtet, dann auch mehr eine Ansprechperson, oder so eine Identifikationsfigur auch bieten sollte für Leute, die da sonst vielleicht auch allein und isoliert und irgendwie so entfremdet rumsitzen“ (E. Franke 870-878)

E. Franke geht auch für die Gegenwart davon aus, dass Trans*personen oftmals alleine seien und Unterstützung benötigten. E. Franke artikuliert zugleich mit der Frage, ob und wie Trans*personen in der Gegenwart unterstützt werden müssen, implizit auch ein eigenes Gefühl des Alleinseins. Allerdings wird in dieser Passage auch deutlich, dass sich das Geschlechterwissen und die Situation für Trans*personen verändert haben und E. Franke daher nur überlegt, ob diese „vielleicht“ unterstützt werden müssen. Der Verweis auf Queer Studies an gegenwärtigen deutschen Hochschulen zeigt eine Veränderung bezüglich der Anerkennung eines alternativen Geschlechterwissens.

Die Rolle von Expert_innen des Geschlechts hat sich dementsprechend mitverändert. Es muss folglich nicht mehr zwingend Wissen zu von der binärgeschlechtlichen Norm abweichenden Geschlechtern generiert, sondern vielmehr überlegt werden, wie mit diesem Wissen umgegangen werden kann, wie es verbreitet werden kann und wie viel Unterstützung Trans*personen praktisch benötigen.

Auch Therapeut_innen sprechen davon, dass sich die Situation von und für Trans*personen verändert hat, ebenso wie die Perspektive auf Trans*personen. Sie sprechen allerdings ebenfalls davon, nicht zu wissen, wie die Unterstützung für Trans*personen in der Gegenwart angemessen aussehen sollte, und artikulieren daher, weiterhin mit der Unterstützung für Trans*personen alleine zu sein:

„[[...]] wir stecken von allen Seiten im Chaos drin. (I: hmh) Also die Patienten stecken drin, ich stecke hier mit der Begleitung drin und dann ist es auch kein Wunder, dass es sich auf ganz wenige konzentriert, die dieses Gebiet eben überhaupt bearbeiten.“ (M. Dietrich 85-88)

M. Dietrich weist auch darauf hin, dass das Wissen um das Thema Trans* sich verändert hat, was allerdings nicht zu der Wahrnehmung führt, nicht mehr allein mit der Unterstützung für Trans*personen zu sein. Beschrieben wird ein großes Durcheinander (Chaos) aufgrund diverser, sich teilweise widersprechender Geschlechterwissen, mit dem Therapeut_innen und Trans*personen umgehen müssen. Daraus folgert M. Dietrich, dass es nicht erstaunlich sei, dass nur wenige sich überhaupt mit diesem Thema beschäftigten.

Trotz der in beiden Passagen angedeuteten Wahrnehmung, dass es ein Mehr an Wissen um das Thema Trans* und eine heterogenere Perspektive auf die Kategorie Geschlecht gibt, sowie mehr Personen, die sich mit diesen Themen auseinandersetzen, betonen Expert_innen dennoch immer wieder, auf Ablehnung des eigenen Geschlecht(erwissen)s zu stoßen.

4.2.2 Von der Ablehnung der Arbeit und des eigenen Seins

Die interviewten Expert_innen sprechen oft davon, wegen des eigenen, von der hegemonialen Norm abweichenden Geschlecht(erwissen)s nicht anerkannt zu werden und deshalb Sanktionen zu befürchten oder tatsächlich erlebt zu haben (vgl. Kapitel III 3.2.4). Daraus resultierend wird erklärt, dass es notwendig sei, (weiter) für das eigene Geschlecht oder/und Geschlechtersonderwissen zu kämpfen. Der eigene Expert_innenstatus wird daher als sehr einsam, aber dennoch als extrem wichtig beschrieben:

„B: [...] wenn man dann irgendwie mal einfach nur an eine andere Fakultät geht oder so, von den Sozialwissenschaften jetzt vielleicht weg, dann gibt es da schon total also Reaktionen, die man als total hanebüchen bezeichnen könnte, also, wie gesagt, das ist entweder so, so anachronistisch ist, oder ähm, dass es so ähm irgendwie so ne dass ja, dass, dass man so einen Opferstatus irgendwie so zugesprochen bekommt, so, oder halt [...].“

I: Und wie geht es dir dann bei den Reaktionen? Also

B: Pf, also f (..) ich glaub (..) ich glaub ich denk dann immer so, 'Ihr habt doch keine Ahnung. ((lacht etwas)) Ich weiß es ja eh besser, weil ich bin ja die Expertin. Ich studier (I: hmh) das ja und so.' Ähm (..) aber natürlich, natürlich denk ich dann so, dass es 'Ohje, wie viel ist da noch gesamtgesellschaftlich zu machen, dass ähm man nicht immer er- n- nicht immer wieder bei Adam und Eva anfangen muss um zu erklären!.'“ (B. Grimm 76-102)

Die vorliegende Passage ist als Einsamkeitserfahrung zu deuten, da B. Grimm berichtet, allein mit einem spezifischen Wissen in vielen Kontexten zu sein und nicht verstanden zu werden. Die daraus resultierende Motivation, aktiv das alltagsweltliche Geschlechterwissen zu verändern, deutet wiederum auf die bereits in dieser Arbeit thematisierte Ambivalenz von Einsamkeit in Bezug auf das Geschlechtersonderwissen hin (vgl. Kapitel III 4.1). B. Grimm spricht außerdem von Reaktionen der Abwehr auf das eigene Geschlechtersonderwissen. Entweder würde sich dabei auf veraltetes Wissen bezogen („anachronistisch“) oder es würde einem ein „Opferstatus irgendwie so zugesprochen“. Beide Reaktionen suggerieren ein Verkennen des Expert_innenstatus und somit ein Aberkennen des damit verbundenen

Wissens. Aus der Formulierung B. Grimms, dass es reicht, „einfach nur an eine andere Fakultät“ zu gehen, ist herauszulesen, dass solche Erlebnisse durchaus üblich sind. Sobald sich also B. Grimm aus der bekannten Umgebung mit einem ähnlichen Geschlechterwissen entfernt, wird das eigene Geschlechtersonderwissen abgewertet. Dieses Verhalten anderer Personen wertet B. Grimm jedoch als Bestätigung für das eigene Engagement: „'Ohje, wie viel ist da noch gesamtgesellschaftlich zu machen, dass ähm man nicht immer er- n- nicht immer wieder bei Adam und Eva anfangen muss um zu erklären'.“ Statt also das eigene Denken und Handeln zu hinterfragen, sieht B. Grimm die abwertenden Reaktionen als typisch für ein veraltetes Wissen. Hierdurch wird der eigene Expert_innenstatus ebenso wie die Signifikanz und Notwendigkeit der eigenen Arbeit bestätigt.

Somit führt die Erfahrung, mit einem Geschlechtersonderwissen in vielen Kontexten auf Unverständnis und Ablehnung zu stoßen, manchmal auch zu einer Bestärkung der eigenen Rolle als Expert_in des Geschlechts. Dieser Zusammenhang wird häufig von den Interviewten artikuliert, wie sich auch in J. Hansens Aussage zeigt:

„Also meine Arbeit ist nichts, wo ich einen Blumentopf mit gewinne (I: hmh), sondern, ähm ich denke, es ist trotzdem notwendig, dass wir es tun, dass ich das mache.“ (J. Hansen 663-666)

Hier wird von J. Hansen implizit geäußert, dass es zu wenige Expert_innen des Geschlechts gebe und dass es daher notwendig sei, „dass ich das mache“. J. Hansen beschreibt also ebenfalls die aberkennende Reaktion anderer nicht als verunsichernd, sondern vielmehr als eine Bestätigung der Notwendigkeit der eigenen Arbeit.

Beide Passagen zeigen, wie Expert_innen des Geschlechts artikulieren, dass es außer ihnen kaum eine andere Person gebe, die diese Arbeit der Veränderung des gesellschaftlichen Wissens und der Hilfe für Inter*- und/oder Trans*personen leisten könne. Dabei zeigt sich, dass die Arbeit als Expert_in des Geschlechts entgegen der eigenen Wahrnehmung, dass diese zwingend notwendig sei, von anderen oft als sinnlos verstanden und abgewertet wird. Darüber hinaus wird von den interviewten Expert_innen allerdings auch immer wieder darauf hingewiesen, von anderen im eigenen Handeln bestätigt zu werden.

4.2.3 Bestätigung und Hoffnung der Arbeit und des eigenen Seins

Im Folgenden wird der Fokus darauf gesetzt, die von den interviewten Expert_innen thematisierte Bestätigung der Arbeit, und damit einhergehend oftmals auch des eigenen Seins, herauszustellen. Das Abweichen vom hegemonialen Geschlecht(erwissen) birgt auch die Chance in sich, eine besondere Form der Anerkennung und sehr intensive Gefühle der Hoffnung zu erleben, dass die Gesellschaft Stück für Stück verändert werden kann.

E. Frankes Aussage macht dies beispielhaft deutlich:

„[[...]] wenn das dann irgendwann mal klick macht und die Leute das kapieren, dann hat man ja auch so Belohnung. (I: hmh) Also im Sinne von a) man hat was geschafft zu erklären, okay, aber auch, äh auch ne emotionale Belohnung im Sinne von ähm, dass man dann weiß 'Aha, jetzt versteht diese Person mich, oder (I: hmh) versteht mein Geschlecht, kann mich richtig äh einschätzen, lesen, versteht, was das für eine Bedeutung für mich hat oder so'.“ (E. Franke 246-256)

Eine als erfolgreich eingeschätzte Erklärarbeit empfindet E. Franke als Ermutigung. Das verdeutlicht, dass die eigene Arbeit als sehr relevant empfunden wird. Das erfolgreiche Erklären wird jedoch lediglich als erster Schritt vorgestellt, die wirkliche Belohnung scheint darin zu bestehen, nicht mehr unverstanden zu sein im eigenen geschlechtlichen Sein, Wissen und Handeln. Das Verstanden-Werden geht daher weit über ein reines Akzeptieren von Anderssein hinaus, es wird vielmehr als ein Begreifen konstruiert, ein Verständnis, das den Zustand der Einsamkeit und des gesellschaftlichen Abseits abschwächt. Im folgenden Interviewausschnitt wird ähnliches thematisiert:

„[[...]] die Rückmeldungen am Ende von so einem Workshop signalisieren dann immer so ein bisschen äh, dass die Leute auch äh Fortsch- also ähm Lernprozesse gemacht haben. Also ganz andere Eindrücke nach dem Workshop haben, als wie sie vorher reingegangen sind. (I: hmh) Nicht alle, aber doch sehr viele und das tut dann auch immer gut. (I: hmh) Hmh.“ (O. Eggers 275-279)

Das Gefühl, im eigenen Denken oder/und Sein verstanden zu werden, artikuliert O. Eggers als ein sehr positives Gefühl. Hier zeigt sich, dass O. Eggers nicht davon ausgeht, dass alle Menschen mit der Vermittlung von Geschlechtersonderwissen auch erreicht werden. Dass nicht alle Personen gleichermaßen erreicht werden müssen, um bei O. Eggers ein positives Gefühl hervorzurufen, kann als Hoffnung interpretiert werden. Hoffnung, dass die

Veränderung des alltagsweltlichen Geschlechterwissens zwar prozesshaft verläuft, jedoch potentiell eine grundsätzliche Veränderung stattfindet.

Sehr prägnant wird diese Hoffnung von J. Hansen ausgedrückt:

„ich denke, die Wahrheit, die Wahrheit wird an den Tag kommen und die Wahrheit wird siegen sowieso, wie immer, auch (.) im Falle von Intersexualität wird es eine Normalität geben. Ich glaube, dass das für viele Eltern eine Befreiung ist, dass ich so laut bin, (I: hmh) ähm, denn ich nehme ihnen den Druck (I: hmh), diesen gesellschaftlichen Druck. (.) Ich erfahre von den Kindern auch oft sehr viel Solidarität und ein bisschen Bewunderung und vielleicht ist äh sehe ich ja auch, wenn ich in diese Augen gucke, in die Hoffnung. (I: hmh) Dass ich denen ein bisschen Hoffnung schenke, (I: hmh) (..) dass sie sein dürfen, wie sie sind, und denen sag ich, den Kindern sag ich auch immer 'Ihr seid wunderbare Menschen'.“ (J. Hansen 430-438)

J. Hansen beschreibt die eigene Arbeit als besonders sinn- und wirkungsvoll, um Inter*kindern und ihren Eltern das Leben zu erleichtern. Es wird außerdem das Ziel benannt, eine gesamtgesellschaftlich veränderte Perspektive auf Inter*personen zu erreichen. All diese Ziele und Auswirkungen der Arbeit werden allerdings als Vermutungen artikuliert. Ein definitives Erfolgserlebnis der Arbeit ist in J. Hansens Aussage das eigene positive Erleben von Zugehörigkeit und Anerkennung. Die positiven Auswirkungen für andere vermutet J. Hansen lediglich. Die eigene Arbeit gebe anderen potentiell „Hoffnung“ und erleichtere ihnen den gesellschaftlichen Umgang.

Diese Doppelung, als Expert_in des Geschlechts die Arbeit zum einen für andere, zum anderen auch für sich selbst zu leisten, ist in allen Interviews implizit zu finden und wird daher im Zwischenfazit noch einmal aufgegriffen.

4.3 Zwischenfazit – Einsamkeitserfahrungen von Expert_innen des Geschlechts

Dieses Kapitel handelt vom Alleinsein mit Inter*- und Trans*themen und dem Inter*- oder Trans*sein sowohl mit Blick auf die interviewten Aktivist_innen als auch auf die interviewten Therapeut_innen. Dabei ist zwischen der Beschreibung von Einsamkeit als Gefühl und von Alleinsein als Zustand zu unterscheiden (vgl. Dreitzel 1920). Das Alleinsein mit Inter*- und Trans*themen war vor zwei Jahrzehnten noch viel stärker ausgeprägt als heute, wie die interviewten Expert_innen berichten. Da in Deutschland wenig bis kein Wissen zum Inter*-

und Trans*sein existierte, war es für alle interviewten Expert_innen schwierig an Informationen zu kommen, sich zu vernetzen und Menschen mit ähnlichen Erfahrungen zu treffen. Dies änderte sich in den späten 1990er Jahren. Die Interviewten machen dafür teilweise das Aufkommen des Internets verantwortlich. Wie eingangs erläutert, trugen sowohl die Möglichkeit an Wissen zu kommen und sich zu vernetzen als auch die Pionierarbeiten alternativer sexueller und geschlechtlicher Bewegungen zu dieser Veränderung bei (vgl. Kapitel I 1; 2).

Trotz des Aufkommens der Queer Studies und einem toleranteren öffentlichen Diskurs sprechen die interviewten Expert_innen häufig auch von gegenwärtigem Alleinsein und Einsamkeitsgefühlen in Bezug auf Trans*- und Inter*themen sowie mit Trans*- und Inter*sein. Insbesondere bezüglich der eigenen Arbeit sprechen sie davon, allein mit einem „Chaos“ diverser, sich teilweise widersprechender Geschlechterwissensformen zu sein oder aufgrund des eigenen Geschlechtersonderwissens abgewertet zu werden, im eigenen Geschlechtersonderwissen oder/und als Person. Diese Erfahrungen werden allerdings ebenfalls als Bestätigung der Notwendigkeit der eigenen Arbeit thematisiert. Die positiv-schöpferische Komponente, die mit dem Einsamkeitsgefühl einhergehen kann, wird von den Interviewten insgesamt wesentlich stärker betont als unangenehme Gefühle des Nicht-Richtig-Seins und des Sich-Nicht-Zugehörig-Fühlens.

Die mit Inter*- und Trans*themen verbundene Einsamkeit stellt also auch eine Chance dar. In diesem Kontext sahen viele Expert_innen vor allem früher den Mangel an Wissen und Bewusstsein in der Mehrheitsgesellschaft als Anlass, sich selbst zu engagieren und Wissen zu verbreiten. Auch heute thematisieren fast alle Interviewten die Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit (ob als Therapeut_in oder Aktivist_in) in Bezug auf die Notwendigkeit, den Diskurs um Geschlecht anzuregen und vor allem Menschen mit hegemonialem Geschlechterwissen aufzuklären. Alle Expert_innen sprechen davon, dass es (außer ihnen) kaum andere Personen gebe, die sich mit Inter*- oder/und Trans*themen befassen würden. Die meisten Menschen hätten noch immer kein Verständnis für die Relevanz einer nicht alltagsweltlichen Perspektive auf Geschlecht. Deshalb thematisieren alle Expert_innen ein Gefühl der Verpflichtung, sich für Inter*- und/oder Trans*personen einzusetzen. Dabei scheint es zunächst beinahe unabhängig davon zu sein, was eine Person kann oder weiß. Entscheidend ist die Überlegung, dass kein anderer Mensch sich in diesem Feld engagiere und irgendjemand dies daher übernehmen müsse.

Neben der Erfahrung, in vielen Kontexten allein mit Inter*- oder Trans*themen zu sein und sich einsam zu fühlen, wird also noch eine andere Bedeutung dieser Situation deutlich: das Gefühl, aufgrund des abweichenden Wissens etwas Neues, Eigenes schaffen zu können. Die Beschäftigung mit Inter*- und Trans*themen birgt demnach auch die Chance, einen „individuellen Blick (*look*)“ (Schirmer 2010: 211) auf Geschlecht zu entwickeln und eine geschätzte Sonderrolle einzunehmen und somit eine besondere Form von Anerkennung zu gewinnen, als Expert_in des Geschlechts.

5 Fremdheit – Facetten der Faszination

„Ich kann mich auch darüber freuen, wenn jemand nicht so eindeutig ist. (I: hmh) Weil, das hat auch was sehr Schönes, hat etwas sehr Geheimnisvolles. (I: hmh) Was sehr Spannendes. (I: hmh) Wenn beides da ist. (..)“ (J. Hansen 754-756)

Vom alltagsweltlichen Geschlechterwissen abweichendes Sein, Verhalten und Wissen wird von einem Großteil der interviewten Expert_innen des Geschlechts als eine erhöhte Lebens- und/oder Wissensform interpretiert. Viele der Interviewten betonen, ein von der hegemonialen Norm abweichendes Geschlechterwissen oder/und -Sein hätte ihnen neue, bislang unbekannte Denk- und Seinsmöglichkeiten eröffnet. Diese Form der Thematisierung von Inter*- und Trans*personen sowie von Geschlechtersonderwissen lässt sich in phänomenologischer Denklogik als Fremdheitszuschreibung deuten.

Die Wahrnehmung des Fremden ist direkt von der eigenen Person und dem Ordnungssystem abhängig, dem eine Person sich angehörig fühlt. Fremdheit bestimmt sich also vor allem durch die Ordnungen und Normalitätsvorstellungen des Subjektes, das das Fremde als fremd klassifiziert. Hieraus ergibt sich, dass alles von dem eigenen Ordnungssystem Abweichende als fremd bezeichnet wird. Fremdheit ist jedoch keine absolute Kategorie oder ein alleinstehendes Merkmal, sondern drückt immer eine Beziehung aus, ist kontextabhängig und relativ (Waldfelds 1997: 70ff).

Die vorgestellte Form der Thematisierung von Inter*- und Trans*personen sowie Geschlechtersonderwissen durch die interviewten Expert_innen zeigt, dass diese sich am hegemonialen Geschlechterwissen orientieren. Hegemoniales Wissen wird als Ordnungssystem wirksam, so dass eine spezielle Perspektive auf von diesem Ordnungssystem abweichendes Geschlecht und Geschlechterwissen artikuliert wird. Warum wird diese Form, Geschlecht zu leben und zu sein, so von den Interviewten gesehen und ein Geschlechtersonderwissen so sehr hervorgehoben?

Münkler und Ladwig bieten hierzu Antworten. Sie erklären, wenn Unvertrautes besonders fasziniert, wird es als „potentielle Ressource der Erkenntnisgewinnung“ (Münkler/Ladwig 1997: 35f) definiert, als Möglichkeit für Widerständigkeit und Freiheit. Genau diese Perspektive nehmen die Interviewten ein. Die Interaktion mit Inter*- und Trans*personen und der Austausch über und das Einnehmen eines Geschlechtersonderwissens wird von einem

Großteil der Interviewten als Möglichkeit interpretiert, sich von der hegemonialen Geschlechternorm zu lösen, etwas Eigenes zu generieren und neue Denkmöglichkeiten zu gewinnen.

Dadurch kann eine Veränderung stattfinden, so dass etwas Fremdes sich durch Normalisierungs- und Gewohnheitsprozesse wandeln und zum Vertrauten werden kann (Münkler/Ladwig 1997: 31). Dies wird auch in den Interviews deutlich, in denen alltagsweltliches Geschlechterwissen und eine darüber geleitete Perspektive auf Geschlecht als fremd thematisiert werden. Dies ist der Fall, wenn das Geschlechtersonderwissen und ein von der hegemonialen Norm abweichendes geschlechtliches Sein für einige Interviewte mehr und mehr zur Gewohnheit geworden sind. Hierüber zeigt sich, dass viele der Interviewten zwei Ordnungssystemen angehören, so dass sowohl von der hegemonialen Norm abweichendes geschlechtliches Sein als auch diesem entsprechendes Sein und Wissen manchmal als fremd, manchmal als vertraut interpretiert werden.

5.1 Von der Faszination – „Ich kann mich auch darüber freuen, wenn jemand nicht so eindeutig ist“

Inter*- und Trans*person werden von einigen Interviewten als beinahe mystisch, weil kaum greifbar und deshalb faszinierend beschrieben. Die Auseinandersetzung mit diesen Menschen und Themen wird daher als besonderes Privileg begriffen. Anders als vielleicht angenommen werden könnte, wird diese Perspektive sowohl von Expert_innen, die sich selber als Inter* oder Trans* definieren, als auch von Menschen, die dies nicht tun, geteilt. Auf diese auf Geschlecht bezogene Fremdheitszuschreibungen von Expert_innen des Geschlechts wird nun im Folgenden näher eingegangen.

5.1.1 Geschlechtersonderwissen als Privileg

Die folgenden Passagen stehen exemplarisch für die Wahrnehmung von Expert_innen des Geschlechts, dass die eigene Arbeit und daher die Beschäftigung mit Inter*- und/oder Trans*themen auch als Privileg angesehen wird.

„[[Ich]] bin da eher immer so ein bisschen stolz, dass ich mich mit so einem tollen Thema beschäftigen kann, ähm, und sonst auch so privat, also auch @ich

sag mal so@, ((Tritt gegen den Tisch)) wenn man so abends manchmal unterwegs ist oder auch so eingeladen ist, dann sind das manchmal ganz spannende Gespräche, die sich dann ergeben können, weil viele Leute tatsächlich auch dann doch noch relativ wenig Ahnung davon haben oder wenig Vorstellung. (I: hmh)“ (P. Brandt 768-773)

P. Brandt begreift die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Inter*- und Trans*themen als eine besondere Ehre und spricht davon, sich sowohl privat als auch beruflich gerne mit alternativen Möglichkeiten, Geschlecht zu leben und zu denken, auseinanderzusetzen. Die artikulierte Begeisterung legt nahe, dass P. Brandt diese Themen stets als abweichend und besonders wahrnimmt. In dieser Passage erscheint der Austausch über Inter*- und Trans*themen eine Spannung bei P. Brandt auszulösen, die genossen wird. Noch einmal unterstrichen wird diese Perspektive P. Brandts durch die folgende Passage:

„Äh und dann tatsächlich irgendwie mein allererstes Buch war, das hab ich im Schaufenster stehen gesehen, von einer, in einer, in einer lesbisch und schwulen Buchhandlung in der STRASSENNAME in GROSSSTADT in, in GROSSSTADT und da stand 'Intersexualität' drauf und ich hatte halt überhaupt keine Ahnung äh und dann hab ich das irgendwie mir gekauft und war ganz aufgeregt.“ (P. Brandt 648-652)

„Intersexualität“ wird hier als ein unbekanntes und aufregendes Thema vorgestellt. Eine Beschäftigung mit Inter*sein ist keine Selbstverständlichkeit. Indem P. Brandt sich an den Ort der ersten Begegnung mit entsprechender Literatur erinnern kann und ihn sehr genau benennt, wird Intersexualität als ein marginalisiertes Thema und Sein beschrieben. Erst in einer Großstadt und in einem lesbisch-schwulen Buchladen wird P. Brandt mit dem Thema Intersexualität konfrontiert.

Im Sprechen über die Faszination bezüglich Trans*- und Inter*personen finden sich in den Interviews häufig Übertreibungen und es werden Gefühle, wie zum Beispiel hier „ich [[...]] war ganz aufgeregt“ artikuliert. Diese Sprechweise ist untypisch für die interviewten Expert_innen, die sonst häufig eigene Perspektiven als relativ darstellen (vgl. Kapitel III 3.1). Diese Form zu sprechen unterstreicht zusätzlich den besonderen Reiz, der bezüglich Inter*- und Trans*personen empfunden wird.

5.1.2 Spannung und Unbegreiflichkeit der Inter*- und Trans*geschlechtlichkeit

Trans*- und Inter*sein wird oftmals als kaum denk- und lebbar beschrieben. Dies sehen die Interviewten häufig kritisch (vgl. Kapitel III 2). Aufgrund des Abweichens von der hegemonialen Geschlechternorm werden Inter*- und Trans*personen aber nicht nur als besonders zu unterstützende und hilfsbedürftige Personen interpretiert (vgl. Kapitel III 1.2.5; 1.3.4), sondern auch als besonders faszinierend und inspirierend:

„[[...]] mich interessiert eigentlich nur, was mich inspiriert. Und die Intersexuellen haben mich inspiriert, weil die ein Terrain aufge- ähm thematisieren, was in unserer Gesellschaft in unserer symbolischen Ordnung nicht vorkommt.“ (H. Clasen 1257-1260)

Das Ausbrechen aus der vorgegebenen Denk- und Seinsordnung der Gesellschaft erscheint als etwas Erstrebenswertes und ist ohne Interaktionen mit Inter*personen für H. Clasen nur schwerlich vorstellbar. Inter*personen werden so als Wesen konstruiert, die ein neues, bislang unbekanntes Sein denkbar machen. Die Referenz auf eine symbolische Ordnung verweist auf die besondere Spannung, die Inter*personen für H. Clasen auf intellektueller Ebene auslösen. Der Theorie der symbolischen Ordnung zufolge kann nur existieren, was auch bezeichnet ist, da es nur dadurch seinen Realitätscharakter erhält (Butler 1997; Truschkat 2008; Lang 2006). Inter*personen werden demgemäß als nicht wirklich in dieser Gesellschaft existent und deshalb als spannende, fremde Menschen interpretiert, von denen eine alternative Perspektive auf Geschlecht gelernt werden kann.

Auch Trans*personen, die sich jenseits der binären Geschlechterordnung verorten, werden als besondere Menschen dargestellt:

„[[...]] sich als ähm einfach als Trans* zu identifizieren, das kam schon, also das war schon ähm (..) beeindruckend°und° (I: hmh) irgendwie total authentisch und auch (h) und auch sehr überzeugend.“ (B. Grimm 409-411)

B. Grimm ist fasziniert und beeindruckt von der Selbstverständlichkeit, sich „einfach“ als Trans* zu bezeichnen. Dieses „einfach“ ist als Hinweis darauf zu lesen, dass die Person sich selbst ausschließlich als Trans*, das heißt jenseits von binären Kategorien wie Frau oder

Mann verortet habe. Diese Selbstidentifikation nimmt B. Grimm als etwas sehr Besonderes wahr.

Sowohl die erwähnte Authentizität als auch die Überzeugungskraft der Trans*identifikation werden als etwas Unsicheres artikuliert („irgendwie“). Dies wird durch die stockende Sprechweise („und auch (h) und auch“) noch eindeutiger. Daraus lässt sich auf eine Gleichzeitigkeit von Bewunderung und Befremdung bezüglich Trans*personen schließen.

Trans*- und Inter*sein werden von den Interviewten häufig fast als utopisches Sein vorgestellt, etwas, das nicht ganz zu fassen ist. Gleichzeitig wird Trans*sein als etwas Erstrebenswertes, jedoch erst in Zukunft wirklich mögliches Sein beschrieben. Diese Mystifizierung von Inter*- und Trans*personen wird jedoch von den interviewten Expert_innen des Geschlechts auch kritisiert.

5.2 Von der Ambivalenz der Faszination – „es kann nett sein und es kann anstrengend sein“

Die Mystifizierung und Fremdheitswahrnehmung von Trans*- und Inter*personen wird sowohl von Menschen mit einem Geschlechtersonderwissen als auch von Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen praktiziert. Die interviewten Expert_innen tun dies teilweise selbst und kritisieren diese Praxis zugleich, da darüber Inter*- und Trans*personen instrumentalisiert würden – um entweder ein hegemoniales Geschlechterwissen zu verändern oder um andere zu unterhalten. Beides impliziert den interviewten Expert_innen zufolge, dass Inter*- und Trans*personen nicht als gleichwertig akzeptiert werden, sondern ihnen weiterhin ein Sonderstatus zugeschrieben wird, der auch durch eine positive Zuschreibung der Besonderheit verfestigt wird. Darüber hinaus wird diese Form der Wahrnehmung auch als eine verklärte Perspektive interpretiert und somit ebenfalls als ein Nicht-Ernst-Nehmen des Trans*- und Inter*seins mit all seinen Konsequenzen.

5.2.1 Kritik an der Instrumentalisierung von Trans*personen

In den Interviews wird vor allem Kritik an der Faszination für Trans*personen artikuliert, weil sie eine Sonderrolle festschreibt und dem Interesse einiger Trans*personen nicht gerecht werde. Trans*personen würden oftmals für die Interessen von Menschen mit einem alltagsweltlichen oder aber auch Geschlechtersonderwissen zu Unrecht instrumentalisiert.

Trans*personen wollen in den Augen P. Brandts oftmals nicht als anders und faszinierend wahrgenommen werden, sondern ganz im Gegenteil als *normal* behandelt werden:

„[[...]] ich find das so ein bisschen anmaßend den Transleuten diese ganze äh, die Aufgabe zuzusch- schieben, daran doch was ändern zu sollen ((I lacht etwas)) mit ihrer Transidentität und ich glaube grade Transsexuelle wollen das ja häufig gar nicht, (I: hm) transsexuelle Menschen.“ (P. Brandt 1081-1084)

P. Brandt kritisiert, dass Trans*personen oft der Auftrag zugewiesen wird, die hegemoniale Geschlechternorm zu verändern. P. Brandt sagt jedoch, dass alleine ein Abweichen von einer hegemonialen Geschlechternorm nicht zu einem Veränderungswillen führen muss. Die Spezifizierung von „Transleuten“ hin zu „transsexuelle Menschen“ lässt darauf schließen, dass P. Brandt davon ausgeht, dass zumindest transsexuelle Menschen oft durch das eigene Sein keine Veränderung der Geschlechternorm bewirken wollen. Dahinter steht vermutlich der Gedanke, dass transsexuelle Menschen sich geschlechtlich eindeutig verorten und von einem zum anderen Geschlecht wechseln wollen. Sie wollen lediglich ihr eigenes Sein im Rahmen gesellschaftlich vorgegebener Möglichkeiten verändern, so suggeriert P. Brandts Aussage. Transleute hingegen, so wird implizit gesagt, wollen potentiell durchaus eine Veränderung der vorherrschenden Geschlechternorm, auch durch das eigene Sein, bewirken. Jedoch kann die Aussage P. Brandts auch als implizite Kritik daran gesehen werden, dass Trans*personen diese Aufgabe von anderen zugeschrieben wird. Menschen müssen, so wird es implizit ausgedrückt, selbst für sich entscheiden, ob sie diese Sonderrolle einnehmen wollen oder nicht.

Von Trans*personen wird allerdings nicht nur erwartet, die hegemoniale Geschlechternorm zu verändern, sondern auch, für Unterhaltung zu sorgen. Dies wird von den Interviewten definitiv kritisch gesehen:

„Ich ärger mich immer noch wenn so, wie gestern da, im Fernsehen in irgend einer Kochsendung äh ne transsexuelle äh Frau dann mitkochen soll, um Publikumszahlen zu haschen, denk, solange es noch ist, ist es einfach ne-nicht in Ordnung. (I: hmh) Ja? Also das darf es nicht mehr sein irgendwann. Wird ich nicht erleben, aber hoffentlich irgendwann wird es mal so sein.“ (O. Eggers 310-315)

O. Eggers geht davon aus, dass eine transsexuelle Frau ausschließlich aufgrund ihres Abweichens von der Norm in die Kochsendung eingeladen worden sei. Die Kritik richtet sich

gegen die Instrumentalisierung von Trans*personen als besondere und faszinierende Wesen, die Menschen neugierig machen sollen, um beispielsweise Einschaltquoten zu erhöhen. O. Eggers artikuliert die Hoffnung, dass diese Perspektive sich „irgendwann“ ändern würde. Daran anknüpfend wird die Utopie entworfen, dass Trans*personen in einer fernen Zukunft nicht mehr wegen ihres Geschlechts einen besonderen Stellenwert zugeschrieben bekommen.

Beide Passagen zeigen auf, dass die interviewten Expert_innen die Zuschreibung einer Sonderrolle an Trans*personen kritisch sehen. Kritisiert wird einerseits, dass Trans*personen instrumentalisiert werden, um die hegemoniale Geschlechternorm zu verändern, und andererseits, dass die Außergewöhnlichkeit dieses Seins als amüsante Abweichung genutzt und damit die hegemoniale Geschlechternorm reproduziert wird. Im Folgenden wird deutlich, dass es auf den Kontext ankommt, ob es als legitim angesehen wird, wenn Trans*personen eine Sonderrolle zugewiesen wird.

5.2.2 Von den Grenzen der Faszination

Die interviewten Expert_innen kritisieren nicht nur die Instrumentalisierung von Trans*personen zur Belustigung anderer oder um das hegemoniale Geschlechterwissen zu verändern, sondern auch, wenn Trans*personen nur naiv bewundert werden, ohne die „Konsequenzen“ dieses Seins mitzubedenken:

„[[...]] es gibt ja immer Leute, die so zu mir auch so sagen, 'Ach ich kann ja nicht so out sein wie du, du bist in allem so out und' Wo ich dann so sage 'Ja::a: äh aber das ist ja auch ne Entscheidung und die, die hat dann auch Konsequenzen'.“ (E. Franke 1127-1130)

Hier wird davon gesprochen, dass andere E. Franke dafür bewundern, eine Rolle als geschlechtlich abweichende Person einzunehmen. Die formulierte Kritik an dieser Bewunderung lässt darauf schließen, dass E. Franke sich von diesen Menschen nicht angemessen gesehen fühlt. Diese sehen nur, dass E. Franke sich entgegen geschlechtlicher Normen nicht eindeutig verortet und diese Verortung für andere sichtbar lebt. Die Arbeit, die mit einer solchen Form zu leben einhergeht, werde jedoch nicht gesehen. In den vorangegangenen Ausführungen habe ich gezeigt, dass Expert_innen von Erklärarbeit in Interaktion mit Menschen ohne ein Geschlechtersonderwissen berichten und von einer daraus resultierenden intrapsychischen Gefühlsarbeit (vgl. Kapitel III 3.2). Die Menschen, die E.

Franke ausschließlich bewundern, werden darüber aufgeklärt, dass ein outes Trans*sein auch „Konsequenzen“ mit sich bringt. E. Franke weist Bewunderer_innen also in ihre Schranken. Sie sollen E. Franke nicht ausschließlich naiv bewundern, sondern auch eine kritischere Perspektive einnehmen.

Diese Bewunderung wird von den interviewten Expert_innen allerdings nicht nur kritisch betrachtet. So erklärt E. Franke beispielsweise an anderer Stelle:

„[[...]] ich finde es ambivalent, ich finde es kann nett sein und es kann anstrengend sein.“ (E. Franke 1620f)

Die von E. Franke beschriebene Ambivalenz bezüglich der Bewunderung für die eigene Sonderrolle ist dahingehend zu deuten, dass sie zum einen Kraft gibt und zum anderen ein Gefühl hervorruft, dass die damit einhergehende Arbeit nicht wirklich gesehen und anerkannt wird. Sie ist Kraft gebend in dem Sinne, dass die Bewunderung auch als eine Bestätigung des eigenen Seins und der eigenen Arbeit gesehen werden kann (vgl. Kapitel III 4.2.3); gleichzeitig wird Bewunderung als „anstrengend“ empfunden, weil auch Bewunderer_innen erklärt werden muss, dass es nicht nur angenehm ist, eine Sonderrolle einzunehmen, sondern auch viel Arbeit bedeutet. Das eigene Sein und/oder Wissen muss daher nicht nur vor anderen, sondern auch vor der eigenen Person andauernd gerechtfertigt werden (vgl. Kapitel III 3.2). Die Bewunderung und Faszination, die Trans*personen entgegengebracht wird, löst also ambivalente Gefühle aus. Je nach Kontext und je nachdem, wer diese äußert, werden Bewunderungen daher als positiv oder als unangemessen angesehen.

5 . 3 Zwischenfazit – Expert_innen des Geschlechts zwischen zwei Geschlechterordnungen

Die gleichen Interviewten sind zum Teil fasziniert von Inter*- oder Trans*personen und kritisieren zugleich diese Faszination. Kritisiert wird, dass Inter*- und Trans*personen von Expert_innen des Geschlechts instrumentalisiert werden, um das alltagsweltliche Geschlechterwissen zu verändern und ihnen darüber eine Sonderrolle zugeschrieben wird. Darüber werde die Person selbst nicht gesehen.

Bezüglich Inter*personen wurde bereits häufig kritisiert, dass sie von Trans*personen und -bewegungen oder Queertheoretiker_innen genutzt würden, um ein alltagsweltliches

Geschlechterwissen hinterfragbar zu machen oder andere eigene Interessen durchzusetzen (vgl. Kapitel I. 2.2.; III 1.4; Klöppel 2011; Zehnder 2010). An dieser Stelle soll diese Kritik nicht reproduziert werden, sondern danach gefragt werden, was es heißt, wenn auch Expert_innen des Geschlechts eine Faszination für Menschen und Lebensweisen reproduzieren, die sie zugleich kritisieren.

Indem die interviewten Expert_innen Fremdheit thematisieren zeigen sie, dass sie zwei Geschlechterordnungen angehören, einer alltagsweltlichen und einer alternativen. In der Interviewrekonstruktion konnte herausgestellt werden, dass die Faszination, die Inter*- und Trans*personen von Expert_innen des Geschlechts entgegengebracht wird, darin begründet liegt, dass geschlechtlich uneindeutige Personen als Hoffnungsträger_innen für die Veränderung der alltagsweltlichen Geschlechterordnung verstanden werden. Gerade diese Hoffnung deutet allerdings auf die Wirkmächtigkeit des alltagsweltlichen Geschlechterwissens hin. Trans*- und Inter*personen werden daher von Expert_innen trotz des eigenen Geschlechtersonderwissens, das dieser Interpretation nahezu widerspricht, oftmals als fremd interpretiert. Um dieses Paradox ansatzweise erklären zu können, soll noch einmal auf Münkler und Ladwig (1997: 33) zurückgegriffen werden. Diese erklären, es sei zu unterscheiden zwischen einer „*epistemischen*“ und einer „*praktischen Unvertrautheit*“, das heißt, dass etwas rational zu verstehen nicht bedeutet, es auch praktisch zu beherrschen und umgekehrt. Theoretisch wissen die interviewten Expert_innen mutmaßlich alle von der Unangemessenheit ihrer Bewunderung und der damit einhergehenden Instrumentalisierung von Inter*- und Trans*personen sowie der Reproduktion einer Sonderrolle durch diese Bewunderung. Praktisch empfinden sie diese Bewunderung allerdings teilweise dennoch. Hierüber wird die Orientierung an zwei Geschlechterordnungen explizit: einer, die auf einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen aufbaut und einer, die auf einem Geschlechtersonderwissen aufbaut.

IV Abschlussbetrachtungen

Kann ein Geschlechter(sonder)wissen, das nicht an vorherrschenden binären Geschlechternormen orientiert ist, theoretisch angeeignet werden oder ist dies nur durch eigene Erfahrungen erlernbar? Muss eine Person selbst Inter* oder Trans* sein, um Inter*- oder/und Trans*personen verstehen und unterstützen zu können? Oder darf eine Person in keinem Fall Inter*- oder Trans* sein, um professionell Inter*- oder Trans*personen zu unterstützen, damit sie nicht zu sehr involviert ist?

Mit diesen und ähnlichen Fragen ringen die interviewten Aktivist_innen und Therapeut_innen, die mit Inter*- oder Trans*personen arbeiten oder/und sich für Inter*- oder Trans*themen einsetzen. Sie wurden in dieser Studie alle als Expert_innen befragt. Sie sprechen davon, dass Inter*- oder Trans*sein sowie der Kontakt mit vielen Inter*- oder Trans*personen zu einem Geschlechtersonderwissen führe. Allerdings werde dieses Geschlechtersonderwissen oder/und Geschlecht von Menschen mit einem alltagsweltlichen, medizinischen oder juristischen Geschlechterwissen oft nicht verstanden oder anerkannt. Die hegemonialen, gesellschaftlich akzeptierten Formen des Geschlechterwissens werden daher als beschränkend, aber sehr machtvoll thematisiert. Sie werden von den Interviewten kritisiert, weil bei alltagsweltlichem, medizinischem oder juristischem Geschlechterwissen davon ausgegangen wird, dass Menschen entweder männlich oder weiblich seien. Menschen, die nicht der binären Geschlechterordnung entsprechen, werden oft an diese Norm angeglichen und alternativen Möglichkeiten, Geschlecht zu leben, wird wenig Raum gegeben.

Alle Interviewpartner_innen betonen, dass die Situation für Inter*- und Trans*personen sich zwar verbessert habe, diese aber nach wie vor Unterstützung benötigten, die kaum andere Personen als sie selbst als Expert_innen leisten können oder würden. Die interviewten Expert_innen berichten außerdem davon, Strategien entwickelt zu haben, um zu einer Veränderung des alltagsweltlichen, medizinischen oder juristischen Geschlechterwissens beizutragen. Die meisten erzählen von kleinen und großen Erfolgen der Veränderung dieser Formen des Geschlechterwissens. Alle Interviewpartner_innen begreifen sich daher selbst als unbedingt notwendige Akteur_innen, um das alltagsweltliche, medizinische und juristische, also das vorherrschende Geschlechterwissen zu verändern oder/und Inter*- oder Trans*personen zu unterstützen.

Gegenstand dieser Studie ist die Analyse einer Veränderung des Umgangs mit Wissen in Bezug auf Inter*- und Trans*personen. Zum einen sind die Themen Inter* und Trans* in den

letzten Jahren stärker in den öffentlichen Diskurs gerückt. Zum anderen postulieren Professionsangehörige, insbesondere Therapeut_innen, die Positionen von Inter*- und Trans*personen müssten von Professionsangehörigen stärker miteinbezogen werden, wenn es darum geht wie Inter*- und Trans*personen zu unterstützen seien. Hierbei wird häufig das Wissen von Inter*- und Trans*personen und das von Aktivist_innen für Inter*- und Trans*personen gleichgesetzt und als Betroffenenwissen bezeichnet (vgl. u.a. Richter-Appelt 2012; Schweizer/Strauß 2013; Sigusch 2013).

Aktivist_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich sowie Gender- und Queertheoretiker_innen erklären allerdings, dass Inter*- und Trans*personen zwar häufig angehört würden, ihr Geschlechterwissen allerdings oft nicht ernsthaft anerkannt werde. Die Entscheidungsmacht bezüglich Inter*- und Trans*personen liege noch immer bei Professionsangehörigen, obgleich diese oftmals lediglich über ein theoretisches Wissen, nicht jedoch über ein Erfahrungswissen Inter*- und Trans*personen betreffend verfügten. Ein theoretisches Geschlechterwissen allein sei nicht angemessen, so Aktivist_innen, um solch gravierende Entscheidungen zu treffen, wie beispielsweise, ob Inter*personen einem Geschlecht operativ angeglichen werden oder Trans*personen eine juristisch anerkannte Personen- oder Namensänderung erhalten (vgl. u.a. Alex 2012; Klöppel 2012).

Vor diesem Hintergrund stellte sich für die vorliegende Studie die Frage, wer von wem warum als Expert_in in diesem Feld angesehen wird und wie aus unterschiedlichen Expert_innenpositionen hinaus Geschlecht thematisiert wird. Auf welches Geschlechterwissen beziehen sich diese, welches Geschlechterwissen wird also als anerkanntes verhandelt und welches nicht? Um diesen Fragen nachzugehen wurde für diese Studie der Begriff *Geschlechtersonderwissen* entwickelt. Der Begriff des Sonderwissens stammt aus der Professionssoziologie und verweist darauf, dass es um das Wissen von Expert_innen geht. Der Begriff des Geschlechterwissen stammt aus der Geschlechterforschung und verweist darauf, dass es andererseits darum geht, die potentielle Ungleichzeitigkeit von Theorie und Praxis aufzudecken (vgl. Meuser/Nagel 2009; Wetterer 2008b). Zu Beginn der Studie wurde zunächst davon ausgegangen, dass das Geschlechtersonderwissen von Therapeut_innen und Aktivist_innen deutlich zu unterscheiden sei, weshalb darüber nachgedacht wurde, ob Pfadenhauers (2003) Kategorisierung in moderne und postmoderne Professionelle und Gegenexpert_innen angemessen sei, um Therapeut_innen und Aktivist_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich beschreiben zu können. Allerdings zeigte sich wider Erwarten bereits bei der Rekonstruktion des öffentlich

formulierten Geschlechterwissens von Therapeut_innen und Aktivist_innen, dass die Differenzierung zwischen den unterschiedlichen Expert_innen wenig Sinn macht.

Es wurden lediglich kontroverse Diskussionen bezüglich dessen, wer als Expert_in für Inter*- oder Trans*themen angesehen werden sollte und welches Geschlechterwissen angemessen sei, deutlich. Gemäß Wetterers (2008b) Überlegungen zur Erforschung von Geschlechterwissen wurde neben diesem theoretischen Geschlechterwissen auch das lebensweltliche Geschlechterwissen von Aktivist_innen und Therapeut_innen aus dem Inter*- und Trans*bereich erfasst, indem Expert_inneninterviews geführt und analysiert wurden. Die häufig kritisierte Unausgereiftheit der Methode der Expert_inneninterviews wurde in dieser Untersuchung genutzt, um diese Methode sinnvoll zu modifizieren. So wurden aus bekannten Inter- und Transsexuellenstudien Kernsätze generiert und als Erzählimpulse am Ende der Interviews eingesetzt. Die Methode der Kernsatzfindung ist eigentlich als Auswertungsmethodik bekannt. Sie als Technik in den Interviews zu nutzen, erwies sich allerdings als sehr gewinnbringend, da den Interviewten hierüber abschließend noch einmal die Möglichkeit gegeben wurde, zu typischen Erfahrungen und Meinungen aus dem eigenen Feld Stellung zu beziehen. Dies wurde auch von den Interviewten sehr positiv bewertet. Die Interviews wurden schließlich mithilfe der Deutungsmusteranalyse ausgewertet.

Zentrale Ergebnisse dieser Studie sind: Es gibt eine Veränderung der Anerkennung unterschiedlicher Geschlechterwissen. Dies begreifen die Interviewten als Chance, aber auch als Risiko (1). Es gibt eine stärkere Anerkennung eines inkorporierten Geschlechterwissens (2). Diese beiden Haupterkenntnisse werden im Folgenden erklärt und diskutiert.

Veränderungen des Geschlechterwissens aus der Sicht von Expert_innen

Die Veränderungen im Umgang mit unterschiedlichen Geschlechterwissen machen sich an verschiedenen Facetten fest: zum einen daran, dass die Interviewten das Alleinsein mit den Inter*- und/oder Trans*themen oder/und -sein für die Vergangenheit und Gegenwart unterschiedlich thematisieren, zum anderen daran, dass bezüglich Inter*personen gegenwärtig die lange Zeit übliche Praxis der medizinischen Intervention stark kritisiert wird. Außerdem zeigt sich eine Veränderung daran, dass bei Trans*personen betont wird, ihre Selbstverortung müsse akzeptiert werden. Dies beinhaltet eine Abgrenzung von der Klassifikation einer Trans*person anhand äußerer Kriterien. Allerdings zeigt sich auch, dass diese Veränderungen

zwar beschrieben und ihre Wichtigkeit betont wird, viele Interviewte jedoch implizit auch thematisieren, dass diese Veränderungen nur marginal umgesetzt werden (können).

Aktivist_innen und Therapeut_innen beschreiben sich als weitestgehend allein mit dem Interesse für Inter*- und/oder Trans*themen oder/und -sein. Bis vor circa zehn bis fünfzehn Jahren waren sie grundsätzlich allein mit diesem Interesse und/oder Sein. Auf die Gegenwart bezogen beschreiben sie, allein zu sein im Umgang mit heterogenem Geschlechterwissen. Hierbei wird auf die medizinischen, aktivistischen, juristischen und queertheoretischen Geschlechterwissensformen, die in sich selbst auch noch einmal heterogen sind, verwiesen, sowie auf theoretisches Wissen und Erfahrungswissen.

Als eine Möglichkeit mit diesen diversen, teilweise widersprüchlichen Geschlechterwissensformen umzugehen, wird von den Interviewten der kompetente Umgang mit Nichtwissen beschrieben. Kurtz (2010: 13ff) erklärt in Bezug auf Parsons systemtheoretische Perspektive, wie in komplexen Wissensgesellschaften mit Wissen umgegangen wird. Dabei stellt Kurtz heraus, dass es notwendig ist, einen kompetenten Umgang auch mit dem eigenen Nichtwissen zu finden, um in modernen Gesellschaften weiterhin handeln zu können. Es geht also darum, einen strategisch sinnvollen Umgang mit Wissen zu finden.

Die in der vorliegenden Studie interviewten Expert_innen sehen ihre eigene Kompetenz darin, andere Menschen geschlechtlich wahrzunehmen. Sie behaupten beispielsweise zu wissen, dass andere Menschen nur begrenzt durch die eigene Person geschlechtlich klassifiziert werden können. Zudem thematisieren sie ihr Nicht-Wissen darüber, wie ein Mensch sich weiter entwickeln werde. Trotz der Akzeptanz ihres Nicht-Wissens sprechen die Interviewten davon, aufgrund jahrelanger Erfahrung oder aufgrund des eigenen geschlechtlichen Seins, eine relative Sicherheit, andere geschlechtlich zu lesen, entwickelt zu haben.

Inkompetenz im Umgang mit den unterschiedlichen co-existierenden Formen von Geschlechterwissen empfinden die interviewten Expert_innen dann, wenn die eigene Wahrnehmung nicht dem eigenen Geschlechterwissen entspricht, beispielsweise wenn eine Inter*person nicht als solche, sondern als Mann oder Frau wahrgenommen wird oder wenn trotz des eigenen Geschlechterwissens, dass Inter*personen als solche leben können, Wünsche auf Seiten der Expert_innen wahrgenommen werden, Inter*kinder im Rahmen der Therapie dazu bringen zu können, sich eindeutig als männlich oder weiblich zu verorten. Die interviewten Expert_innen verurteilen sich dabei selbst teilweise dafür, sich am

alltagsweltlichen Geschlechterwissen zu orientieren und dieses entsprechend zu sehr inkorporiert zu haben, so dass sie weiterhin, trotz einem diesem widersprechenden Geschlechtersonderwissen, in binären Geschlechterkategorien wahrnehmen und denken.

Diese Selbstkritik wird in den Interviews allerdings nur bezüglich Inter*personen thematisiert. Bei Trans*personen wird vielmehr davon gesprochen, sich auf das inkorporierte Geschlechterwissen als psychotherapeutisches Arbeitsmittel verlassen zu können. Insgesamt wird sich beim Sprechen über Inter*personen relativ wenig auf das inkorporierte Wissen verlassen. Inter*personen werden vielmehr als besonders hilfsbedürftige Menschen konstruiert und es wird erklärt, Inter*sein, so es medizinisch diagnostiziert ist, dürfe in keinem Fall hinterfragt werden. Dies lässt auf eine Veränderung im Umgang mit dem Geschlechterwissen bezüglich Inter*personen schließen. Inter*personen sollen, den Interviewten zufolge, so in ihrem Sein gelassen und unterstützt werden, wie sie sind. Medizinische Interventionen an Inter*personen werden daher stark kritisiert. Allerdings spricht die Orientierung an medizinischen Diagnosen bei Inter*personen dafür, dass Expert_innen sich bezüglich Inter*personen noch immer überwiegend an die medizinische Deutungshoheit halten.

Auch bezüglich Trans*personen zeigt sich eine klare Perspektivveränderung, so dass alle Expert_innen, auch Therapeut_innen, erklären, sich an der Selbstverortung von Trans*personen orientieren zu müssen. Zugleich wird diese Selbstverortung oftmals, zumindest von einigen interviewten Therapeut_innen, hinterfragt, beispielsweise wenn eine Trans*person nicht als authentisch in ihrem Trans*sein wahrgenommen wird.

Die Veränderungen der Anerkennung unterschiedlicher Geschlechterwissensformen existieren demnach vor allem im Diskurs und werden in der täglichen Praxis und im Alltag nur begrenzt umgesetzt. Ob deshalb von einer „rhetorischen Modernisierung“, wie Wetterer (2006: 12) es bezüglich der Gleichstellung tut, gesprochen werden kann, soll an dieser Stelle nur angedacht, nicht jedoch ausdiskutiert werden.

Dafür, dass der Umgang mit Geschlechterwissen sich nur marginal verändert hat, spricht auch, dass die interviewten Aktivist_innen häufig davon berichten, für die Anerkennung des eigenen Geschlechterwissens bei Mediziner_innen und Normal*personen kämpfen zu müssen. Dieses Hinterfragen des Wissens von Aktivist_innen erklärt sich darüber, dass es bei Aktivist_innen noch immer kein dahinterstehendes Systemvertrauen gibt (Di Luzio 2005). Der Expert_innenstatus von Professionsangehörigen hingegen ist alleine durch die

Professionszugehörigkeit abgesichert (vgl. Meuser 2005: 260). Diese tradierte Orientierung an einem professionellen Geschlechterwissen als vertrauenswürdigen Wissen schreibt sich also weiter fort. Zugleich wird allerdings von den Interviewten auf eigenen Erfahrungen beruhendes Wissen auch als besonders anerkennenswertes Wissen thematisiert.

Von der Anerkennung des inkorporierten Wissens von Expert_innen des Geschlechts

Das inkorporierte Geschlechterwissen interpretieren die interviewten Aktivist_innen und Therapeut_innen als unbedingt zu berücksichtigendes und als eine oftmals wertvollere Wissensform als theoretisches Geschlechterwissen, beispielsweise um ein Gegenüber geschlechtlich verorten oder um eine Strategie zur Veränderung des Geschlechterwissens von Menschen mit einem alltagsweltlichen Geschlechterwissen wählen zu können. Darüber hinaus erzählen die interviewten Expert_innen davon, Menschen durch emotionales Nacherleben ein anderes Geschlechterwissen vermitteln zu können. Inter*- und Trans*sein könnten darüber akzeptiert und verstanden werden. Hierzu wurde von unterschiedlichen Strategien berichtet, wie etwa einem im psychotherapeutischen Setting eingesetzten Tagtraumverfahren. Des Weiteren legitimieren Therapeut_innen, die sich nicht als Inter* oder Trans* verorten, die eigene theoretische Position und den eigenen Expert_innenstatus damit, dass sie mit vielen Inter*- und Trans*personen im Austausch seien und wüssten, dass viele Inter*- oder Trans*personen eine ähnliche Position wie sie selbst vertreten.

Inkorporiertes Geschlechterwissen wird also sowohl von Aktivist_innen als auch von Therapeut_innen als unbedingt zu berücksichtigendes Wissen angesehen. Dieses Wissen hat auch Einzug in die Sprechweise von Professionsangehörigen, beispielsweise Therapeut_innen, über Inter*- und Trans*personen gehalten. Im nun folgenden Ausblick wird weiter auf diese von Expert_innen des Geschlechts thematisierte Anerkennung des inkorporierten Wissens eingegangen.

Ausblick

In dieser Studie wird herausgearbeitet, dass es eine Gleichzeitigkeit der Anerkennung des inkorporierten und medizinischen Geschlechterwissens gibt, obwohl beide Formen von Wissen sich eigentlich widersprechen. Sowohl Aktivist_innen als auch Therapeut_innen kritisieren in den Interviews die Perspektive von Mediziner_innen stark. Zugleich wird jedoch

deutlich, dass Inter*personen nur aufgrund der medizinischen Diagnose als Inter*personen angesehen werden. Es wird außerdem klar, dass eine Perspektive auf Inter*personen als in jedem Fall zu unterstützende Personen auch aus den eigenen, teilweise schmerzlichen Erfahrungen im Kontakt mit Inter*personen resultieren. Mit einer phänomenologischen Perspektive könnte hier weiter ausgearbeitet werden, was die Thematisierung dieser schmerzlichen Erfahrungen im Zusammenhang mit Inter*personen bedeutet. Lindemann (1993) zeigt beispielsweise in einer sehr aufschlussreichen Transsexuellenstudie, wie die soziale Wirklichkeit gegen Infragestellung und Zweifel immun wird, wenn diese körperlich gespürt werden. Wird beispielsweise die Konstruktion von Inter*personen als immer leidende Personengruppe nicht auch gegen eine Infragestellung dieser Perspektive immun, indem sie körperlich gespürt wird und indem diesem Wissen eine besondere Relevanz zugeschrieben wird? Kommt es also zu einer Viktimisierung von Inter*personen, so dass diese gar nicht mehr anders charakterisiert werden bzw. sich selbst charakterisieren? Hier ist weiter zu forschen, wie der für diese Studie entwickelte Begriff des Geschlechtersonderwissens weiter genutzt werden könnte.

Der Begriff Geschlechtersonderwissen ist für die Beschreibung der gegenwärtigen Verhältnisse mit Blick auf Expert_innen für Inter*- und Trans*themen besonders sinnvoll, da er das in diesem Feld liegende Paradoxon herauskristallisiert. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass zum einen von Therapeut_innen postuliert wird, die Perspektive von Inter*- und Trans*personen unbedingt als besonders gewichtig anerkennen zu müssen. Zum anderen aber werden diese, wenn möglich, aus professionellen Kreisen ausgeschlossen, auch als Therapeut_innen. Hier wäre weitere Forschung wünschenswert.

Wer wird mit welchen Begründungen aufgrund eines von der hegemonialen Norm abweichenden Geschlecht(erwissen)s aus professionellen Kreisen ausgeschlossen? Was bedeuten diese Ausschlüsse dafür, ob und welche Art Geschlecht zu leben als krank oder gesund definiert wird? Professionssoziologische Perspektiven bieten Ansätze über diese Ausschlüsse weiter nachzudenken (vgl. u.a. Mieg 2003; Kurtz 2002; Pfadenhauer 2003). Sinnvoll wäre, sich an Maiwalds (2004) Definition von Profession zu orientieren, wonach Professionsangehörige sich Mitglieder explizit aussuchen, um auch das verhandelte Wissen mit beeinflussen zu können.

Die Erforschung dieses Themas birgt allerdings viele Herausforderungen in sich, da Ausschlüsse von Inter*- und Trans*personen oftmals subtil erfolgen. Eine historische Rekonstruktion, in der sich auf die Ausschlüsse von Menschen als Therapeut_innen aufgrund des Geschlechts und der Sexualität bezogen wird, wäre mutmaßlich gewinnbringend, da auch homosexuelle Personen lange Zeit als Therapeut_innen ausgeschlossen wurden und noch immer mit Schwierigkeiten bezüglich der Anerkennung als Therapeut_innen kämpfen. Im Kongressband „Anders ver-rückt?! Lesben und Schwule in der Psychiatrie“ (Biechele/Hammelstein/Heinrich 2006) wird eindrücklich darauf hingewiesen, dass die Streichung von Homosexualität aus den diagnostischen Handbüchern nicht automatisch zu einer veränderten Perspektive geführt hat, sondern sich das seit Jahren tradierte Wissen weiterhin fortschreibt. Es müsste also sehr genau überlegt werden, wie diese Forschung aufgebaut werden könnte, um subtile Ausschlüsse erfassen zu können.

Noch eine abschließende Überlegung, die auf den Punkt bringt, was in dieser Studie verhandelt wird: Es wird versucht, keine Kategorien wie Geschlecht und Expert_in zu reproduzieren, weshalb sowohl das Geschlecht als auch der Expert_innenstatus der Interviewten weitestgehend nicht benannt wird. Es soll in der Analyse des Materials deutlich werden, ob und welchen Stellenwert diese Kategorien haben. Allerdings zeigt sich, dass diese Kategorien, also das Geschlecht und der Expert_innenstatus, in der Lebenswelt und daraus resultierend auch in dem, wie Expert_innen sprechen, ein starkes Gewicht haben. So thematisieren Aktivist_innen oftmals eigene Geschichten, Therapeut_innen hingegen diejenigen von Inter- oder Trans*personen. Diese zweigeteilte Form der Thematisierung reproduziert die Annahme eines alltagsweltlich und eines professionell denkenden Umfeldes, Aktivist_innen seien immer zugleich Inter*- oder Trans*personen. Sie werden daher häufig als „Expert_innen in eigener Sache“ (Schweizer/ Strauß 2013: 143) oder als Betroffene beschrieben, im Gegensatz zu fachlichen Expert_innen, von denen angenommen wird, dass sie einen professionellen Blick und Abstand auf das Thema haben. Demgegenüber zeigt diese Studie eindeutig, dass auch Therapeut_innen stark von Inter*- und Trans*themen betroffen sind und persönliche Motive, wie eine spezielle Form der Anerkennung und die Auseinandersetzung mit einem als spannend empfundenen Thema, verfolgen. Umgekehrt wird deutlich, dass Aktivist_innen sich für gesamtgesellschaftliche Veränderungen einsetzen. Es wäre also an der Zeit, die Zweiteilung, dass einerseits Professionsangehörige eine objektive, gesellschaftlich relevante und nicht von eigenen Interessen geleitete Perspektive

einnehmen sowie nicht selbst Inter* oder Trans* sind oder sein sollten, und dass andererseits Aktivist_innen immer eigene Interessen verfolgen und selbst immer Betroffene sind, zu überdenken.

Anhang

Der folgende Leitfaden und die dazugehörigen drei Kernsätze wurden in den Interviews verwendet. Die hervorgehobenen Aussagen sind in sehr ähnlicher Form immer präsentiert worden, die Nachfragen variierten. Z.T. wurden sie im Gespräch bereits beantwortet, weshalb nicht mehr explizit danach gefragt wurde.

Zu Beginn jedes Interviews wurden die Interviewten darauf hingewiesen, dass ihre Daten selbstverständlich vertraulich behandelt würden, weshalb eine Datenschutzerklärung und Schweigepflichterklärung beiderseits unterzeichnet wurden.

Teil I Der Leitfaden

Erfahrungen/ Werdegang

Können Sie/ kannst du mir von deiner/Ihrer Arbeit (als beratende Person) im Bereich/ mit Geschlecht/ aktive_r intersexuelle_r Person/ behandelnde_r Therapeut_in (mit Transsexuellen oder/und Intersexuellen); Wissenschaftler_in, der/die sich mit Geschlecht beschäftigt, erzählen? Ich habe Sie/ dich ja ausgewählt, weil ich Sie/ dich auch für aktiv tätig halte.

Können Sie/ Kannst du mir Reaktionen auf Ihre/ deine Arbeit erzählen, die für Sie/ dich besonders eindrucksvoll waren?

Wie lange sind Sie/ bist du schon aktiv tätig bzw. arbeiten Sie/ arbeitest du in dem Bereich?

Können Sie/ kannst du von den Anfängen erzählen, also wodurch sind Sie/ bist du dazu gekommen?

Wahrnehmung der Geschlechtszugehörigkeit

Wonach beurteilen Sie/ beurteilst du Geschlechtszugehörigkeit?

Gab es einen Anlass, der Ihre/ deine Wahrnehmung von Geschlechtszugehörigkeit verändert hat?

Was bedeutet Geschlechtszugehörigkeit für Sie/ dich?

Worin drückt sich Geschlechtszugehörigkeit für Sie/ dich aus?

Was meinen Sie/ meinst du, woran andere Personen die Geschlechtszugehörigkeit festmachen?

Gefühl der Beurteilung

Hatten Sie/ hattest du schon das Gefühl anders/ besser einschätzen zu können, wie jemand sich geschlechtsbezogen fühlt, als die Person selbst?

Erzählen Sie/ erzähl mir die Situation.

Wie ging es Ihnen/ dir dabei?

Hatten Sie/ hattest du schon einmal das Gefühl, bezogen auf Ihr/ dein Geschlecht eingeschätzt zu werden?

Erzählen Sie/ erzähl mir die Situation.

Teil II Kernsätze

Einzelne Übergabe der 3 Kernsätze mit der Bitte, sie vorzulesen oder leise zu lesen und darauf möglichst spontan zu reagieren.

Kernsatz 1: „Wenn ich die Norm in Frage stelle und sich mein Gegenüber darauf einlässt, dann hat das oft irritierende Konsequenzen: Also bis eben war ich noch normal. Wenn ich deine jetzt auch als normal zulasse, was ist denn dann mit mir? Da muss man ja was aufgeben, dann muss man sich ja auf diesen freien Fall einlassen, sich eine Identität erarbeiten zu müssen und sich das alles neu zusammensuchen zu müssen.“ (Lang 2006: 224)

Kernsatz 2: „Das Geschlecht ist doch Privatsache. Das geht niemanden etwas an. 'Herr Mayer' und 'Frau Mayer' zu sagen ist genau das gleiche wie 'Fotze Mayer' und 'Schwanz Mayer' zu sagen ...“ (Lang 2006: 227)

Kernsatz 3: „... Das ist ja auch immer das Komische an den Gefühlen, daß immer auch noch dabei ist, übertreibe ich es nicht total so, daß [sic!] ich diese ganzen Geschlechter als so wichtig sehe ...“ (Lindemann 1993: 73)

Literaturverzeichnis

- Allex, Anne (2012): Vorwort. In: Anne Allex (Hrsg.): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Beiträge für eine internationale Kampagne. Neu-Ulm, S. 7–8.
- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg, Westberlin.
- Anastasiadis, Maria; Bachmann, Gerlind (2005): Das Forschungstagebuch. In: Hubert Stiegler und Hannelore Reicher (Hrsg.): Praxisbuch. Empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Innsbruck, Wien, Bozen, S. 161–167.
- Baecker, Simon (2004): Einleitung: Wozu Gefühle? In: Soziale Systeme 10 (1), S. 5–20. Online verfügbar unter: http://www.soziale-systeme.ch/hefte/2004_1.htm, zuletzt eingesehen am 18.11.2013.
- Becker, Sophinette (2013): MRT statt TSG. Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26 (2), S. 145–159.
- Becker, Sophinette; Bosinski, Hartmut A. G.; Clement, Ulrich; Eicher, Wolfgang; Goerlich, Thomas M.; Hartmann, Uwe et al. (2013(1997)): Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen. Online verfügbar unter <http://www.bernhard-breuer.de/download/StandardsTS.pdf>, zuletzt eingesehen am 11.03.2013.
- Benjamin, Jessica (2004 (1988)): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt am Main.
- Beger, Nico J.; Franzen, Jannik; Genschel, Corinna (2002): Differente Bewegungen. Ein Gespräch über politische Aspekte von Transgender und anderen Bewegungen. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 205–240.
- Bereswill, Mechthild; Ehlert, Gudrun (1996): Alleinreisende Frauen zwischen Selbst- und Welterfahrung. Königstein/Taunus.
- Biechele, Ulrich; Hammelstein, Philipp; Heinrich, Thomas (2006): Einführung. Die Psychiatrie, die Homosexualität und die Homosexuellen. In: Ulrich Biechele, Philipp Hammelstein und Thomas Heinrich (Hrsg.): Anders ver-rückt?! Lesben und Schwule in der Psychiatrie. Jahrbuch Lesben - Schwule - Psychologie. Lengerich, S. 7–12.
- Blinkert, Baldo (2009): Sozialwissenschaftliche Sicherheitsforschung: Dimensionen und Kontexte. Vortrag. Online verfügbar unter: <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/personen/blinkert/publikation/bblinkert-sozialwissenschaftliche-sicherheitsforschung2.pdf>, zuletzt eingesehen am 02.01.2013.
- Bloom, Amy (2002): Normal: Transsexual CEOs, Crossdressing Cops, and Hermaphrodites with Attitude. New York.
- Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang (2009): Experteninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Zur Einführung in eine sich intensivierende Methodendebatte. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hrsg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3. grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden, S. 7–34.
- Bohn, Caroline (2006): Einsamkeit im Spiegel der sozialwissenschaftlichen Forschung. Universität Dortmund. Online verfügbar unter: <https://eldorado.tu-dortmund.de/handle/2003/23001>, zuletzt eingesehen am 19.11.2013.

- Bohnsack, Ralf (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Zusammenfassung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 6 (4), S. 550–570.
- Bohnsack, Ralf; Nohl, Arnd-Michael (2010): Komparative Analyse und Typenbildung in der dokumentarischen Methode. In: Gabriele Cappai, Shingo Shimada und Jürgen Straub (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse. Hermeneutik und die komparative Analyse kulturellen Handelns. Bielefeld, S. 101–128.
- Böhle, Fritz; Porschen, Stephanie (2011): Körperwissen und leibliche Erkenntnis. In: Reiner Keller und Michael Meuser (Hrsg.): Körperwissen. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Wiesbaden, S. 53–67.
- Bundesweiter Arbeitskreis TSG-Reform (2012): Forderungspapier zur Reform des Transsexuellenrechts. Online verfügbar unter: <http://www.tsgreform.de/>, zuletzt eingesehen am 08.05.2013.
- Butler, Judith (1991 (1990)): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (1997 (1993)): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2001 (1977)): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2002 (2001)): Jemandem gerecht werden. Geschlechtsangleichung und Allegorien der Transsexualität. In: Das Argument, S. 1–11. Online verfügbar unter: <http://www.linksnet.de/de/artikel/18051>, zuletzt eingesehen am 14.07.2011.
- BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN (2013): Antrag. Grundrechte von intersexuellen Menschen wahren. Online verfügbar unter: <https://www.lsvd.de/recht/sonstige-rechtsgebiete/intersexualitaet.html>, zuletzt eingesehen am 19.11.2013.
- Dausien, Bettina (1999): Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender“ in biographischen Erzählungen. In: Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hrsg.): Biographie und Leib. Gießen, S. 177–200.
- Deaux, Kay (2000): Gender and emotion: Notes from a grateful tourist. In: Agneta H. Fischer (Hrsg.): Gender and Emotion. Social Psychological Perspectives. Cambridge, S. 301–318.
- Degener, Ursula (2009): Wider die Hierarchisierung der Wissensformen? Rezension zu Wetterer, A.: Geschlechterwissen und Soziale Praxis. In: Freiburger GeschlechterStudien (23), S. 303–306.
- Deimling, Gerhard (1980): Angst und Einsamkeit. Ein soziologischer Versuch. Würzburg.
- Demiel, Diana (2012a): Das eigene Geschlecht ist ein Menschenrecht. Zur internationalen Kampagne 'Stop Trans*-Pathologisierung 2012'. In: Anne Alex (Hrsg.): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Beiträge für eine internationale Kampagne. Neu-Ulm, S. 15–28.
- Demiel, Diana (2012b): Was bedeutet DSM-IV und ICD-10? Zu den diagnostischen Handbüchern so genannter psychischer Störungen der Psychiater-latrokratie. In: Anne Alex (Hrsg.): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Beiträge für eine internationale Kampagne. Neu-Ulm, S. 36–43.
- Deutscher Ethikrat (2011): Zur Situation von Menschen mit Intersexualität in Deutschland. Öffentliche Anhörung und Dialog. Simultanmitschrift der Veranstaltung. Berlin. Online verfügbar unter: <http://www.ethikrat.org/veranstaltungen/anhoerungen/intersexualitaet>, zuletzt eingesehen am 08.07.2011.

Deutscher Ethikrat (2012): Stellungnahme zur Situation intersexueller Menschen in Deutschland. Online verfügbar unter: <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/stellungnahme-intersexualitaet.pdf>, zuletzt eingesehen am 20.03.2013.

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (2016a): Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision German Modification Version 2016. Mit Aktualisierung vom 21.12.2015. Online verfügbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/kodesuche/onlinefassungen/htmlgm2016/>, zuletzt eingesehen am 19.02.2016.

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (2016b): Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision German Modification Version 2016. Mit Aktualisierung vom 21.12.2015. Online verfügbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-who/historie/icd-11.htm>, zuletzt eingesehen am 19.02.2016.

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (2016c): ICD-10-GM Version 2016. Kapitel V Psychische und Verhaltensstörungen (F00-F99). Mit Aktualisierung vom 21.12.2015. Online verfügbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/kodesuche/onlinefassungen/htmlgm2016/block-f60-f69.htm>, zuletzt eingesehen am 19.02.2016.

Di Luzio, Gaia (2005): Professionalismus – eine Frage des Vertrauens? In: Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Professionelles Handeln. Wiesbaden, S. 69–86.

Dreitzel, Hans Peter (1970): Die Einsamkeit als soziologisches Problem. Basel, Zürich.

Dritte Option (2016): Statement zur Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage „Intergeschlechtliche Menschen in Deutschland“. Online verfügbar unter: <http://dritteoption.de/statement-zur-antwort-der-bundesregierung-auf-die-kleine-anfrage-intergeschlechtliche-menschen-in-deutschland/>, zuletzt eingesehen am 09.03.2016.

Dölling, Irene (2003): Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In: Süne Andresen; Irene Dölling und Christoph Kimmerle (Hrsg.): Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren. Opladen, S. 113–165.

Eckert, Lena (2013): Inter*sexualisierung – Klitorektomie und das Konzept der angeborenen Bisexualität. In: GENDER Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 5 (1), S. 24–38.

Engel, Antke (2002): Wieder die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt am Main, New York.

Engel, Antke (2003): Wie regiert die Sexualität? Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität im Kontext queer/feministischer Theoriebildung. In: Marianne Pieper und Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.): Gouvernementalität. Eine sozialwissenschaftliche Debatte im Anschluss an Foucault. Frankfurt am Main, S. 224–239.

Feinberg, Leslie (2007 (1998)): Trans Liberation. Beyond Pink or Blue. Boston.

Flam, Helena (2002): Soziologie der Emotionen – Eine Einführung. Konstanz.

Flick, Uwe (2002): Beobachtungsverfahren. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek, S. 199–232.

Foucault, Michel (1994 (1982)): Das Subjekt und die Macht. Nachwort von Michel Foucault. In: Hubert Dreyfus und Paul Rabinow (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim, S. 241–261.

- Franzen, Jannik (2002): Grenzgänge: Judith „Jack“ Halberstam und C. Jacob Hale. Weibliche Maskulinität, Transmänner und die Frage nach Bündnissen. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 69–92.
- Franzen, Jannik; Beger, Nico J. (2002): „Zwischen die Stühle gefallen“. Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 53–68.
- Franzen, Jannik; Sauer, Arn (2010): Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben. Hrsg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Berlin. Online verfügbar unter: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/benachteiligung_von_trans_personen_insbesondere_im_arbeitsleben.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt eingesehen am 21.01.2013.
- Fröhling, Ulla (2003): Leben zwischen den Geschlechtern. Intersexualität – Erfahrungen in einem Tabubereich. Berlin.
- Fuchs, Wiebke; Gahattas, Dan Christian; Reinert, Deborah; Widmann, Charlotte (2012): Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen. Online verfügbar unter: http://www.trans-nrw.de/?Politik:Die_Lebenssituation_transsexueller_Menschen_in_NRW, zuletzt eingesehen am 19.11.2013.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge.
- Gesetz zur Änderung personenstandsrechtlicher Vorschriften vom 7. Mai 2013 (BGBl. I, S. 1122). Online verfügbar unter: http://www.personenstandsrecht.de/SharedDocs/Downloads/PERS/Themen/Rechtsquellen/per%C3%A4nd_g.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt eingesehen am 09.03.2016.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998 (1967)): Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern.
- Goffman, Erving (2011 (1959)): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München, Zürich.
- Gregor, Anja (2010): Es waren zwei Königskinder. Intersexualität und Queer-Politiken: Grenzen und Möglichkeiten der geschwisterlichen Zusammenarbeit. In: arranca! # 43. Online verfügbar unter: <http://arranca.org/ausgabe/43/es-waren-zwei-koenigskinder>, zuletzt eingesehen am 14.11.2013.
- Groneberg, Michael (2008): Mythen und Wissen zu Geschlecht und Intersexualität. Eine Analyse relevanter Begriffe, Vorstellungen und Diskurse. In: Michael Groneberg und Kathrin Zehnder (Hrsg.): „Intersex“, Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes? Erfahrungen und Analysen. Fribourg, S. 83–144.
- Groneberg, Michael; Zehnder, Kathrin (Hrsg.) (2008): „Intersex“, Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes? Erfahrungen und Analysen. Fribourg.
- Guhde, Helen (2002): Körper – Gefühl. Leben in einer intersexuellen Realität. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 45–52.
- Güldenring, Annette (2009 (2006)): Eine andere Sicht des Transsexuellen. In: Udo Rauchfleisch (Hrsg.): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen, S. 131–168.
- Güldenring, Annette-Kathrin (2013): Zur „Psychodiagnostik von Geschlechtsidentität“ im Rahmen des Transsexuellengesetzes. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26 (2), S. 160–174.

- Hamm, Jonas A.; Sauer, Arn Thorben (2014): Perspektivenwechsel: Vorschläge für eine menschenrechts- und bedürfnisorientierte Trans*-Gesundheitsversorgung. In: Zeitschrift für Sexualforschung 27 (1), S. 4-30.
- Hartmann, Diana (2012): Intersex Exploration. Vortrag bei den queeren Hochschultagen vom 14. - 16. Mai. Queer Referat. Hamburg, 15.12.2012.
- Hartmann, Martin (2010 (2005)): Gefühle: Wie die Wissenschaften sie erklären. Frankfurt am Main.
- Herbrik, Regine (2013): Anselm Strauss: Gefühlsarbeit. In: Konstanze Senge und Reiner Schützeichel (Hrsg.): Hauptwerke der Emotionssoziologie. Wiesbaden, S. 346–350.
- Hermann, Steffen Kitty (aka S_he) (2003): Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: arranca! #28, S. 22-26. Online verfügbar unter: arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap, zuletzt eingesehen am 12.11.2013.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt am Main.
- Hirschauer, Stefan (2008): Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Taunus, S. 82–95.
- Hochschild, Arlie Russell (2006a (1983)): Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt am Main.
- Hochschild, Arlie Russell (2006b (1997)): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Wiesbaden.
- Homowiki (2012?): Trans*. Online verfügbar unter: http://www.homowiki.de/Trans*, zuletzt eingesehen am 25.10.2012.
- Illouz, Eva (2011 (2008)): Die Errettung der modernen Seele: Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt am Main.
- Illouz, Eva (2012 (2007)): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt am Main.
- Internationale Vereinigung Intergeschlechtlicher Menschen (2012): Presseerklärung der Internationalen Vereinigung Intergeschlechtlicher Menschen (IVIM) zur Stellungnahme “Intersexualität” des Deutschen Ethikrats vom 23.02.2012. Berlin. Online verfügbar unter: <http://www.intersexualite.de/index.php/presseerklarung-zur-stellungnahme-intersexualitat-des-deutschen-ethikrats-vom-23-02-2012/>, zuletzt eingesehen am 19.11.2013.
- Keller, Reiner; Meuser, Michael (2011): Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen. In: Reiner Keller und Michael Meuser (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden, S. 9–27.
- Kessler, Suzanne J. (2000 (1998)): Lessons from the Intersexed. New Brunswick.
- Kessler, Suzanne J.; Mc Kenna, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological approach. New York u.a.
- Kessler, Suzanne J.; Mc Kenna, Wendy (2006 (1978)): Toward a Theory of Gender. In: Susan Stryker und Stephen Whittle (Hrsg.): The Transgender Studies Reader. New York, S. 165–182.

- Kleiner, Bettina; Scheunemann, Kim (2015): Trans*/Trans*Geschlechtlichkeit. In: Gender Glossar / Gender Glossary (6 Absätze). Online verfügbar unter: <http://gender-glossar.de> zuletzt eingesehen am 28.10.2016.
- Klöppel, Ulrike (2002a): XX0XY Ungelöst. Störungsszenarien in der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 153–180.
- Klöppel, Ulrike (2002b): XX0XY ungelöst: Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität (GenderCodes – Transkriptionen zwischen Wissen und Geschlecht). Bielefeld.
- Klöppel, Ulrike (2011): Queer-feministische Politik und Inter*-Bewegung. Neuentdeckung eines unbekanntes Kontinents? In: arranca! #44. Online verfügbar unter: <http://arranca.org/ausgabe/44/queer-feministische-politik-und-inter-bewegung>, zuletzt eingesehen am 16.09.2013.
- Klöppel, Ulrike (2012): Medikalisierung „uneindeutigen“ Geschlechts. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung 'Das Parlament' 62 (20-21), S. 28–33.
- Knoblauch, Hubert (2010): Von der Kompetenz zur Performanz. Wissenssoziologische Aspekte der Kompetenz. In: Thomas Kurtz und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Soziologie der Kompetenz. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft, S. 237–253.
- Koch-Rein, Anne (2006): Cutting Both Ways: transSurgery and the Discursive Currency of the Cosmetic. In: Amir Hodžić and Jelena Poštić (Hrsg.): Transgressing gender: Two is not enough for gender (e)quality. The Conference Collection. Zagreb, S. 54–65.
- Kromminga, Ins A (2005): Die Borniertheit der Toleranz. Online verfügbar unter: <http://genderfreenation.de/gfnneu/texts.html>, zuletzt eingesehen am 09.12.2013.
- Kurtz, Thomas (2002): Berufssoziologie. Bielefeld.
- Kurtz, Thomas (2010): Der Kompetenzbegriff in der Soziologie. In: Thomas Kurtz und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Soziologie der Kompetenz. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Wiesbaden, S. 7–25.
- Küpers, Wendelin; Weibler, Jürgen (2005): Emotionen in Organisationen. Stuttgart.
- Küppers, Carolin (2012): Soziologische Dimensionen von Geschlecht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung 'Das Parlament' 62 (20-21), S. 3–8.
- Lang, Claudia (2006): Intersexualität. Menschen zwischen den Geschlechtern. Frankfurt am Main.
- Leithäuser, Thomas; Volmerg, Birgit (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung: Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen.
- Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main.
- Lorenzer, Alfred (1984): Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse. Frankfurt am Main.
- Maiwald, Kai-Olaf (2004): Professionalisierung im modernen Berufssystem. Das Beispiel der Familienmediation. Wiesbaden.
- Medizinischer Dienst des Spitzenverbandes Bund der Krankenkassen e.V. (MDS) (2009): Begutachtungsanleitung Geschlechtsangleichende Maßnahmen bei Transsexualität. Online

verfügbar unter: http://www.mds-ev.de/media/pdf/RL_Transsex_2009.pdf, zuletzt eingesehen am 22.12.2013.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Carl Friedrich Graumann und Johannes Linschoten (Hrsg.): Phänomenologisch-psychologische Forschungen. Band 7. Berlin, S. 185–206.

Mertens, Wolfgang (1998): Psychoanalytische Grundbegriffe. Ein Kompendium. Weinheim.

Meuser, Michael (2005): Professionelles Handeln ohne Profession? Eine Begriffsrekonstruktion. In: Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Professionelles Handeln. Wiesbaden, S. 253–264.

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2009): Experteninterviews und der Wandel der Wissensproduktion. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hrsg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3. Auflage. Wiesbaden, S. 35–60.

Meyenburg, Bernd; Renter-Schmidt, Karin; Schmidt, Gunter (2015): Begutachtung nach dem Transsexuellengesetz; Auswertung von Gutachten dreier Sachverständiger 2005–2014. In: Zeitschrift für Sexualforschung. 28(02), S. 107–120.

Meyer, Uli (2007): „Almost homosexual“. Schwule Frauen/ Schwule Transgender (GirlFags/Trans*Fags). In: Liminalis (1), S. 59–82. Online verfügbar unter: www.liminalis.de/artikel/Liminalis2007_meyer.pdf, zuletzt eingesehen am 20.11.2013.

Mieg, Harald (2003): Problematik und Probleme der Professionssoziologie. Eine Einleitung. In: Harald Mieg und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Professionelle Leistung – Professional Performance. Positionen der Professionssoziologie. Konstanz, S. 11–46.

Morgan, Ruth; Marais, Charl; Wellbeloved, Joy Rosemary (Hrsg.) (2009): Trans: Transgender Life Stories from South Africa. Johannesburg.

Morgenroth, Christine (2010): Die dritte Chance: Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen. Wiesbaden.

Moser, Andrea (2010): Kampfzone Geschlechterwissen: Kritische Analyse populärwissenschaftlicher Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit. Wiesbaden.

Münkler, Herfried; Ladwig, Bernd (1997): Dimensionen der Fremdheit. In: Herfried Münkler und Bernd Ladwig (Hrsg.): Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin, S. 11–44.

Nohl, Arnd-Michael (2009): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.

Oevermann, Ulrich (2010 (2001)): Strukturprobleme supervisorischer Praxis: Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse zur Überprüfung der Professionalisierungstheorie. Frankfurt am Main.

Parsons, Talcott (1959): The School Class as a Social System: Some of Its Functions in American Society. In: Harvard Educational Review, Vol. 29, 297-318.

Parsons, Talcott (1968 (1937)): The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers. New York.

Pfadenhauer, Michaela (2003): Professionalität. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz. Opladen.

- Pfadenhauer, Michaela (2005): Die Definition des Problems aus der Verwaltung der Lösung. Professionelles Handeln revisited. In: Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Professionelles Handeln. Wiesbaden, S. 9–26.
- Pfadenhauer, Michaela (2010): Kompetenz als Qualität sozialen Handelns. In: Thomas Kurtz und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Soziologie der Kompetenz. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Wiesbaden, S. 149–172.
- Pfäfflin, Friedemann (2008): Transsexuelles Begehren. In: Anne Springer, Karsten Münch und Dietrich Munz (Hrsg.): Sexualitäten. Gießen, S. 311–330.
- Polymorph (Hrsg.) (2002): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. München.
- Queen, Carol; Schimel, Lawrence (Hrsg.) (1997) PoMoSexuals. Challenging Assumptions about Gender and Sexuality. San Francisco.
- Rastetter, Daniela (2008): Zum Lächeln verpflichtet. Emotionsarbeit im Dienstleistungsbereich. Frankfurt am Main.
- Rauchfleisch Udo (Hrsg.) (2009 (2006)): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen.
- Reichertz, Jo (2011): Subjektivität in der Forschung. Eine Problemübersicht. Vorkongress Subjektivität Forschungsprozess. Sigmund Freud Institut. Frankfurt am Main, Juli 2011.
- Remus, Juana (2013): Ein Leben ohne Geschlecht? Online verfügbar unter: <https://www.juwiss.de/111-2013/>, zuletzt eingesehen am 09.03.2016.
- Richter-Appelt, Hertha (2006): Sexualität und Psychotherapeuten. In: Otto F. Kernberg, Birger Dulz und Jochen Eckert (Hrsg.): WIR: Psychotherapeuten über sich und ihren 'unmöglichen' Beruf. Stuttgart, S. 145–155.
- Richter-Appelt, Hertha (2008): Intersexualität und Begehren. Sexuelle Wünsche und Fantasien bei nicht eindeutigem Geschlecht. In: Anne Springer, Karsten Münch und Dietrich Munz (Hrsg.): Sexualitäten. Gießen, S. 331–346.
- Richter-Appelt, Hertha (2012): Irritationen des Geschlechtswechsels im Wandel. Beiträge in 25 Jahren Zeitschrift für Sexualforschung. In: Zeitschrift für Sexualforschung 25 (3), S. 252–272.
- Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München.
- Rippl, Daniela (2008): Gender Feelings – Emotion Trouble. In: Daniela Rippl und Verena Mayer (Hrsg.): Gender Feelings. München, S. 9–25.
- Rolker, Christof (2016): Name und Geschlecht im Recht. Online verfügbar unter: <https://intersex.hypotheses.org/3873>, zuletzt eingesehen am 31.10.2016.
- Scheunemann, Kim (2015): Über die (Nicht-)Zusammengehörigkeit von Geschlecht, sexuellen Praktiken und Begehren. In: Cornelia Koppetsch und Sven Lewandowski (Hrsg.): Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität. Bielefeld, S. 127-149.
- Scherke, Katharina (2009): Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie. Wiesbaden.

- Schmechtel, Corinna (2012): Psychiatrie und Geschlechtersystem. Geschlechtsidentität und Psychiatrie. In: Anne Alex (Hrsg.): Stop Trans*-Pathologisierung. Berliner Beiträge für eine internationale Kampagne. Neu-Ulm, S. 29–35.
- Schmidt, Gunter (2013): Viel Aufwand und wenig Effekt. Anmerkungen zum Transsexuellengesetz. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26 (2), S. 175–177.
- Schirmer, Uta (2010): Geschlecht anderes gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld.
- Schulte-Fischedick, Valeria (2002): „...wie exotische Schmetterlinge an ihren Wänden“. Ein Interview mit Del LAGrace Volcano. In: Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin, S. 13–30.
- Schwarz, Christoph Heiner (2008): Ethnoanalyse und Ethnohermeneutik: Kritische Sozialforschung als Reflexion der Forschungsbeziehung. In: Ulrike Freikamp, Matthias Leanza, Janne Mende, Stefan Müller, Peter Ullrich und Heinz-Jürgen Voß (Hrsg.): Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. Berlin, S. 147–170.
- Schweizer, Katinka; Strauß, Bernhard (2013): Debatte zum Reformbedarf des Transsexuellengesetzes (TSG). Abschaffen, ändern oder pragmatisch anwenden? Eine Einführung. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26 (2), S. 143–144.
- Senge, Konstanze (2013): Die Wiederentdeckung der Gefühle. Zur Einleitung. In: Konstanze Senge und Reiner Schützeichel (Hrsg.): Hauptwerke der Emotionssoziologie. Wiesbaden, S. 11–32.
- Shields, Stephanie (2008): The Education of Emotions. In: Daniela Rippl und Verena Mayer (Hrsg.): Gender Feelings. München, S. 107–136.
- Sieben, Anna (2012): Geschlecht und Psyche: Auf der Suche nach Geschlechtlichkeit und Sexualität in klassischen psychologischen Theorien des 20. Jahrhunderts. Vortrag bei der Ringvorlesung „Jenseits der Geschlechtergrenzen“. AG Queer Studies. Hamburg, 19.12.2012.
- Sigusch, Volkmar (1992): Geschlechtswechsel. Hamburg.
- Sigusch, Volkmar (2005): Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt am Main.
- Sigusch, Volkmar (2013): Liquid Gender. In: Zeitschrift für Sexualforschung 26 (2), S. 185–187.
- Sigusch, Volkmar; Meyenburg, Bernd; Reiche, Reimut (1979): Transsexualität. In: Volkmar Sigusch (Hrsg.): Sexualität und Medizin. Köln, S. 249–311.
- Sprondel, Walter M. (1979): „Experte“ und „Laie“: Zur Entwicklung von Typenbegriffen in der Wissenssoziologie. In: Walter M. Sprondel und Richard Grathoff (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart, S.140–154.
- Stefanowitsch, Anatol (2011): Frauen natürlich ausgenommen. Online verfügbar unter: <http://www.scilogs.de/wblogs/blog/sprachlog/sprachstruktur/2011-12-14/frauen-naturlich-ausgenommen>, zuletzt eingesehen am 09.01.2012.
- Stenger, Horst (1997): Deutungsmuster der Fremdheit. In: Herfried Münkler und Bernd Ladwig (Hrsg.): Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin, S. 159–222.
- Stoff, Heiko (2001): Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung. Neue Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Ulf Heidel, Stefan Micheler und Elisabeth Tuidier (Hrsg.): Jenseits

der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. Hamburg, S. 275-290.

Stoller, Silvia (2008): Latentes Geschlechterwissen. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Taunus, S. 64–81.

Szymenderski, Peggy (2012): Gefühlsarbeit im Polizeidienst. Wie Polizeibedienstete die emotionalen Anforderungen ihres Berufs bewältigen. Bielefeld.

Tietz, Lüder (2011): Kritik der Psychopathologisierung von Homo-, Trans- und Intersexualität. Vortrag bei der Ringvorlesung „Jenseits der Geschlechtergrenzen“. AG Queer Studies. Hamburg, 18.05.2011.

Tolmein, Oliver (2013): Das verordnete Geschlecht. Zwangsoperationen von Intersexuellen in Deutschland. Vortrag im Rahmen der „Kritische[n] Diskussionsreihe zu Medizin und Recht“. Kritische Jurastudierende Hamburg. Hamburg, 24.04.2013.

Trans-Ident e.V. (2013): Überarbeitung der Behandlungsleitlinien für Transsexuelle. Online verfügbar unter: [http://www.trans-ident.de/index.php?option=com_content &view=article&id=192:ueberarbeitung- der-behandlungsleitlinien-fuer-transsexuelle&catid=51:nachrichten&Itemid=31](http://www.trans-ident.de/index.php?option=com_content&view=article&id=192:ueberarbeitung-der-behandlungsleitlinien-fuer-transsexuelle&catid=51:nachrichten&Itemid=31), zuletzt eingesehen am 22.12.2013.

TransInterQueer e.V. (2013): PM der IVIM/OII-Deutschland zum offenen Geschlechtseintrag. Online verfügbar unter: <http://www.transinterqueer.org/aktuell/pm-der-ivim-ii-deutschland-zum-offenen-geschlechtseintrag/>, zuletzt eingesehen am 08.05.2013.

TransInterQueer e.V. (2014): TriQ und die Entpsychopathologisierung von Trans*. Geschlechtsdysphorisch? Geschlechtsinkongruent? Warten auf die Entpsychopathologisierung von Trans* im ICD-11 und was das DSM-5 damit zu tun hat. Online verfügbar unter: <http://www.transinterqueer.org/allgemein/triq-und-die-entpsychopathologisierung-von-trans/>, zuletzt eingesehen am 19.02.2016.

TransInterQueer e.V. (2016a): Expert_innentum und Hierarchie. Weshalb wir uns nicht an allen inter*bezogenen Veranstaltungen beteiligen. Online verfügbar unter: http://www.transinterqueer.org/aktuell/expert_innentum-und-hierarchien/, zuletzt eingesehen am 03.03.2016.

TransInterQueer e.V. (2016b): TriQ. Willkommen bei TransInterQueer! Online verfügbar unter: <http://www.transinterqueer.org/>, zuletzt eingesehen am 03.03.2016.

Trautwein, Niki (2013): Inter* und Trans* im Nationalsozialismus. Vortrag bei der Hanse-Intersex-Trans*-Tagung. Hamburg, 01.09.2013.

Treibel, Annette (1993): Geschlecht als soziale Konstruktion. Ethnomethodologie und Feminismus. In: Annette Treibel (Hrsg.): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen, S. 131–152.

Truschkat, Inga (2008): Kompetenzdiskurs und Bewerbungsgespräche. Eine Dispositivanalyse (neuer) Rationalitäten sozialer Differenzierung. Wiesbaden.

Ullrich, Carsten G. (1999): Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. Leitfadenkonstruktion, Interviewführung und Typenbildung. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung: Arbeitspapiere 3. Online verfügbar unter: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/d7/de/publications/report/deutungsmusteranalyse-und-diskursives-interview-leitfadenkonstruktion-interviewfuhrung-und-typenbildung>, zuletzt eingesehen am 20.11.2013.

- Villa, Paula-Irene (2006 (1999)): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden.
- Villa, Paula-Irene (2008): Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: Paula-Irene Villa (Hrsg.): *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologie des Selbst*. Bielefeld, S. 7–20.
- Vogel, Christian P. (2013): Anmerkungen zur Debatte über das TSG aus Sicht eines praktisch tätigen Psychiaters. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 26 (2), S. 178–184.
- Volmerg, Birgit; Senghaas-Knobloch, Eva; Leithäuser, Thomas (1986): *Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse*. Opladen, S. 269–277.
- Voß, Heinz-Jürgen (2008): Die Behandlung von Intersexuellen in der Diskussion. Rezension von: Michael Groneberg, Kathrin Zehnder (Hrsg.): *„Intersex“: Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes? Erfahrungen und Analysen* (Academic Press Fribourg). In: *querelles-net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung* (26), Online verfügbar unter: <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/693>, zuletzt eingesehen am 19.04.2012.
- Waldenfels, Bernhard (1997): Phänomenologie des Eigenen und des Fremden. In: Herfried Münkler und Bernd Ladwig (Hrsg.): *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Berlin, S. 65–83.
- Wetterer, Angelika (2006): Ordentlich in Unordnung? Widersprüche im sozialen Wandel der Geschlechterverhältnisse. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*. 31 (4), S. 5–22.
- Wetterer, Angelika (2008a): Vorbemerkung. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein/Taunus. S. 7-12.
- Wetterer, Angelika (2008b): Geschlechterwissen: zur Geschichte eines neuen Begriffs. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein/Taunus. S. 13–36.
- Wetterer, Angelika (2008c): Geschlechterwissen & soziale Praxis. Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein/Taunus. S. 39–63.
- Wowerie, Jörg (2011): Zur Situation von Menschen mit Intersexualität in Deutschland. Stellungnahme. Online verfügbar unter: <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/woweries-stellungnahme-intersexualitaet.pdf>, zuletzt eingesehen am 02.02.2016.
- Zammuner, Vanda L. (2000): Men's and women's lay theories of emotion. In: Agneta H. Fischer (Hrsg.): *Gender and emotion. Social psychological perspectives*. Cambridge, S. 48–70.
- Zehnder, Kathrin (2010): *Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und leiblicher Erfahrung*. Bielefeld.
- Zoege, Monika (2004): *Die Professionalisierung des Hebammenberufs. Anforderungen an die Ausbildung*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.
- Zwischengeschlecht (2013): *Zwischengeschlecht.info*. Online verfügbar unter: <http://blog.zwischengeschlecht.info/>, zuletzt eingesehen am 14.11.2013.